

Vorwort .....	2	18. Roger X. (geboren 1939).....	174
1. Max Wolfgang Kunze (geboren 1928) .....	3	19. Marcel Yanelli (geboren 1938) ....	177
2. Heinz-Jürgen Kliewer (geboren 1935) .....	17	20. Pierre-Jean Bauzou (geboren 1950) .....	184
3. Hedwig Keßler (geboren 1929).....	27	21. Zofia Posmysz (geboren 1923) ...	187
4. Emma Ruch (geboren 1921) .....	39	22. Leon Jamrożek (geboren 1950)..	195
5. Hermann Ebeling (geboren 1935) ...	50	23. Wojciech Marcinkiewicz (geboren 1945) .....	197
6. Josef Ehrmann (geboren 1937) .....	64	24. Dawid Litwicki (geboren 1997) ....	200
7. Maria Stengel (geboren 1930) .....	68	25. Zeynab Mahdiyeva (geboren 1997) .....	201
8. Philipp Rodrian (geboren 1927) .....	81	26. Selma Lejlic (geboren 1997).....	202
9. Marie-Thérèse Perrin (geboren 1927) .....	96	27. Gasali Tunc (geboren 1997) .....	203
10. Gustav Eck (geboren 1923).....	105	28. Preben Værholm (geboren 1990)	204
11. Jörg Engel (geboren 1967).....	118	29. Marija Zarembienė (geb. 1982)...	205
12. Peter Gerlach (geboren 1947) .....	138	30. Laima Laurinavičiūtė (geb. 1977).	206
13. Karla Feig (geboren 1959).....	144	31. Dalia Ignotienė (geb. 1965).....	207
14. Renate Steegmans (geboren 1938) .....	159	32. Aida Mikalauskienė (geb. 1963)...	209
15. Marcel Suillerot (geboren 1923) ..	161	33. Edmundas Grigaliūnas ( geb. 1959) .....	211
16. Fanny Zlotowicz, verheiratete Sancellier (geboren 1929) .....	167	34. Zita Jackūnienė (geb. 1959) .....	212
17. Patrick Chatelin (geboren 1932)..	171	35. Nijolė Daubaraitė (geb. 1956).....	213
		36. Rimgaudas Ruzgys (geb. 1937)...	214

## Vorwort

*Jedes Trauma, das man nicht in Worte fasst, kommt eines Tages wieder hoch und kann verheerende Folgen haben. Das lehrt uns die Psychoanalyse. (...) Es geht nicht darum die Symptome zu beseitigen, sondern damit fertig zu werden, wenn sie wieder auftauchen. Deshalb ist es notwendig davon zu sprechen, was zu einem Trauma geworden ist, ob im einzelnen Leben oder in der Gesellschaft. (...)  
Wenn ein Trauma totgeschwiegen wird, ist es eine doppelte Strafe.*

*(Marcel Yanelli, Zeitzeuge aus Dijon)*

Das Schweigen über das Vergangene verletzt. Es verletzt einzelne Menschen, die nicht wahrgenommen werden, deren Schicksal vergessen wird. Und es verletzt die anderen, die die Vergangenheit übergehen und nicht aus ihr lernen können.

Unser Projekt "Europäische Erinnerungskulturen. Umbrüche und Aufbrüche in Biographien und Gesellschaften" wird in den Jahren 2013 bis 2015 an fünf Schulen durchgeführt: in Deutschland und Frankreich, in Polen, Norwegen und in Litauen. Jede Nation hat ihre eigenen Erinnerungen, die sie heute noch umtreiben. Und so haben die Schüler jedes Landes andere Themen gefunden, zu denen sie Zeitzeugen befragen wollten: Das Ende des Zweiten Weltkriegs und der Fall der Mauer, der Algerienkrieg und die Solidarnosc-Bewegung, der "Baltische Weg" und das Attentat vom 22. Juli 2011 in Norwegen. 36 Interviews sind es insgesamt geworden, die in mühseliger Kleinarbeit in langen Gesprächen erfragt, transkribiert, korrigiert, autorisiert, teilweise übersetzt und nun gesetzt wurden. Jedes einzelne Interview steht für das Leben eines Menschen und wir danken unseren Zeitzeugen, dass sie dieses Leben mit uns teilen wollten.

Die Comenius-Gruppe

## 1. Max Wolfgang Kunze (geboren 1928)



*Im folgenden Interview berichtet der deutsche Zeitzeuge Max Wolfgang Kunze (geboren 1928) über die Zwänge des Nationalsozialismus in seiner Jugendzeit. Mit sechzehn Jahren wurde er zur Wehrmacht eingezogen: „Wir sind als Luftwaffenhelfer Schüler gewesen, nach wie vor. Das ist das Merkwürdige“. Krieg und Schule bildeten eine seltsame Einheit. Mit dem Erreichen des Alters der Wehrpflicht kam er zum Reichsarbeitsdienst. Noch im Februar 1944 wurde er als Luftwaffenhelfer eingezogen. Schließlich kam er in russische Kriegsgefangenschaft. Mit Glück entging er der Deportation nach Sibirien. Am Schluss seines Interviews richtet Herr Kunze eine Botschaft an heutige Jugendliche: „Prüft alle Propagandanachrichten“.*

Interview am 17.01.14 in Gleiszellen-Gleishorbach mit Johanna Ginzer, Stefanie Müller, Bettina Schlender

Herr Kunze: So, ja. Was kann ich erzählen?

Bettina: Wir haben uns zuerst ja mal, ja ausgehend von dem Buch ist uns ja aufgefallen, dass Sie ja 1928 dann in Schlesien geboren sind. Also, dass Sie fünf Jahre alt waren, als Hitler an die Macht gekommen ist. Und deshalb haben wir uns gefragt: Wie hat der Natio-

nalsozialismus Ihre Kindheit geprägt? Weil, wie oder was für eine Rolle hat der Nationalsozialismus in Schlesien gespielt? Was können Sie uns dazu sagen?

H.K.: Ich glaube nicht, dass mich das in der Kindheit in irgendeiner Weise berührt hat. Ich weiß zwar, es gibt natürlich neben diesem Buch auch ein anderes Buch, nämlich ein, ein Buch wirklich über meine Geschichte. Das ist ja ein sehr viel konstruiert und hier hab ich ja viel den Kindern eigentlich erklären wollen: Was ist eigentlich Politik? Was ist eigentlich Religion? Was gehört dazu? Gesetzemachen und so weiter. Das hat uns oder mich als Kind natürlich kaum interessiert damals, als Fünfjähriger schon gar nicht. Ich kann mich deutlich entsinnen, dass ich sehr zeitig mit meinem Vater zu einer Wahl gehen musste. Denn Hitler hat ja, ich denke, dass das kurz vor der... Wann war die Machtergreifung?

B: 33

H.K.: 33, Kurz davor hat es noch eine große Wahl gegeben. Da musste man mit „Ja“ abstimmen und ich habe dieses kleine Ja steckte man sich, nicht wir als Kinder, aber die Erwachsenen, steckte man sich das an, um zu dokumentieren: Wir sind... Also Kindheit, Kindheit hat mich im Grunde genommen, weder interessiert, was politisch passiert, noch irgendetwas davon gespürt. Aus den Erzählungen der Eltern weiß man natürlich, jetzt ich bin unvorsichtig, ich werde jetzt alles sagen: „Gott sei Dank, ist jetzt Ordnung im Land.“ Mein Vater hat als junger Mensch eine Lebensmittelgroßhandlung gegründet, in dem kleinen Ort Hirschberg im Riesengebirge und hat davon erzählt, wie die Jahre davor 27, 28, 29 gewaltige Straßenkämpfe da waren, bis Einbrüche, um an Lebensmittel heranzukommen und das

ist dann mit zweiund-, dreiunddreißig, scheinbar, sag ich heutzutage, völlig, hat nicht mehr stattgefunden. Aus diesem Gesichtspunkt sind Erwachsene, bestimmte Erwachsene sind froh gewesen. Sie werden ja vielleicht auch in diesem Buch gelesen haben, dass ich Unterschiede gemacht habe: Die Leute sind froh gewesen. Sie sind besorgt gewesen. Die sind sehr unruhig gewesen, weil sie gespürt haben, es tut sich etwas.



So das ist bis, bis fünf Jahre. Später mit 10 Jahren wurde man ja, da wurde man Hitlerjunge. Fast wie selbstverständlich. Es gab es nicht anders, als Kind als dass man in diese Jugendbewegung miteintrat, denn, ich sag das mal aus heutiger Sicht, ich glaube die Eltern, es gab den sogenannten Dienst, immer Mittwochnachmittag und Sonnabend. Die Eltern überall sind froh gewesen, dass die Burschen aus dem Haus waren. Und da der Mutter wenigstens nicht mehr am Rockschrüzel, an der, am Rock hingen. Was haben wir gemacht? Wir sind in so einem kleinen Ort, Hirschberg ist so groß wie Landau, 30 000 Einwohner damals gewesen, wir sind, es liegt sehr malerisch innerhalb eines weiten Kessels von, rings von Bergen umgeben, nämlich unmittelbar am Riesengebirge. Wir sind in die, in die Umgebung gegangen. Da wurde gesungen, da wurden Geländespiele natürlich, das ist also ein bisschen später gewesen, gebastelt wurde und

es wurde, was ich mich deutlich entsinne, sehr zeitig sind wir zum Sammeln aufgefordert worden, zusammen mit unseren Einheiten, also jetzt sag ich mal mit. Man ging dann mit einer Blechdose. Und es wurde das Winterhilfswerk, sehr zeitig, ist das eine Organisation, die über die NSDAP, Sie wissen, was die NSDAP war,

eingeführt wurde und es wurden... Wir mussten auf die Leute zugehen: „Wollen Sie nicht etwas dafür spendieren?“ Und dann zeigten die Leute: „Gucken Sie mal, ich hab ja schon.“ Manchmal gab es so kleine, kleine Hunde oder Dackel oder irgendetwas zum Anstecken. Da wusste man, da brauchte man nicht nochmal hinzugehen. Das ist alles. Schrecklich empfinde ich, schrecklicher finde ich, als wir dann vielleicht 11 Jahre waren und man marschierte durch die Stadt. Das ist dann so beliebt gewesen. Mit einer Fahne vorweg. Und dann vielleicht in Dreierreihen. Ich würde mal sagen sechs Dreierreihen; 18 Leute marschierte man durch die Stadt (mit Lied?) und man, wir als junge Dachse, erwarteten, dass die Passanten die Fahne grüßten, nicht. Dann musste man also hin. Es sind immer zwei, drei aus der, aus dieser Gruppe vorher bestimmt gewesen, die gehen, gingen dann auf sie zu und sagen: „Warum haben Sie die Fahne nicht begrüßt?“ „Ah, Entschuldigung“, machten sie dann so (angedeuteter Armbewegung). Also, das ist schon, das ist schon ne merkwürdige Sache, aber das hat man dann, dann als junger Mensch für selbstverständlich gehalten. Ich habe das eine Beispiel genannt mit einer Bewohnerin unseres Hauses, die ich unterwegs, eine Dame, eine gehobene Dame, sag ich mal, die in einen Laden zufälligerweise dort hinein ging, als ich auch dort war. Und da war ich als kleiner Junge. Sie sagte: „Guten Tag, Herr Soundso!“ Und ich bin dann zu ihr hin

gegangen und sagte: „Frau Hartuch, das heißt doch „Heil Hitler!““ So, da ist man stolz, dass man das gesagt hat. Heute würde ich das natürlich als Blödsinn ansehen, aber Sie brauchen nur in die Welt hineinzugucken: Überall müssen Sie's heute jetzt genauso machen. Bloß s'heißt dann nicht mehr „Heil Hitler!“, sondern dann heißt es „Heil Putin!“ oder so etwas. So das ist das, das ist das. Für Schlesien kann ich nicht sagen, ob es da eine besondere Entwicklung gab. Schlesien gehörte wie selbstverständlich zum Bundesgebiet. Ist ja als ein, aus meiner heutigen Sicht, ein außerordentlich wichtiger Rohstofflieferant gewesen, insbesondere von, von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, gehörte wie selbstverständlich, die Kornkammer Deutschlands gewesen. Es ist ja auch nur ein Teilgebiet gewesen, denn dazu gehörte, nach dem sogenannten Korridor, Ostpreußen ja auch noch dazu. Also für uns hat es nichts Besonderes, etwas Anderes gegeben. Sie wollen vielleicht darauf hinaus, dass es, wenn ich mich nicht irre, ich glaube sogar Göring, ist irgendwie sogar Präsident von Schlesien gewesen. Ich kenne, die politische Organisation der damaligen Zeit, hat uns nicht interessiert, ob ich ein Kreis war, ob das ein Kreisleiter, heute würden wir vielleicht Landrat sagen dazu, das hat uns oder mich insbesondere überhaupt nicht interessiert.

B: Ja, Sie haben aber vorhin davon gesprochen, dass Sie elf Jahre alt waren als Sie dann in Märschen durch die Stadt gelaufen sind und Sie haben vorhin ja auch schon angesprochen, dass Sie dann später unbedingt Luftwaffenhelfer wurden. Dann in Ihrer frühen Jugend. Wie sind Sie darauf gekommen, dass Sie als Soldat in den Krieg gehen wollten auch?

H.K.: Das hängt damit zusammen, dass, aus heutiger Sicht, sind wir, wenn ich wir Jugend

sage, derart manipuliert wurden, alles das für ernst zu nehmen, wo Deutschland scheinbar oder anscheinend bedroht wurde. Und man natürlich- natürlicherweise helfen wollte diese Bedrohung abzuwenden. Wir wollten dabei sein, das abzuwenden. Man wird ja nicht Luftwaffenhelfer nur weil er eine Uniform hat, sondern man musste da sich ja hinter eine Kanone stellen. Mit der man ja die damaligen Flugzeuge abschießen wollte oder sollte, denn es kamen ja sehr zeitig schon ab, ab 39 kamen da schon die ersten Luftangriffe, ob jetzt als Vergeltung oder nicht, weil Deutschland angefangen hat, ja oder nein, aber die ersten Städte Berlin, Hamburg, das Ruhrgebiet wurden bombardiert und da hat man natürlich dabei sein wollen, dass das nicht passiert. Wir wollten auf, wir unsere Familien schützen, wir wollten, großkotzig sag ich mal, Deutschland schützen, nicht?



B: Okay, ja und so sind Sie dann, (...)( zur Wehrmacht eingezogen worden ). Also mit sechzehn sind Sie dann auch Soldat geworden. Wie ist es dazu gekommen?

H.K.: Weil das automatisch ist. Da kann man... Wir sind als Luftwaffenhelfer Schüler gewesen, nach wie vor. Das ist das Merkwürdige. In meinem, diesem Buch steht sogar, was sich viel später erst herausfilterte, dass ich zeige, es gab ein Gesetz, dass wir Schüler waren und an den jeweiligen Orten, an den beiden Orten, bei denen ich war, sind, mussten Lehrer mit dabei sein. Zum Beispiel in Berlin gingen wir regelmäßig zur, noch zur Schule vormittags, weil am Flughafen, wo wir waren machte der Lehrer, der mit musste, sag ich ja, Unterricht. Und es sind, auf Deutsch gesagt, ganz arme Schweine gewesen, weil wir, das können Sie sich vorstellen, wir waren, wir sind, wir fühlten uns als kräftige Soldaten und haben uns gedacht: „Mensch, was wollen denn Lehrer hier von uns?“ Wir haben die fertig gemacht, in Grund und Boden, mit allen den, mit Scharren

und Rumoren und wieder Komm und dann kannte man den Spitznamen dieses Lehrers und das ist schrecklich gewesen. Aus Sicht des Lehrers natürlich. Also das hörte automatisch auf und dann, ... jetzt machen Sie mich richtig stutzig zu sagen, wann ist es dann automatisch geworden. Dann bin ich wehrpflichtig geworden. Da, das auch hier dann wird man eingezogen aufgrund des Alters und zwar damals noch mit, um die Reihenfolge zu wahren, damals zuerst zum Arbeitsdienst. Dieses RAD heißt der Reichsarbeitsdienst. Das ist ja von der Bevölkerung, so würde ich es, als eine segensreiche Einrichtung empfunden worden. Als erstes, die eingeführt wurde, weil die in erster Linie die Arbeitslosen von der Straße kamen. Und daher stammen ja diese beiden Großprojekte: Entsumpfen der Elbe-Niederung und zweitens Anlegen der Autobahn, die in erster Linie durch die ... Eingezogenen des Arbeitsdienst gemacht wurde. Das man rückwirkend auch sagen kann: „Na ja gut, sie haben auch Drill bekommen, sie durften auch sich in Reih und Glied hinstellen, aber ich kann mich nicht entsinnen, ich musste ja auch zum Arbeitsdienst, ich habe nie Schießübungen beim Arbeitsdienst gemacht. Weil man später gesagt hat, der Arbeitsdienst ist als vormilitärische Ausbildungsstätte „missbraucht“ worden. Das kann ich nicht beurteilen, dort, wo ich gewesen bin, ist ja auch ganz kurze Zeit nur gewesen, ich bin glaub ich nur zwei Monate, drei Monate...

B: Ja, wann wurden Sie denn zu diesem Arbeitsdienst einberufen?

H.K.: (Suchen in Unterlagen, Licht anmachen) Ich hoffe nicht, dass ich Ihnen das Licht jetzt wegnehm. Also, hat Gott die Welt geliebt, ich bin am 7.2.1944, wenn Sie die Daten haben



wollen, bin ich als Luftwaffenhelfer eingezogen worden.

B: Als Luftwaffenhelfer also ...

H.K.: Als Luftwaffenhelfer, zuerst als Luftwaffenhelfer, oder das, was man volkstümlich Flakhelfer nannte, weil wir bei einem... Wissen Sie, was Flak heißt eigentlich?

B: Nein, hat das irgendwas mit Fahnen zu tun...?

H.K.: Flieger-Abwehr-Kanone heißt das, so heißt das Ding, nich? Also Flieger-Abwehr-Kanone, deswegen heißt es, man ist zur Flak gegangen, Flakhelfer gewesen. Dort bin ich zuerst in Berlin gewesen. Später bin ich im April 44 an einem Luftwaffenerprobungsplatz, indem damaligen Polen, was es ja noch gab, in Udetfeld, das ist ein riesengroßer Flughafen gewesen. Dort sind wir eingesetzt worden. So, und ich bin ... ich bin am 1.2. 1945 zum Arbeitsdienst eingezogen worden.



H.K.: Erst, nich? Wann ist Kriegsende gewesen?

B: Ja, im Mai 1945...

H.K.: 8. Mai, ja, so das Ganze ist ja so ... Und da bin ich, dort bin lediglich zwei Monate gewesen und bin dann am 15.4. zum Militär eingezogen, zum, zu einer militärischen Einheit...

B: Erst im April dann...

H.K.: Ja, erst im April, ja und ich hab es auch in meinem Buch geschrieben, weil wir, wir hatten, wir sind ja stolz gewesen, wir haben schon, wir haben schon Kriegserfahrung gehabt, denn es ist ja nicht so, dass da durch, als Flakgeschütz ist man ja nicht ganz ungeschützt, denn diese Flakgranaten, die, mit denen wir das hochgeschossen haben, sind Schrapnell-Geschosse gewesen, die sich in winzigste, kleine Teile beim Explodieren verteilen, um eben irgendein Teil des Flugzeuges zu treffen. Das versuchen, das ist anders als ein Jäger, der versucht mit einem Schuss dem, das Reh mitten ins Herz zu treffen, aber bei der Flak explodiert diese Granaten damit ein winziger Teil, wenn der irgendeine elektrische Leitung trifft, ist das Flugzeug schon verloren. Und diese kleinen Splitter kommen in einem Summen „ssssssssss“ auf die Erde runter und da hat man, da kann es passieren, dass da so ein Dingelchen neben Sie fällt, wir hatten da ja einen Stahlhelm auch in dabei aufgehabt. Also mir ist nie so ein, so etwas passiert, Gott sei Dank, aber das will ich noch dazu sagen, es ist nicht, es ist kein Vergnügen in dem Sinne gewesen. So, dann, dann bin ich zu einer Einheit bei, bei den Truppen gekommen... und das, deswegen bin ich abgeschweift, ist weil wir schon scheinbare Erfahrung hatten, bin ich dann als Siebzehnjähriger zum Ausbilder von alten Männern geworden. Da ist kurz vor Kriegsende, ist der Volkssturm eingerichtet worden, vielleicht haben Sie darüber etwas gehört. Der Volkssturm wurde eingerichtet, um alle möglichen, wer noch krauchen konnte und bis 70 vielleicht 75 Jahre, wer vielleicht noch ein Gewehr tragen konnte, der sollte dann auch in den Erdsatz noch dann eingesetzt werden. Und natürlich mussten dann diese

älteren Herrschaften sollten ausgebildet werden. Dann haben wir, also wenn ich mich noch heute schämend daran erinnere, dann haben wir mit den alten Männern, vermeintlich, die jünger waren als ich waren heute, nich... Dann haben wir dann „Hinlegen, auf, hinlegen, auf, Acht“ und so.



Und ich entsinne, dass mir das so blöd war, dann habe ich angefangen, so wie ich das mit Ihnen heute gemacht habe: „Was ist das?“ Dann habe ich gefragt: „Was ist das Symbol von Paris?“ Ja und da war ich stolz, dass sie dann „Eiffelturm“ gesagt haben. Da haben wir dann versucht ein bisschen Menschliches da hinein zu... Das ist also Militär gewesen. Und ich bin dort, beim Militär bin ich mit Ausnahme in der Gegend von, von Prag damals, wo ich lag damals, bin ich nicht in unmittelbare Nähe von Kampfhandlungen gekommen. Ich habe sie gesehen, denn in Prag hatte sich eine polnische, ehemals Hitler unterstützende Armee



umgedreht, die gemerkt haben, das der Krieg verloren war. Und dann haben wir, habe ich dort meine ersten Toten gesehen, die schwerverletzt, und also grausam da herumlagen. Das ist das Einzige. Echt in Kampfhandlungen bin ich als Luftwaffenhelfer gewesen. Im letzten Augenblick, das habe ich in meinem Buch beschrieben, sind wir in Oberschlesien, bei dem sogenannten Rückzug eingesetzt worden und mussten ... eh ... und mussten auf die russischen Panzer schießen, die in Kürze vorbeifuhren. Und ich habe da einen Satz mit eingefügt. Wir waren unmittelbar neben Prag, mitten in der Tschechoslowakei und es gab einen imaginären Befehl, den ich nie gehört habe. Die ganze Einheit marschiert nach Süden; dort sind die Amerikaner. Und wir sind in dieser Einheit nach Süden marschiert; wir sind vielleicht auch eine in dem Bereich, wo ich war, eine kleine Eliteeinheit gewesen. Uns kamen normale Landsknechtsleute entgegen, die dann; die wollten nach Norden und die schmissen ihre Gewehre und Pistolen in die Seen, die dabei waren und wir haben denen in der Tat; ich hab's geschrieben hier [Verweis auf das von ihm geschriebene Buch] – „Vaterlandsverräter, Vaterlandsverräter“; es war so schrecklich. Und so marschierten wir weiter nach Süden, immer weiter nach Süden. Es steht nicht hier in meinem Buch mit drin; wir sind kurz vor der tschechischen Grenze in einem großen Waldgebiet auf einer großen Lichtung zusammengeholt worden; wir sind; da ist dann irgendwie der Kommandeur gekommen; wir sind auf dem Wege mit dieser Einheit; das sind die neuesten Nachrichten, die er bekommen habe; wir gehen mit den Amerikanern zusammen gegen die Russen. Ich bin dort an dieser Stelle noch befördert worden. Zwei Tage nach Beendigung des Krieges. Leider hab ich mein Wehrbuch in meiner; ich hab da das

von der Mühle erzählt, da bei den Bauern. Hab das dort leider nicht mehr; wollte ich verstecken, man hat natürlich Angst gehabt, dass irgendjemand das bekommt. Das, so hat man das erlebt.

B: Und dann sind Sie in russische Kriegsgefangenschaft gekommen. Wie hat sich das ereignet oder war dieser imaginäre Befehl, war das nur eine Erfindung?

Das wird mich anregen wieder mal ins Internet zu gucken, denn ich glaube es hat Gespräche auf höchster Ebene gegeben, aber was natürlich utopisch war, denke ich mal. Das sind so; das sind Wunsch; man spricht; vielleicht wissen Sie ja von diesem Flug, den Hess gemacht hat nach England. Wissen Sie was [davon]? Das ist, Hess ist ja der Stellvertreter des Führers; für uns gab es keinen Herrn Hitler, bei uns war's nur der Führer: Der Führer befiehlt, der Führer macht, der Führer ist das. Und der Stellvertreter des Führers ist, ich glaube 1941 oder 42, spektakulär damals nach England gereist. Es ist bis heute noch nicht raus, warum das ist. Der ist ja, der ist einer der längsten Gefangenen. Wo sind die Kriegsverbrecher am Schluss eingesperrt, wissen Sies noch? In Potsdam. Gerüchteweise wurde gesagt, er habe auf seine weitläufige Verwandtschaft über Schweden und so weiter, versucht, eventuell Annäherungsversuche kurz vor Kriegsende noch zu machen, aber soweit ich das heute noch sehe, die Russen hätten sich nie drauf eingelassen. Die Russen sind im Bewusstsein ihrer Stärke und insbesondere ihrer menschlichen Massenstärke, die sie hatten, gar nicht bereit gewesen irgendetwas zu machen. Um nun aber ihre Frage weiter zu beantworten, das löste sich dann auf und man marschierte weiter nach Süden, bis man durch irgendjemand geleitet plötzlich, das seh ich noch deut-

lich, bei einem, jedes Mal fällt mir etwas ein, wenn ich von den Bergen runterkomme und zwischen den Weinbergen durchlaufe, in einen Hohlweg und da waren, saßen, standen zwei Russen, Gewehr obendrüber und es heißt: „Waffen abgeben! Waffen abgeben“. Kein Mensch hat da mehr gedacht etwa: „Jetzt erschieß ich den.“, oder so was. Nein, wir waren alle innerlich froh, dass der Krieg vorbei war. Was ich allerdings in meinem kleinen jugendlichen Hirn vorhatte; hinter mir oder vor mir musste ein Offizier dann sein. Das vermischte sich, alle aus verschiedenen Einheiten. Und die wurden da alle langgeführt, am Schluss blieb ihnen nichts anderes übrig als einer Reihe an diesen Russen; in diesem Gebiet, das kann sich zehn Kilometer [weiter] anders abgespielt haben; in diesem Gebiet: ein Offizier vor mir, der in seiner Gesäßtasche eine Pistole hatte und ich dachte: „Mensch, eigentlich solltest du dem das wegnehmen, die Pistole und abhauen.“. Hab ich dann nicht gemacht. Wir wurden sofort als allererstes; grandiose Organisation; Irgendein Russe, der konnte dann deutsch; auf einen großen Freiplatz in Zehnergruppen, „Anstellen“. Jede Zehnergruppe wählt einen Anführer. Zehn Anführer bilden ne Hundertergruppe. Alles sofort organisiert.

B: Zu der Situation: Waren sie damals überrascht oder wussten sie schon, dass der Krieg zu Ende ist?

H.K.: Das; mit dem Augenblick, mit dem Augenblick, des Hitlertodes, war mir klar, das ist Ende des Krieges. Wobei man diese Geschichte, die ich erzählt habe, zwei Tage später; wir gehen noch mit den Amerikanern. Das sind so sicher so Wunschbilder vielleicht gewesen. Vielleicht kann man Deutschland doch retten.

B: Also Ihnen war eigentlich klar, dass schon alles vorbei ist, verloren ist?



H.K.: Ja.

B: Dann sind sie mit vielen anderen dann in die russische Kriegsgefangenschaft gekommen?

H.K.: Wir sind dann in ein Waldgebiet eingewiesen worden und hatten immer wieder nur bewundern, das Organisationstalent der Russen, die organisierten Sägen und wir haben simpel aus einfachsten Baumstämmen hoch einen obendrüber, ein Schräglaubendach oben drauf und dann haben wir dort gehaust. Schrecklich, schrecklich. Ich weiß das noch wie heute, ich weiß nicht ob ich das hier geschrieben hab, es müssen hygienische Plätze geschafft werden. Dann werden Donnerbalken, wissen wie was Donnerbalken sind? Das kennt man im Militär selbstverständlich. Zack obendrüber. Da musste dann eben seine Notdurft verrichten muss. Und dann saßen die Leute auf ihren Toiletten. Die zündeten sich dann mit unserer Reichsmark die Zigaretten an. Da hat man da so: „Was ist denn hier los?“ Das war

dann so organisiert: Irgendwo ist da ne Küche gewesen, hab ich ihnen erzählt. Worüber ich mich heute noch schäme. Aber das ist vielleicht der Mensch. Da ging man dann mit Kochgeschirr dort hin und diese Suppe war grauenhaft und da schwamm also alles Mögliche. Und ich hatte dann vier, weil ich vielleicht noch von unserer Zehnergruppe in unserem Laubhaus, vielleicht noch bisschen mehr bei Kräften war und weil ich noch mehr zu Kräften kommen wollte. Da hab ich dann halt mit dem Löffelchen das bisschen Fleischähnliche in meinen Pott reingetan. Ja, so war das. Das weiß ich, dass ich dort ein Tagesbuch geschrieben hatte. Es kann aber auch sein, dass ich das später geschrieben habe. Da hab ich mich später geschämt, sodass ich das weggeworfen habe. (...) Und dann kommt dieser Augenblick, wo wir untersucht werden. Und ich hab ja sogar auch den Tag meiner Entlassung. Da gab's keine sehr große Entlassung.

B: Sie wurden untersucht und..

H.K.: Da wurde man nicht untersucht.. und sowieso man ist ja verschlammmt bis da hinaus. Dann hieß es: „Hemd weg“ und dann stellt man sich in der Reihen an, das ist eine Sache von einer halben Minute vielleicht höchstens.. Das weiß ich wirklich noch: wahrscheinlich eine sehr sympathische russische Ärztin, die machte nur so (streicht sich über den Oberkörper) zack und nach links und nach rechts. Links hieß: „Geht nach Russland, nach Sibirien“ und rechts: „Raus in die Freiheit“ Und dann gingen wir. dann gab es plötzlich keine Sperren mehr. Und ich war auch nochmal später an diesem Ort, weil ich mir das natürlich nochmal ansehen wollte. ... Okay.. und dort habe ich mir dann noch so eine alte Fleischkonservendose mitgenommen und das habe ich ja auch geschrieben( klopft auf das Buch) dass ich

einen erschreckenden Durchfall hatte, weil die natürlich verschimmelt bis dahinaus war. Dann lief man, man lief dann, die Tschechei grenzt ja unmittelbar an Oberösterreich und wenn ich mal sage : Hier war das Gefangenenlager (zeigt auf eine Karte) und es ging eine gerade Straße in Richtung Donau und an der Straße da waren immer Leute mit Schildern : SUCHE ARBEITSKRAFT .

Und ich bin da mit einem jungen Mann zusammen, wir haben uns angefreundet kann man gar nicht sagen, wir sind halt zusammen; „Ach der ist auch aus Schlesien“ und dann bin ich da zu dieser Mühle gekommen und das ist unser größtes Glück gewesen dort. Ich bin dort Mühlenarbeiter geworden. Ich habe Baumstämme zersägt für die Bauern. Und ich habe mir gesagt: „Warum gehst du jemals in eine Stadt?“ Alles hast du da. Die Milch war da, das Schwein hast du nur zu schlachten brauchen, Eier gibt es da: Was willst du eigentlich im Leben noch?

B: Was wir uns auch zu dieser Situation gefragt haben und zwar: Das Denken der Leute im Allgemeinen war ja sehr geprägt vom Nationalsozialismus und dann war der Krieg auf einmal zu Ende. Wie ging das dann weiter? Sie haben auch in Ihrem Buch geschrieben, dass manche immer noch überzeugt von den Gedanken damals waren.

H.K: Also insbesondere, wenn ich jetzt an diesen Müller hier denke, weil das ist ja bis heute das große Phänomen, das bis heute vielleicht ungeklärt ist. 38 ist ja mit Österreich der "Anschluss" gemacht worden, erfolgt, gewollt und es hat jawohl den größten Begeisterungsturm aller Zeiten gegeben, dort in Wien auf dem Heldenplatz, wo Hitler begrüßt wurde und mein Müller dort, der war der Meinung: „Das war die

beste Zeit, die wir je hatten.“ Der Nachbar auch: „Das ist die beste Zeit gewesen!“ Aber das sagt nichts aus, es kann auch sein, dass in einem Land wie Österreich, denken Sie mal an bestimmte Bereiche, wie den Haider, den es aus der Gedankenwelt auch dort schon gegeben hat. Das vielleicht Oberösterreich nationalkonservativ war und das begrüßt haben. Dass aber die Arbeiterviertel in Wien zum Beispiel sagten: „Gott sei Dank ist der tot.“

Sehen Sie, das sagt sehr wenig. Ich kann das nicht allgemein sagen, ich kann nur sagen, wie es dort speziell war.

B.: Also gab es nach Ende des Krieges immer noch Leute, die daran festgehalten haben?

H.K.: Ja, also festhalten würde ich jetzt nicht unbedingt sagen, festhalten hieße ja, dass man daraus gerne noch mal was Neues machen würde. Das glaube ich nicht. Die werden wohl eher gesagt haben: Schlecht war ja nicht alles, der hat ja schon ein paar gute Sachen geleistet. Das ist ja das Traurige an unserer Zeit, dass wir, auch die Politiker zu wenig trauen Gutes aus vergangenen Zeiten zu sagen: „Ach ja, eigentlich war das ganz gut...“ Wir brauchten eben ja nur einen anderen Namen zu nehmen, dann wirkt es nicht, und wir machen das Schlechte alles besser. Aber wir sind häufig in Zeiten, dass alles, schon Sie brauchen ja offiziell nur zu sagen: „Ach ich bin ja schon, ich bin eingezogen gewesen.“ Da ist man ja als Soldat schon fast ein halber Verbrecher gewesen. Das wird heute so häufig gemacht: „Ach, der ist eingezogen gewesen.“ Plötzlich haben sie... Sagt Ihnen Theo Sommer etwas, einer unserer ganz großen Journalisten, Herausgeber von der „Die Zeit“? Der hat neulich bekannt: „Ja, ich bin bei der Napola (= Nationalpolitische Erziehungsanstalt) gewe-

sen. Da hätte man ihn fast zerreißen wollen. Dieter Hildebrandt: Napola gewesen, Hardy Krüger: Napola gewesen. Das sind alles Leute, die natürlich in der damaligen Zeit... Ich habe einen guten Nachbar, der älter ist, der auch bei einer Napola gewesen ist, den ich gefragt habe: „Was ist dort gewesen?“ Ich weiß nicht, ob ich das in dem Buch geschrieben habe. „Ja, wir haben, in erster Linie, haben wir alle Berufe kennengelernt. Vom Schweißen das, bis wir mussten beim Bauen helfen“ Ich hab gefragt: „Haben Sie politischen Unterricht gehabt während dieser Zeit?“ Das ist fast wie Hochschule gewesen dort. Es gab zwei, drei verschiedene Erziehungsanstalten, die von der NSDAP eingerichtet wurden. Die Napola, dann gabs die Deutsche Hochschule und so weiter. „Politischen Unterricht nie gehabt, was ist uns beigebracht worden: Entscheidungsfreudigkeit, Verantwortung übernehmen“ Das ist in diesen Schule geprägt worden, auch wohl gemacht worden. Heute, wenn jemand von Eliteuniversität etwas schreibt, dann ist er schon unten durch. (...)

B: Also jetzt noch zu einem anderen Bereich. Nun ist das Kriegsende auch mit der Vertreibung Ihrer Familie verbunden. Was hat sich damals dort genau ereignet? Sie waren zu dieser Zeit ja in Österreich, aber Ihre Familie noch in Schlesien und wie Sie in Ihrem Buch geschrieben wurde sie dann von dort vertrieben. Wie ist es dazu gekommen?

H.K.: Das ist ein sehr ganz heikles Thema, weil es mich emotional nach wie vor sehr anrührt, was dort passiert ist. Aber Sie wollen, ja jetzt speziell, wie meine Familie das selber empfunden hat, kann ich wenig sagen, denn ich habe ja überhaupt erst in der Gefangenschaft mitbekommen, dass Schlesien besetzt war und dass wir oder dass ich nicht mehr zurück nach

Hause gehen konnte. Wenn ich heute erzähle, wenn ich meinen Kindern erzähle: „Ich möchte mal nach Hause wieder“. Nach Hause ist mein Schlesien, mein Riesengebirge dort drüben, ne. Ich bin siebzehn Jahr dort aufgewachsen, ich kannte das, das dort alles. So und dort konnte ich nicht mehr hin, aber ich habe dann meine Familie - Gott sei Dank - in Weimar, hab ich glaub ich erzählt, wiedergetroffen auch. Ich weiß natürlich auch noch ganz genau wann das war, weil wir dort dann, weil... Ja.

B. : Also Ihre Familie wurde dann von dort vertrieben, aber Sie haben sie dann in Deutschland wiedergetroffen. (...) Im Buch haben Sie ja geschrieben, dass Sie Adressen weitergegeben haben und brieflich wieder Kontakt aufgenommen haben.

H.K.: Ich werde versuchen da ein bisschen auszuholen. Natürlich bin ich ja als Luftwaffenhelfer und auch als Soldat doch hin und wieder zu Hause gewesen. Und es jedes Mal, wenn man zu Hause war, gab es auch einen Abschied und meistens, zumindest die Mütter, also meine Mutter war sehr verängstigt : „Und Mensch, was ist wenn wirklich hier was geschehen sollte? Warum sie das geahnt haben, dann haben sie gesagt: „Weißt du was, ich gebe dir mal Adressen mit im Bundesgebiet, im Westen oder Osten, im Bundesgebiet, wo wir eventuell, wenn mal Bomben hier reinfallen, treffen. Mein Vater hatte eine Lebensmittel-, eine sehr bedeutende Lebensmittelgroßhandlung, so wie die Spar heute, mit 80 oder mit 100 Mitarbeitern und fünf LKWs oder zehn LKWs und wer weiß. Ich bekam Adressen mit, das habe ich wörtlich aufgeschrieben, von Oetker, von Trumpf in Aachen, von Döhler, dort, dort, dort. Anscheinend haben meine Eltern, nachdem ich, die ganze Familie ist in x Teile zerrissen gewesen. Alle haben sich durch

Zufall und großes Glück wiedergetroffen und als eines Tages zu dem Bauern, zu dem Müllern in Österreich eine ebenfalls durchwandernde Flüchtlingsfrau kam, die eine Nacht dort blieb, weil sie froh war, das sie dort unterkommen kann, dann ich gesagt: „Hören Sie mal, Sie gehen doch weg schreiben Sie mal an die, die, die Firma. Hoffentlich geht es!“ Eisenbahn alles geht nicht und da ist dann nach so und soviel Wochen, ich bin dann immerhin über ein Jahr bei dem Bauerndort gewesen, ohne etwas von der Familie zu wissen, auch in dem Glauben, dass es die gar nicht mehr gibt, kam dann ,wie gesagt, plötzlich ein Brief meines Vaters. So was habe ich natürlich alles aufgehoben in eine Ordner, wo diese auch im Original sind und er hat geschrieben: Ja, wir sind in Weimar gelandet. Und dann habe ich dort mein Erstaunen gehabt, weil dort meine Mutter nicht erwähnt war und ich dachte die gibt's gar nicht mehr. Als ich das erfahren habe, habe ich zum Müller gesagt: Jetzt hält es mich nicht mehr hier , wir hauen ab. Dann sind wir beide los gezogen, mein Kumpel damals, würde man sagen, sind wir beide losgezogen, kein Geld, kein nichts, aber das ging auch alles. LKW und zu Essen bekam man auch irgendwann, wir haben kein Geld, nichts gar nichts. Und dann, warum Weimar? Das habe ich x versucht ein bisschen zu erklären. Große Firmen in der ganzen Welt, bekannte Firmen, sie saugen förmlich Nachwuchskräfte an. Wenn Sie in der großen Gastronomie zum Beispiel rumfragen, wo die schon gewesen waren, dann werden die antworten, „ Ja ich bin in „der Krone“ in Essingen gewesen“ ( Beispiel) Sie gehen also zur Ausbildung immer zu den andern.



Meine Aussage ist: Prüft alle Propagandanachrichten, die ihr im politischen, im religiösen, Vereinsmeierei hört, prüft sie unbedingt nach. Ich möchte euch ein winzig kleines Beispiel erzählen: Mich hat meine zweite Frau, ich glaub ich habe mal erzählt, meine erst Frau ist in Hamburg an Krebs gestorben, das ist vor dreißig Jahren gewesen. Dort sind auch meine Kinder zur Welt gekommen, mit denen ich außerordentlich guten Kontakt habe. Und meine jetzige Frau ist aus Klingenmünster und die hat mich gefragt: Mensch warum hast du nicht studiert? Und ich habe gesagt: Ich wollte in erster Linie helfen, dass wir wieder auf die Beine kommen und mein Vater, dem habe ich sehr viel zu verdanken, wir haben sehr, sehr zeitig... sind wir zu was gekommen, sag ich jetzt mal. Wir sind geschäftlich sehr erfolgreich gewesen und als dann lebte ich in Hamburg: Mir ging es finanziell etwas besser und wenn man plötzlich zu einer Gruppe gehört, gibt es in solchen Großstädten, dann kam plötzlich der Hockey-Club auf mich zu und da wurde dann geduzt natürlich und dann wurde man gefragt: „Na haben Sie keine Lust bei uns mal Hockey zu spielen?“ Sag „Ja, ja“ „Ja wir brauchen paar Leute, die auch ein bisschen, was ausgeben können und so.“ Sag ich: „ Ja, okay, mach ich mit.“ Ich gehe einmal zum Hockey, nie Hockey gespielt in meinem Leben. Hab das dann einigermaßen hinbekommen. Dann sagten sie: Das nächste Mal am Sonntag da treffen wir uns um elf, da musst du ein bisschen zeitiger da sein.“ „Okay, kein Problem.“ Ich komme dann das nächste Mal. Ich bin nur zweimal dort gewesen! Dann sag ich: „Na, sag mal, wie geht das denn jetzt eigentlich weiter?“ „Ja wir sind so ein bekannter Hockey-Club, wir gehen im Übrigen in zwei Monaten nach London. Da musst du mit dabei sein.“ Da hab ich dann: „Bitte, was hast du gerade gesagt?“ „Ja, da

musst du dabei sein.“ Dann sag ich: „Na, Augenblick mal: „muss“? Das ist meine Nachricht - „Muss“ nie wieder. Ich lass mich von keinem mehr „müssen“. Ich bin in keiner Partei. Ich will eins noch weiter: Wissen Sie was „Rotarier“ sind? Das müsst ihr wissen, es gibt zwei, in Deutschland zwei große Fördervereine, die leider von manchen Leuten nur als Aushängeschild (genutzt werden). Das sind die „Rotarier“ und das sind die „Lyons“, die manchmal auch zusammen, Aktionen machen, unterstützen, wo's nur geht, internationale Organisationen. Ich bin in Kassel gewesen, das ist unsere nächste Station, dort ist es uns noch ein bisschen besser gegangen, da bin ich angesprochen worden: „Wollen Sie nicht Rotarier werden?“ Dann hab ich gesagt: „O, das ehrt mich sehr.“ Da werden doch da nämlich Tausend gemustert, ob sie dürfen, wollen oder können. „Ja, was muss ich tun?“ „Ja wir treffen uns jeden Dienstag um 19.00 Uhr.“ Sag ich: „Ah ja“ „Ja und wenn Sie dann mal irgendwo unterwegs sind, in Prag, Berlin oder so, dann müssen Sie dort zu den Rotariern sich melden, als Gast.“ Da habe ich dann gesagt: „Was haben Sie grad gesagt? Müssen? Nö, will ich nicht. Tut mir Leid.“ Andere Leute geben Tausende her Rotarier zu werden... (Unterbrechung)

Dann hat man mir, meine zweite Frau besonders die ist sehr kritisch: „Ja, sag mal da seid ihr dann rumgelaufen in Uniformen? Wie ist das denn möglich“ Da sag ich: „Ja, schau doch mal. Was haben die Schüler an? Was haben die an: die haben Jeans an, die haben einen Pullover an und die Mädels, die haben alle die Haare so. Das ist doch uniformiert wie selten zuvor.“

Ich habe eine Sache aufgeschrieben, mit der ich nicht klarkomme. Ich habe gute Bekannte, unter anderem auch in Amerika, das ist ein

älterer Ort, ein fünf Jahre älterer Jude dort, mit dem ich mich immer wieder auch über solche Fragen unterhalte, der nicht betroffen ist, der auch nicht ausgewiesen wurde. Auch der hat mir mit dieser Frage nicht helfen können. Lesen das mal vor, das geb ich ihnen mit:

B.: Eine für mich ungelöste Fragestellung lautet: Sollte ich mich schämen, dass ich mit Stolz am Krieg teilnahm oder sollte ich stolz sein, dass ich mich heute deswegen schäme?

H.K.: Ich weiß nicht. Ich hab keine Antwort drauf. Ich weiß auch nicht, ob das eigentlich ne Schlange ist, die sich in den Hintern beißt oder das dreht sich bei mir rum. Ich habe hier mit guten Kontakt, ich kannte einen älteren; wissen sie noch, was ein Ritterkreuz war? Das ist eine große Auszeichnung gewesen im Krieg; mich mit einem Ritterkreuzträger unterhalten, es ist ein Luftwaffenritterkreuzträger gewesen. Sagt er: „Herr Kunze: Wir sind, wenn wir Soldaten sind, was macht man denn? Oder nochmal weiter gefragt: wenn ich ein Fußballspieler bin und ich trete beim FC Bayern, ich kümmer mich um Fußball, überhaupt nicht, an. Was will denn der? Ich will siegen. Wenn ich ein Soldat bin und gehe in den Krieg, will ich, ich will siegen. Der war derart moralisch kaputt, sagt er: „Ich schäm mich, dass ich ein Ritterkreuz bekommen habe.“ Aber als wir angetreten sind, denn das alles, was wir, das alles, was ja das Schlimme war, haben wir ja hinterher erfahren. Ich bin ja später in Weimar gewesen, hab das selber nicht mitbekommen, dass da ist ja Buchenwald gewesen. Hab ja ein Jahr lang, glaub ich in Weimar gewohnt und öfters. Buchenwald ist ja dort oben gewesen, als eins der schlimmen KZ-Läger. Ich hab auch natürlich Auschwitz später, ich bin als Luftwaffenhelfer vielleicht kein fünf Kilometer von

Auschwitz weg gewesen, hab nie gewusst, dass

Auschwitz, dass es den Namen überhaupt gibt. Das ist das. Das sind Dinge. Aber das Schlimmste, was ich jetzt noch nicht und Sie haben mich gefragt und ich werde es Ihnen auch sagen: Weil ich nach wie vor der Meinung bin, dass die Vertreibung von 14 Millionen Deutschen aus den Ostgebieten und das wird mittlerweile ja auch anerkannt als ein der größten Verbrechen innerhalb der Vertreibungen des 20. Jahrhunderts. Vielleicht habt ihr euch damit befasst. Das 20. Jahrhunderts ist ja leider angefüllt mit Vertreibungen: Das begann 1905 mit den Hereros. Vielleicht wissen Sie, dass bis die türkisch-griechische Auseinandersetzung, nicht, die sich gegenseitig rausgeworfen haben. 14 Millionen, nach Ende des Krieges. Der Krieg ist zu Ende gewesen und es sind die grauenhaftesten Dinge passiert. Und Schlesien ist immerhin seit 1188 und so weiter, immer rein deutsch gewesen. Ich habe mein, ich habe mein, wir führten ja damals, wie nennt man diese Bücher, über die Urahnen, Ahnenpässe und so etwas, nicht. Ich glaube die jüngsten Eintragungen stamme bei mir, ich glaube von 1500 und so und viele, und unsere Familie dort drüben. Sie heißen Frau Schlender, ich heiße Herr Kunze. Warum heiße ich Kunze? Kunze ist nichts anderes als die norddeutsche Verballhornung von „Hinz und Kunz“ oder umgekehrt: Das „Hinz und Kunz“ ist die Verballhornung von „Heinrich und Kunze“ also das ist wie „Müller und Schuster“. Und in einem dieser Ahnenbücher hat der Pastor mal, da ist einer unserer Urahnen als „Kunz“ geboren und als dann der nächste Pfarrer das Sterbedatum reinmachte, hat er aus Versehen wahrscheinlich hinten einfach ein Schwänzchen dran gemacht und dann ist aus dem „Kunz“ ein

„Kunze“ geworden, so aber das war... Also die Vertreibung der Deutschen ist eine, für meine Begriffe; auch völkerrechtlich, eine der größten... Das ist ein Fall mit dem ich mich mit meiner Frau heftig in die Haare kriege, weil die sagt: „Das ist nun mal die Schuld. Ihr habt den Krieg angefangen und das müsst ihr jetzt nun bezahlen. Und das ist...“ Gut. Warum? Meine Frau ist, das haben Sie vielleicht mit halbem Ohr, ist eine Gästeführerin mit einer sehr sorgfältigen Ausbildung, die also x-Mal zertifiziert in Politik und was ist das bekannteste Herrschaftsgeschlecht hier? Die Wittelsbacher. Wir

können ja mal Geschichtsunterricht machen. Die Wittelsbacher, nicht. Also ein Experte für Wittelsbacher. Die natürlich das Problem Elsass und Elsass, Frankreich und Deutschland unentwegt mit ihren Führungen, mit ihren Gästen auch dasselbe hat. Wobei ich auch immer wieder sag: Ich habe nichts dagegen, wenn die Herrschaftsgebiete verändert worden sind oder die Herrschaftsverhältnisse, aber die Bevölkerung rauszuschmeißen, nur weil das Land jetzt grad den, das ist für meine und das sage ich auch nach wie vor so, eine große Schweinerei.

## 2. Heinz-Jürgen Kliwer (geboren 1935)



*Heinz-Jürgen Kliwer (geboren 1935) erlebte das Kriegsende in der Nähe von Elbing in Ostpreußen auf einem Bauernhof. Dort hatte man vom Krieg nicht viel mitbekommen, auch Hunger musste die Familie nicht leiden, aber der Vater wurde eingezogen und man wusste 1945 nichts über seinen Verbleib. Lange war es verboten gewesen, eine Flucht vorzubereiten, das hätte als Vaterlandsverrat gegolten und erst als die Russen nur wenige Kilometer weit weg waren, ist die Großfamilie überstürzt aufgebrochen. Die gefährliche Flucht wurde noch dadurch erschwert, dass es im Januar 1945 sehr kalt war und herumirrende Militärs die Flüchtlinge bedrohten. Man fand mit viel Glück noch einen Platz in einem Schiff ab dem Hafen Gdingen, das nach Dänemark fuhr. Dort verharrte die Mutter mit den drei kleinen Söhnen zwei Jahre in einem Lager, der Vater galt als vermisst. Sie war sogar schon bereit gewesen, eine Scheinehe einzugehen, um das Lager verlassen zu dürfen. In dieser Situation tauchte der Vater wieder auf und die Familie durfte nach Uelzen, nach Norddeutschland. Erst später bekam der Vater Arbeit in der Pfalz und mit dem Vertriebenengeld konnte man sich ein Haus bauen.*

Interview am 10.2.2014 in Mörzheim  
mit Michaela Böer, Stefanie Müller, Bettina Schlender

### Die Flucht

Geboren bin ich in Bochum, ganz im Westen des damaligen Deutschen Reichs. Die Familie meiner Mutter und die Familie meines Vaters stammen aus der Gegend von Danzig, aus Elbing, heute Elbląg. Dorthin zogen sie schon ein Jahr nach meiner Geburt zurück. Wichtig für diese Stadt ist, dass es eine Schiffswerft gab, sodass sie auch bombardiert wurde. Wir sind deshalb im Herbst 1944 weggezogen zu meinen Großeltern, die in der Nähe, so 5-6 Kilometer, einen Bauernhof hatten in Oberkerbswalde. Und dieser Bauernhof war unser Ein und Alles. Wir waren fast jedes Wochenende bei meinen Großeltern, und meine Mutter hat erzählt, sobald wir dort ankamen, waren meine Brüder und ich sofort verschwunden, irgendwo im Stall und in den Scheunen haben wir uns herumgetrieben.

Ich bin in Elbing zur Schule gegangen und später von meinen Großeltern aus mit dem Fahrrad in die Stadt geradelt. Das war kein Problem, denn es gab praktisch keinen Verkehr, nur ein paar Pferdefuhrwerke. Im Winter, im November, Dezember, konnte ich auf dem zugefrorenen Fluss entlang fahren. Ein besonderer Spaß! Zur Schule selber, das Einzige, was ich immer erzähle, dass ich den Lehrer sehr gern gemocht habe. Das war ein ehemaliger Rektor; er war schon pensioniert und wieder in den Dienst geholt worden, weil sein Sohn, der ursprünglich die Klasse hatte, eingezogen wurde. Vielleicht liegen hier die ersten Wurzeln für meinen späteren Beruf.



## Ostpreußische Idylle

*Bettina: Wir wollten wissen, ob Sie sich in Ostpreußen wirklich deutsch gefühlt haben. Das war noch eine Frage, die uns beschäftigt hat, weil damals, vor dem Krieg, war es ja noch durch den polnischen Korridor getrennt. Wie war es damals für die Menschen in Ostpreußen ?*

Fremd gefühlt haben nicht wir uns sondern die Polen. Man muss sich vorstellen, das war deutsch, durch den deutschen Ritterorden besiedeltes und kultiviertes Gebiet. und das, was bis an Russland reichte, oder Polen lag ja viel weiter östlich, was heute Weißrussland ist, muss man sich vorstellen, war damals Polen. Das ganze Gebiet von Polen ist durch die Konferenz von Jalta viel weiter nach Westen verschoben werden. Insofern muss man sich das völlig anders vorstellen, als es heute auf der Karte aussieht. Und wenn wir jetzt denken, das hier wäre Polen gewesen und Ostpreußen war Polen, dann ist das eine falsche Vorstellung, Ostpreußen war deutsches Gebiet. Und das Verhältnis zu den Polen war immer schon äußerst gespannt. Die polnischen Kriegsgefangenen galten als faul und frech und aufmüpfig. Die polnischen Frauen haben sich geschminkt, das war das Schlimmste, was es gab. Im Krieg kamen Kriegsgefangene als billige Arbeitskräfte auf die deutschen Höfe, Russen und Polen,

die aus rassistischen Gründen verachtet und häufig schlecht behandelt wurden. Die Franzosen dagegen, die man auf den Bauernhöfen hatte, waren sehr angesehen und beliebt.

*Bettina: Waren die auch auf dem Bauernhof Ihrer Großeltern?*

Mit George und Théophile haben wir uns als Kinder sehr gut verstanden; sie schenkten uns manchmal Schokolade, die es in den deutschen Läden nicht gab. Sie durften Pakete aus Frankreich bekommen. Dass die Erwachsenen die „Polacken“ nicht mochten, haben wir wohl gespürt.

*Bettina: Ja, sie haben auch gesagt, dass Sie erst im Herbst 1944 zu Ihren Großeltern gezogen sind. Wir haben uns gedacht, dass ja Ostpreußen schon sehr früh von den Russen angegriffen wurde, beziehungsweise haben wir uns da die Frage gestellt, war das ja die direkte Ostfront? Haben Sie da noch nichts von dem Krieg miterlebt? Sie haben vorhin ja auch angesprochen, dass Ihr Ort bombardiert wurde, was haben Sie davon mitbekommen?*

Das geschah erst im Herbst '44, da fingen die Bombardements an.

*Bettina: Die Bombardements, aber sonst?*

Wir sind im Januar 1945 auf die Flucht gegangen, und zu der Zeit war die Front etwa 20-30 Kilometer von Elbing weg. Und wir sind dann zunächst mal von Elbing über die Weichsel, das gab einen riesigen Stau an den Brücken, das kann man sich ja vorstellen. Erstmal über die Nogat und dann später über die Weichsel. Und dann sind wir nach Westen geflüchtet.

Unmittelbar vor der Flucht haben wir von diesem Bauernhaus aus die Trecks auf der



Chaussee gesehen, die von Elbing nach Marienburg geht. Und diese Trecks sind Tag und Nacht aus den östlichen Gebieten gekommen. Und wir haben selber immer gedacht, die armen Leute, die da aus dem Osten kommen, hoffentlich erwischt's uns nicht auch.

*Aber gleichzeitig haben Sie die Trecks beobachten können, Sie selbst durften nicht flüchten, aber von aus dem Osten...*

Man muss allerdings wissen, dass es strengstens verboten war zu fliehen; es galt als Wehrkraft zersetzend, sodass wir, soweit ich mich erinnere, bis zwei Tage, bevor wir losgefahren sind, keine Vorbereitungen treffen durften. Es hieß immer, der Russe wird zurückgeschlagen. Die Front kam jedoch immer näher; am 24. Januar waren die ersten russischen Panzer in Elbing. Ganz wichtig finde ich die Vorstellung der Nazis, dieses deutsche Volk solle ruhig untergehen, wenn es nicht siegt - dann sei es lebensunwert. Es war ihnen völlig egal, was mit den ganzen Menschen passierte. Hitler hat mal gesagt: wenn der Krieg verloren geht, dann bin ich nicht mehr. Da war meine Mutter dermaßen empört drüber und sie hat gesagt: Was ist denn mit uns? Aus diesem Chaos mussten die Mütter sozusagen die Kinder in eine bessere Zukunft hinüberretten. Die Väter waren ja nicht da. Das war ein ganz schrecklich kalter Winter! Das Haff war zugefroren und die Flüchtenden hatten teilweise keinen anderen Ausweg, als über das brüchige Eis zu fahren. Es spielten sich grauenhafte Szenen ab, da einige Wagen einfach untergingen.

*Sind sie vor der Flucht noch zur Schule gegangen?*

Ich denke, dass zu diesem Zeitpunkt noch Weihnachtsferien waren. Da gibt es noch eine

rührende Geschichte. Und zwar erzählte meine Mutter, dass ich auf der Schaukel saß, die in der Vorlaube des Hauses hing. Ich sang „Puff, puff Eisenbahn, Papa kommt.“ Und in der Tat, völlig überraschend, kam am Heiligabend mein Vater mit der Eisenbahn. Ungefähr 2 km vom Bauernhof entfernt geht eine Eisenbahnstrecke. Mein Vater hatte irgendwie den Zugführer bestochen und lief die 2 km nach Hause. Wir wohnten nicht direkt im Haus der Großeltern, sondern in dem Rentierhaus nebenan. Häufig hatten sich die Bauern ein eigenes Haus fürs Alter gebaut. Da erinnere ich mich, dass wir im Schlafzimmer waren und sich meine Eltern über den Krieg unterhalten und Pläne geschmiedet haben. Sie dachten wahrscheinlich, wir würden schlafen, aber ich habe es mitbekommen, natürlich nicht die genauen Inhalte. In der Nähe von Elbing gab es einen Truppenübungsplatz; man wusste nur zu dieser Zeit nicht mehr, ob es noch Deutsche waren, die dort übten, oder ob schon die Front so nah war. Das konnte man nicht mehr auseinanderhalten.

*Das hat ihre Familie doch bestimmt in Panik versetzt, wieso hat sich niemand dem Fluchtverbot widersetzt?*

Das war ganz unmöglich. Das kann man sich heute nicht vorstellen. Flucht war das Eingeständnis, dass der Krieg verloren war und das wollten die Nazis nicht zugeben. Ich kann mich auch noch an das Geräusch der Stalin-Orgeln erinnern. Das ist kein Geschütz sondern, ein Gerät, das gleichzeitig bis zu 54 Granaten abfeuern konnte und allein durch das Geheul Angst und Schrecken verbreitete. Und das Geräusch der Tiefflieger höre ich noch, die später in Pommern auch die Zivilbevölkerung angriffen. Der Konvoi wurde beschossen, weil es oft getarnte Soldaten-Trecks waren. Unser

Fuhrwerk wurde von einem Soldaten gelenkt, auch um besser durchzukommen. Flüchtlings-Trecks wurden angehalten und es wurde ihnen von den Militärs die Durchfahrt verweigert. Wenn die dann vom Damm gestürzt wurden, dann war es den Militärs grad egal. Man kann sich das nicht vorstellen, welche Rolle das Militär gespielt hat und welche absolut untergeordnete Rolle die Zivilbevölkerung. Die Militärs haben versucht, sich zu retten und jedes Mittel war ihnen recht. Und es gab keine Pläne, wie man die Zivilisten vor Bombardements schützen konnte. Es war verboten, zu flüchten und man konnte nicht weg, wie man wollte. Wenn sich alles zusammengeballt hatte, waren die Ortsgruppenleiter die Ersten, die flohen. Die hatten ja noch Benzin.



*Einige Jahre früher war es nur ein Spiel.*

Dann irgendwann haben meine Großmutter und meine Mutter angefangen die Flucht vorzubereiten, das heißt, es wurde irgendein Rübrenfahrzeug genommen und Teppiche wurden über solche Holzgestelle drüber gelegt. Es gab keinen Kunststoff früher, man nahm Teppiche. Und da wurde das Wichtigste mitgenommen, das Wichtigste, das waren bei der irrsinnigen Kälte Pelze und Decken und Federbetten. Das Zweite waren irgendwelche Vorräte, das heißt Mehl und Schinken. Wir haben keine Kuh mitgenommen, was häufig der Fall war; die Kühe

wurden einfach an die Pferdefuhrwerke angebunden. Wir haben ein junges Pferd mitgenommen, quasi als Ersatz. Der Wagen wurde von zwei Ackergäulen gezogen und mein Großvater saß auf dem Kutschbock. Die Kinder wurden hinten in den Wagen reingesteckt. Insofern gilt etwas für die ganze Flucht, dass ich optisch eigentlich kaum etwas wahrgenommen habe davon und wir waren, ich denk mal, insgesamt zwei Monate auf der Flucht. Die Großeltern haben dafür gesorgt, dass die Kinder abgeschottet waren. Was ich mitbekommen habe von der Flucht ist natürlich dieses ständige Quartier-Suchen abends. Man muss sich vorstellen, sobald es abends anfang dunkel zu werden, ging das los, dass man in die Häuser reinging, in die Bauernhöfe und fragte, ob wir da übernachten könnten. Oder ob wir wenigstens Milch bekommen könnten für die Kinder, denn mein jüngster Bruder war drei Jahre alt und ich war neuneinhalb. Das waren Dinge, die ich immer wieder mitbekommen habe. Ich erinnere mich auch an irgendwelche Stuben, wo wir dann unterm Tisch gelegen haben über Nacht. Die ganze Flucht lief chaotisch ab. Wir haben ganz schnell meinen Onkel und meine Tante mit ihren Kindern verloren, die mit auf die Flucht gegangen sind. Irgendwo an der Kreuzung stand ein Soldat und sagte: „Ihr fahrt da lang und ihr fahrt da lang“ und schon haben wir uns verloren. Es war absolut unmöglich, sich wiederzufinden.

Und noch eine andere Geschichte: Mein Großvater hatte sein Vieh zurücklassen müssen. Ein Bauer geht auf die Flucht, bindet die Kühe und Pferde los, und geht weg. Das hat er nicht ausgehalten, er ist nach dem 3. Tag wieder zurückgelaufen. Völlig verrückt, weil man eigentlich wusste, dass er uns in diesem Chaos niemals wiederfinden würde. Er hat das Vieh

noch einmal gefüttert und ist dann wieder hinter uns her. Er hat uns tatsächlich gefunden, was ein Wunder war. Kam völlig überraschend an, Eiszapfen im Bart.

*Haben sie irgendetwas Besonderes mitgenommen?*

Nein, es ging alles viel zu schnell. Wenigstens ein paar Fotos. Meine Mutter hatte sie meinem Bruder ins Krankenhaus bringen wollen; sie waren zufällig in der Handtasche geblieben. Ansonsten waren es ja eher kostbare Lebensmittel wie Schinken, die man mitnahm. So etwa 20 Fotos, dabei sind die einzigen Kinderbilder, die existieren. Sie hatten außerdem noch Silberbesteck vergraben und versteckt. „Wir kommen ja bald zurück“, hieß es. Da der Feind angeblich ja wieder zurückgeschlagen wurde, musste man lediglich einen Punkt ansteuern, von dem aus man wieder zurückkonnte. Ein Bruder meiner Großmutter hatte in der Gegend von Stolp in Pommern eine Gastwirtschaft und dort wollten wir hin, um abzuwarten, bis wir wieder zurückkehren könnten.

Wir haben dann hier in Stolp Tieffliegerangriffe erlebt. Es gibt ein Erlebnis, das mir besonders in Erinnerung ist. Auf dem Hof, es war auch ein Bauernhof mit Gastwirtschaft dabei, waren auch Soldaten und die Tiefflieger wussten offenbar, dass da Militär lag und deshalb haben die diese Gaststätte beschossen. Wir haben im Hof gespielt; plötzlich hieß es: „Achtung Tiefflieger!“ und wir sind schnell ins Haus gelaufen. Dann ist eine Granate eingeschlagen, deren Wirkung so stark war, dass ein großer Hauklotz durchs Fensterkreuz geschleudert wurde, in ein Zimmer rein, und direkt unter diesem Fenster stand das Bettchen von meinem kleinen Bruder, der übersät war mit Glassplittern. Ihm ist überhaupt nichts passiert,

aber den Schrecken kann man sich vorstellen. Meine Mutter erzählte noch eine andere Geschichte: sie ist mit dem Fahrrad weggefahren, um irgendwas einzukaufen. Sie fuhr auf einem hohen Damm und geriet in den Feuersturm eines brennenden Hauses, wurde runtergeweht. Und sie erzählte später: „Wenn es mir nicht gelungen wäre, da wieder hoch zu kommen, mich hätte keiner gefunden da unten.“ Diese Flucht ging einmal von Ost nach West und dann dauerte es nicht lange, dann kamen von Westen die Amerikaner und wir mussten von dort aus wieder zurück nach Osten.

Dieser Treck sah insofern anders aus, als jetzt Soldaten auf den Fahrzeugen saßen. Das heißt das waren militärische Konvois geworden, obwohl da überall Zivilbevölkerung auf den Wagen saß, Familien mit ihren Kindern. Und wir sind dann von dort aus wieder zurück in die Gegend von Danzig. Dort gibt es eine Hafenstadt, die hieß früher Gotenhafen und heißt jetzt Gdynia. Dort ist es uns gelungen auf ein Schiff zu kommen, wobei sich bei der Abfahrt oder vor der Abfahrt dramatische Szenen abgespielt haben. Wir hatten Schiffskarten bekommen. Wir, das heißt meine Großeltern, meine Mutter, meine beiden Geschwister und noch eine Tante, die ein Jahr jünger ist als ich. Und dann war da noch der Bruder von meiner Großmutter, der nun auch auf die Flucht musste, und seine Tochter, zehn Leute etwa, ein großer Familienverband. Wir standen am Hafen neben der „Walter Rau“, einem Walfischfänger, umgebaut zum Lazarettsschiff. Das war früher häufig der Fall, dass man irgendwelche wirtschaftlich genutzten Schiffe umgebaut hat zu Personen-, zu Passagierschiffen. Und es gab nur eine Strickleiter an dieser steilen Wand da hoch, nicht wie man sich das heute vorstellt, dass man über eine Gangway geht.

Und es waren alle auf dem Schiff oben, bis auf meine Mutter und mein jüngster Bruder. Und dann hieß es plötzlich: „Das Schiff ist voll! Schluss, aus.“ Die Strickleiter wurde hochgezogen. Und dann hat meine Mutter fürchterlich geschrien und hat es fertiggebracht, dass ein Offizier gesagt hat: „Die Frau muss jetzt noch auf das Schiff mit dem Jungen.“ Dann haben sie die Strickleiter nochmal runtergelassen und sie ist hochgekrabbelt. Auf dem Schiff gab's katastrophale Zustände: wahnsinnig viele verwundete Soldaten. Mein Bruder hat die Ruhr gekriegt. Heute kann ich im Internet nachlesen, dass die „Walter Rau“ das letzte Schiff war, das am 23. März den Hafen verlassen konnte.

*Ja, ich hätte jetzt eben noch gefragt, war das Schiff wirklich so überfüllt oder warum wurde das Beladen so plötzlich abgebrochen?*

Tausende von Menschen wollten raus. Es gab keinen anderen Ausweg mehr. Man muss sich vorstellen, dass es so etwas wie einen Zugverkehr schon lange nicht mehr gab. Sämtliche Verkehrswege wurden nur vom allein Militär genutzt. Die Zivilisten hatten überhaupt kein Recht zu sagen, wohin sie fahren wollten oder dass sie Benzin brauchten oder mit dem Zug fahren wollten. Das ging überhaupt nicht. Es war alles nur fürs Militär vorgesehen. Eine Vorstellung, die heute sehr schwer zu vermitteln ist, dass die Zivilbevölkerung überhaupt keine Rechte hatte; nur das Militär versuchte sich selber in Sicherheit zu bringen. Ja wir sind dann mit diesem Schiff, was wir damals nicht wussten, ich jedenfalls sicherlich nicht, über die verminte Ostsee gefahren und man weiß ja heute, dass ständig Schiffe untergegangen sind. Sie wurden durch U-Boote torpediert oder liefen auf Minen. Das bekannteste Beispiel, was man heute immer wieder mal als Film sieht, ist der Untergang der „Gustloff“. Das ist

eines dieser riesigen Ausflugsschiffe gewesen. Wir sind dann, was mir meine Mutter relativ spät erst erzählt hat, quer über die ganze Ostsee weg nach Kiel gefahren. Und wurden in Kiel nicht in den Hafen gelassen, sondern mussten wieder zurück auf die Ostsee und sind dann in Kopenhagen angekommen.

*B: Weshalb wurden sie nicht in den Hafen gelassen?*

Überfüllt! Überfüllt, es hat einfach geheißen: „Hier kann keiner mehr rein. Wir werden mit den Flüchtlingen nicht fertig. Seht zu, wo ihr bleibt!“ jedenfalls zurück. Und in Kopenhagen haben wir das Kriegsende erlebt. Ich weiß ganz genau, dass wir in einer Schule einquartiert waren und oben im Dachgeschoss waren Dachluken. Ich hab da oben rausgucken können und habe gesehen, wie unten gefeiert wurde, wie die Dänen das Kriegsende gefeiert haben. In Kopenhagen waren wir nicht sehr lange, sondern sind dann von da aus auf einen Flugplatz in der Nähe gekommen, nach Aunö. Dort haben wir in den Hangars, den Flugzeughallen gelebt.

*B: Ja, Sie sind im Januar eben aus Ostpreußen, erst mal aus Elbing fort und dann nach Stolp und sind dann im Mai erst im Lager angekommen. Wie waren da auch während Ihrer Flucht auf dem Schiff, wie waren da die Zustände, weil ich stell mir das sehr schwer vor: Das Schiff war überfüllt, die Reise war nicht kurz...*

K: Sie war nicht organisiert.

*B: Ja und sie war auch nicht organisiert und insgesamt: Die Situation war ja sehr angespannt, auch eben an Kriegsende und weil eben die Erwachsenen auch wussten, dass die*

*Reise sehr gefährlich ist. Wie waren da die Umstände auf dem Schiff?*

Das kann ich selber schlecht sagen. Ich kann nur die Erinnerungen meiner Mutter wiedergeben.

*B: Aber Sie als Kind oder sind da keine Erinnerungen mehr?*

Meine Mutter und meine Großeltern haben, denke ich, alles getan, um uns von irgendwelchen unangenehmen oder auch ja bedrängenden Eindrücken abzuschotten. Ich kann mich nicht dran erinnern, obwohl das sicher der Fall war, dass auf dem Schiff Tote gelegen haben und auch verwundete Soldaten. Ich kann mich nicht erinnern, das gesehen zu haben und ich vermute, dass ich das meiner Mutter verdanken kann, die dafür gesorgt hat, uns davor zu bewahren. Anders kann ich mir das nicht erklären.

### **Interniert in Dänemark**

*Und dann sind Sie nach Kopenhagen gekommen. Wie war es denn möglich, dass Sie nach Dänemark kommen konnten?*

Dänemark und Norwegen waren bis zur Kapitulation von den Deutschen besetzt. Das Verhältnis der Dänen zu den Deutschen nach dem Krieg kann man sich natürlich leicht vorstellen. Es gab keine deutsche Besatzung mehr und wir waren alles andere als gern gesehen in Dänemark. Das führte dazu, dass wir nach Kriegsende zwei Jahre in Lagern gelebt haben, praktisch wie Gefangene, umgeben von Stacheldraht und streng bewacht. Allerdings gab es von diesem Flugplatz aus schon die Möglichkeit, dass meine Mutter raus durfte aus

dem Lager. Sie hat bei einer Frau Christiansen genäht, Kleider ausgebessert und Wäsche genäht und brachte dann von außerhalb Nahrungsmittel mit, Milch oder irgendwas zu essen eben. Das war sehr wichtig. Meine Mutter hat sich dort wohl gefühlt, aber grundsätzlich wollte man nicht, dass sich die Flüchtlinge mit den Dänen anfreundeten, das nennt man ja Fraternisierung. Zwei Jahre sind wir in diesen Lagern gewesen. In den Lagern hatten wir zum größten Teil Unterricht von irgendwelchen Lehrern, die ebenfalls geflüchtet waren, oder die sich zugetraut haben, uns zu unterrichten, in denkbar ungünstigen Verhältnissen, es gab kein Papier, keine Stifte, es gab keine Bücher, überhaupt nichts. Und trotzdem haben sie es möglich gemacht, dass es eine organisierte Schule gab. Raus durfte aus den Lagern nur, wer in Deutschland eine Wohnung nachweisen konnte und das war völlig ausgeschlossen.

*Was war denn die Begründung dafür? Wäre die dänische Regierung denn nicht froh gewesen, wenn die Flüchtlinge das Land verlassen hätten?*

Deutschland war viergeteilt, die vier Besatzungszonen hatten größte Probleme, die Flüchtlinge, 12 Millionen Menschen, aufzunehmen. Auch Dänemark wäre die 250 000 Internierten gern losgeworden, eine Last bei vier Millionen Einwohnern, aber die Alliierten weigerten sich, noch mehr Flüchtlinge aufzunehmen. Nur wer eine Wohnung nachweisen konnte, durfte zurück nach Deutschland. Meine Großeltern sind vor uns, relativ früh nach Mecklenburg gekommen. Es hat sehr sehr lange gedauert, bis man überhaupt rausbekommen hat, wer wo gelandet war. Und wo mein Vater war, wusste man überhaupt nicht. Das letzte, was wir wussten war, dass er zuletzt in Jugoslawien Soldat gewesen war. Aber



wir hatten keine Ahnung, ob er noch lebte oder wo er war. Es gab damals diese Suchmeldungen vom Roten Kreuz. Wenn ihr mal nach Bonn kommt, im Haus der Geschichte, da wird diese Phase der Nachkriegszeit sehr gut dokumentiert. Da sind die Originalsendungen zu hören, die im Radio ständig gelaufen sind, damit die Familien wieder zusammenfinden: Tausende Kinder, die ihre Eltern gesucht haben oder umgekehrt die Eltern ihre Kinder. Wir sind dann schließlich am nördlichsten Zipfel von Dänemark gelandet, in Aalborg. Von Aalborg aus sind wir dann, als wir mitbekommen haben, dass mein Vater südlich vom Hamburg gelandet war, nach Süden gezogen.

*Und das war dann über diese Suchmeldung mit dem Roten Kreuz..?*

Das weiß ich nicht mehr, ob er uns gefunden hat oder wir ihn, das kann ich nicht mehr sagen. Ich weiß nur, dass er sich plötzlich gemeldet hat von Uelzen aus. Und jetzt gibt es eine ganz kuriose Geschichte: Bevor wir wussten, wo er ist, das hat mir meine Mutter auch später erzählt, ich hab das damals nicht so richtig mitgekriegt, da hat sie versucht nach Paraguay auszuwandern, die Möglichkeit gab es noch, nach Deutschland konnte man nur, wenn man dort eine Wohnung nachweisen konnte. Nach Paraguay ging, wer wie meine Mutter mennonitisch war, denn in Paraguay gab es viele mennonitische Gemeinden, die Auswanderer aufgenommen haben. Sie war kurz davor auszuwandern.

*Um aus diesen Lagern aus Dänemark raus zu kommen?*

Nur um aus diesem fürchterlichen Lager raus zu kommen, man kann sich das nicht so gut vorstellen. Wenn man kein Zimmer hat, das

einem gehört, sondern man lebt ständig nur in Massenunterkünften. Man kann nicht selber kochen, man geht mit seinem Geschirr da hin und geht da an so einer Küche vorbei und bekommt irgendwas da rein geschaufelt. Und es muss zermürend gewesen sein und wenn ich heute höre von irgendwelchen Konferenzen, wo sich die großen Mächte zusammensetzen, um ein Problem zu lösen. Dann erinnert mich das immer an diese Konferenzen über das Flüchtlingsproblem, die damals stattgefunden haben. Es gab zwar keine Zeitungen, aber im Lager gab es ein, zwei Radios. Wir wussten, dass diese Konferenzen stattgefunden haben. Und wir haben immer von einer Konferenz auf die nächste gehofft, dass sich irgendetwas ändern würde in dieser Flüchtlingsfrage in Dänemark. Aber es hat sich überhaupt nichts geändert. Es gibt noch eine zweite merkwürdige Geschichte. Wenn wir ausgewandert wären, hätte mein Vater uns niemals wieder gefunden oder wir ihn. Und die zweite Geschichte war: Meine Mutter wollte eine Scheinehe eingegangen mit irgendeinem Mann. Er hätte meine Mutter mit ihren drei Kindern mit raus bringen können. Das zeigt doch, dass man alle Möglichkeiten ergriffen hätte, das Lager zu verlassen.

*Und Ihre Mutter war ja Mennonitin, das heißt ja, dass sie sehr gläubig war, da könnte man ja auch Hoffnung schöpfen.. ?*

Ja, ja ich glaube schon, dass ihr das häufig geholfen hat sich durch zu kämpfen..

*Was für eine Rolle hat das für Sie gespielt und für Ihre Familie insgesamt?*

Für mich eigentlich relativ wenig, bis auf die Phase, wo ich so ungefähr vierzehn war, da hab ich schon relativ oft an sogenannten Rüst-

zeiten teilgenommen und habe auch Kindergottesdienste gehalten. Das sind, denke ich, aber eher Dinge, die mit meinem Berufswunsch zusammenhängen. Der war relativ früh schon ausgeprägt. Ich habe vorhin ja auch schon von dem Rektor erzählt aus der Grundschule, den ich bewundert habe und das war sicher so eine Art Impuls gewesen für den Beruf.

*Sind Sie dann Lehrer geworden oder ..?*

Jaja.

### **Zurück in Deutschland**

Wir haben in Uelzen unter ärmlichsten Verhältnissen gelebt. Man muss sich vorstellen, das war 1947, als wir dann aus Dänemark zurückkamen, gab es immer noch Probleme mit den Flüchtlingen. Das heißt, wir mussten zwangseingewiesen werden. Es hat natürlich keiner gesagt, ich möchte gerne Flüchtlinge aufnehmen in meinem Haus oder in meiner Wohnung. Das ging nur mit Gewalt sozusagen und wir haben unter dem Dach in zwei Kämmerchen gewohnt. Die Wohnung gehörte einer Frau und ihrer Tochter, die von ihrer nicht so großen Wohnung zwei Zimmer abgeben mussten. Mein Vater war arbeitslos, der ist putzen gegangen; meine Mutter hat als Änderungsschneiderin für ein Modegeschäft gearbeitet, die beiden haben uns auf die denkbar ärmlichste Weise durchgekriegt, immer mit der Aussage: Bis zum Abitur bringen wir euch, danach müsst ihr selber schauen. Es gab Stipendien, das heißt, wir mussten gut sein in der Schule. Meine Eltern haben es fertig gebracht, dass alle drei Söhne Abitur gemacht haben.

*Was ist für Sie ihre Heimat?*

Zuhause ist natürlich die Pfalz. In Uelzen, Niedersachsen, bin ich sieben Jahre gewesen, bis zum Abitur. Mein Vater hat dann eine Stelle in Bad Dürkheim gekriegt, im Finanzamt, die Familie ist kurz vor meinem Abitur in die Pfalz gezogen; von da aus bin ich nach Kaiserslautern zum Studium gekommen. Da ist nochmal dieser Schritt nach Süden.

Heimat, die Frage ist so einfach gar nicht zu beantworten. Wenn ich höre, dass jemand in der dritten Generation in einer Stadt aufwächst, oder sogar auf einem Hof oder so irgendetwas – Heimat in dem Sinne gibt es nicht für mich. Ich bin in den 90er Jahren noch zweimal auf dem Bauernhof meiner Großeltern gewesen. Da stand der Hof noch, inzwischen ist er verfallen und abgerissen worden. Das ist etwas, was nur manchmal hochkommt. In der Regel sage ich, was habe ich eigentlich mit Elbing zu tun? Wenn man dort ist, dann fragt man sich natürlich doch, inwiefern gehöre ich da noch hin?

Für mich gibt es eine Erfahrung in Danzig in der Marienkirche. Man muss sich vorstellen, dass dieses ganze ostdeutsche Gebiet früher evangelisch war. Die Marienkirche ist früher eine evangelische Kirche gewesen, und wenn ich heute in diese Kirche komme, ist es natürlich eine katholische. Das ist mir schon aufgefallen, sodass ich gesagt habe: Was ist da eigentlich passiert? Und was hat das mit deinem Leben zu tun? Ich dachte plötzlich, das sei ein ganz fremdes Land geworden.

Womit ich gar nichts anfangen kann, ist dieser sogenannte Heimwehtourismus, den es dort in großem Umfang gegeben hat, dass viele Ostpreußen - bzw. Elbing ist ja westpreußisch - dorthin zurückgefahren sind. Und das haben wir einmal Anfang der 90er Jahre miterlebt -

das war schon kurios. Wo dann an irgendeinem ostpreußischen See plötzlich deutsche Volkslieder erklangen. Und die Heimwehtouristen treffen sich da und tun so, als ob das noch ihr Land wäre. Mit Lagerfeuer und alten ostpreußischen Gerichten und so weiter. Ich denke, es hat inzwischen nachgelassen, da diese Generation mittlerweile ausgestorben ist. Meine Mutter ist mit 93 Jahren gestorben, vor drei Jahren und meine Generation hat diesen Bezug natürlich nicht mehr zu dem Land dort. Und zu all dem, was an fragwürdigen bis auch revanchistischen Vorstellungen existiert.

Was mich nochmal geschockt hat: Ostpreußen hat in der entscheidenden Wahl im Dritten Reich für Hitler gestimmt hat. Das war weit über dem Durchschnitt im Verhältnis zu anderen Teilen Deutschlands, und ausgerechnet dieses Land hat es dann so hart getroffen. Wenn meine Frau erzählt hätte, hätte das ein ganz anderes Bild ergeben. Die haben unter den Bombardements gelitten und auch unter dem Hunger. Das haben wir nicht, wir haben schlecht gelebt, ja, aber nicht gehungert. Mit den Blechtellern sind wir zum „Essenfassen“ gegangen, das war entwürdigend. Aber an Hunger direkt kann ich mich nicht erinnern, wahrscheinlich weil meine Mutter immer tatkräftig dafür gesorgt hat. Das war das Ver-

dienst dieser sehr jungen Frau, drei Kinder durchzubringen im Alter von 30 Jahren etwa.

*Was könnten sie uns Jugendlichen aus ihrer Erfahrungen weitergeben?*

Das ist furchtbar schwierig. Die Welt hat sich völlig verändert. Man kann keine Empfehlungen weitergeben, die abgeleitet werden aus einer ganz anderen Welt. Meine Mutter hat bei ganz bestimmten Dingen immer gesagt: „Heb es auf, es könnte noch mal ein Krieg kommen“. Und dieses Bewusstsein ist vielleicht nicht ganz so stark bei uns, aber es könnte irgendwie anders kommen, als nur Wohlstand und Wohlstand. Aber das kann man nicht vermitteln. Dieses Gefühl der Unsicherheit haben wir für unser ganzes Leben. Und gewisse traumatische Erfahrungen. Die Frage ist nicht zu beantworten. Meinem Enkel habe ich geschrieben: Sieh zu, dass du niemals einen anderen Menschen schädigst durch dein Verhalten.

Man muss einfach sagen, in der Nazizeit gab es diejenigen, die sich verbrecherisch verhalten haben, es gab die, die Widerstand geleistet haben, vor denen man großen Respekt haben muss, und dann die vielen, die versucht haben, sich einigermaßen anständig durchzubringen, dazu gehörten meine Eltern.

## 3. Hedwig Keßler (geboren 1929)



*Hedwig Kessler wurde als Kind einer bäuerlichen Familie in Böllenborn geboren. Dadurch, dass sie nahe der französischen Grenze wohnten, musste die ganze Familie mehrfach ihre Heimat verlassen. Nach der Rückkehr wohnten sie in einem geplünderten Haus ohne Strom und Wasser. Geflohene Soldaten kamen zu ihnen, denen sie halfen. Bei diesen Soldaten war auch ein Kranker gewesen, dem Hedwig einen Zettel mit ihrer Adresse gab. Dadurch, dass diese Gruppe von Flüchtlingen geschnappt und der Adresszettel gefunden wurde, mussten Hedwigs Eltern stellvertretend für sie selbst ins Gefängnis. Da sie alle jedoch nur wenig zu essen hatten, ging Hedwig mit ihrer Cousine oft an den verlassenen Stellungen vorbei und suchte nach Nahrungsmitteln. In einem Bunker fand sie stattdessen 14 verkohlte Soldaten, was sie sehr schockierte. Ihre ganze Familie war gegen Hitlers Politik. Deshalb half ihre Familie dem jüdischen Kinderarzt nach Amerika zu fliehen.*

Interview am 1.2.2014 in Bad Bergzabern mit Alysia Ullmer, Nadine Adaci und Lena Himpel

(H) = Hedwig Keßler, (A) = Alysia Ullmer, (L) = Lena Himpel, (N) = Nadine Adaci

(H) - Ihr wisst ja, dass der Krieg ein schlimmer Krieg war. Und wir an der Grenze, Böllenborn ist ja nah an der französischen Grenze, wir haben das doppelt schlimm erlebt. Und zwar '39 fing das ja schon an, da war der Krieg mit den Franzosen. Und die Franzosen kamen bis vor Böllenborn oben auf die Hohe Derst. Und es hat Tag und Nacht auch rein geschossen, die Artillerie. Und da waren wir in der roten Zone, hier in Böllenborn, und die wurde geräumt. Und dann wurden wir weggebracht mit offenen LKWs und es durfte jeder nur eine Tasche mitnehmen, weil es hat geheißen, sie werden ganz schnell die Franzosen schlagen und wir werden wieder zurückgebracht. Es durfte jeder nur eine Tasche mitnehmen, wir Kinder die Schultasche und vielleicht noch so irgendwas in die Jacke gesteckt. Wir wurden dann auch mit offenen LKW bis nach Speyer gebracht. Es hat geheißen, es dauert noch höchstens ein, zwei Tage, dann haben wir die Franzosen besiegt, dann dürfen wir auch wieder heim, aber dem war nicht so. Wir kamen dann von Speyer aus in einen Sonderzug und wurden in die fränkische Schweiz gebracht. Und dann musste man halt gucken, dass man untergekommen ist. Die Leute haben sich zwar bereit erklärt, manche, Flüchtlinge aufzunehmen, denn die bekamen ja damals Geld dafür. Aber wir persönlich, wir waren eine große Familie, drei Kinder, die Mutter, eine zierliche Person, und Großvater und Großmutter und die war schon ein bisschen hinfällig. Uns hat keiner gewollt, weil die wollten ja immer solche, die auch arbeiten können und helfen kön-

nen und das konnten wir nicht, wir waren ja noch Kinder. Gut, wir waren dann in der fränkischen Schweiz so gut ein Jahr, in die Schule durften wir nicht gehen, weil die Lehrer und die alle haben gesagt, wir wären Halbfranzosen und würden nicht richtig Deutsch sprechen, da durften wir nicht in die Schule gehen! Das war schlimm für uns Kinder, ganz schlimm. Und nachher, die Männer, die mussten ja zuhause bleiben, die haben ja einbringen müssen. Und mein Vater ist dann an Weihnachten gekommen und hat gesagt: Was, die Kinder dürfen nicht in die Schule? Da werde ich mich drum annehmen. Und dann hat er es fertig gebracht, wir kamen dann in die Schule, aber was heißt Schule? Wir saßen dann in einem Saal, außenherum standen Bänke und wir waren da gesessen und haben auf unserem Schoß geschrieben.

Jedenfalls hatten sie ja die Franzosen wieder zurückgeschlagen und wir durften wieder heim. War auch schon etliches kaputt, aber man war halt froh, wenn man daheim war. Nachher ging es dann wieder neu los. Da haben die Amerikaner und die Franzosen sich zusammengetan und sind wieder auf der Seite da reingekommen und sind gekommen bis auf die Hohe Derst. Und bis sie da waren, hat es Tag und Nacht mit der Artillerie rein geschossen. Wir konnten nicht dort bleiben. Wir sind nicht evakuiert worden, wir haben das selbst gemacht. Wir waren dann Tag und Nacht im Keller und wir hatten nichts zu essen und zu trinken da unten und wir konnten nicht mehr raus, es hat laufend geschossen. Die Eltern haben schon den Wagen geladen gehabt, weil sie gesagt haben, wir müssen bestimmt wieder weg. Und dann, in der Nacht hat meine Mutter noch einmal acht Laib Brot gebacken, im großen Backofen. Denn wenn man fort will, man muss ja was mitnehmen, ne? Und wo wir packen woll-

ten, noch in der Küche, da war das ganze Haus voller deutscher Soldaten. Überall waren sie gelegen, aufm Boden, erschöpft, fertig, denn der Krieg war schlimm. Und dann sind wir mit Pferd und Wagen, die Großeltern sind oben drauf gesetzt worden, wir Kinder mit dem Fahrrad und dann sind wir gefahren über Münchweiler, Silz, das Münchweiler an den Rotalben nicht, das Münchweiler da drüben. Und da haben wir Bekannte gehabt und haben dort das Pferd abstellen können. Und das muss ich noch sagen, unser Vieh, das haben wir müssen stehen lassen, haben wir ja nicht mitnehmen können. Und dort waren wir dann, zwei Nächte, konnten wir aber auch nicht bleiben, weil da hat es auch rein geschossen. Die sind ja auch immer näher gerückt und haben ja mit der Artillerie, haben ja diese Drohwerfer gehabt, ich weiß gar nicht, wie man das so erklärt.

Und dann haben wir uns entschlossen, wir haben ja in Kirrweiler Bekannte, dass wir da hinfahren. Also, unser Vater ist mit dem Pferd in der Nacht losgefahren und wir haben einen Soldaten getroffen, der hat uns mit dem LKW dort hingefahren. Da waren noch meine Tante, mein Onkel, meine Cousine, die waren auch sieben Personen, und dann sind wir alle dahin, in eine leere Wohnung.

Und die Wohnung war aber wirklich leer, war nur ein Spülstein drin, ein Tisch und so Bänke, wie man sie in der Brauerei hat, wissen Sie? So zwei Bänke. Und wir haben immer auf dem Boden geschlafen, es gab ja nichts. Konnten wir ja nicht mitnehmen, man hat ja nur das Nötigste mitgenommen. Allerdings haben wir wenigstens zu essen noch gehabt. Weil die Mutter noch ein Brot gebacken hatte, der Vater war Metzger, der hatte noch ein Schwein geschlachtet, das ist in die Stann (?) reingekom-



men, das haben wir noch mitgenommen. Aber wir waren dann 14 Personen, da war das schnell all. Und dann sind meine Tante, die Familie nach Kirrweiler reingezogen, wir sind dort geblieben, am Bahnhof war das. In Kirrweiler, zwischen Kirrweiler und Maikammer ist ja da der Bahnhof. Und ja, das war da zu gefährlich, da waren Tag und Nacht auch Bomben, von Fliegern und alles Mögliche. Dann hatten wir ja auch kein Brand und nix mehr, es war ja Winter. Und da hatten wir die Frau, die oben war, die hat auch keinen gehabt. Da habe ich das erste, das erste und das letzte Mal in meinem Leben geklaut. (Lachen) Und zwar war da auf einem Abstellgleis eine Lokomotive gestanden, da bin ich rein gekrabbelt, ich war ja 15/16 und wollt das mal sehen. Da habe ich gesehen, die haben da einen ganzen Berg Kohle da drin gehabt. Die sind ja noch mit Kohle gefahren, nicht? Da bin ich jede Nacht, immer wenn es dunkel war, bin ich mit dem Eimer und das war so hoch hinein zu krabbeln, da habe ich Kohle geholt, jeden Tag einen Eimer für uns und einen Eimer für diese Frau da, da hat die auch was gehabt. Und wo die Kohle all war, da haben wir wieder nix gehabt. Und das war schlimm, wenn man nicht mal ein bisschen Tee kochen kann.

Dann sind in der Nähe Bomben gefallen, da hat mein Vater beschlossen, wir fahren wieder zurück nach Bergzabern, hierher. Und da wussten wir ja auch nicht, wohin. Das war dann vier... nein, das war schon '45. Im Frühjahr sind wir wieder zurück hierher, und da draußen im Kurtal war das Haus von der Frau Osthof, wo es ist ... ich glaube, das ist das Haus im Kurtal da, ich weiß nicht, ob Sie wissen, wo das Hotel Konz war. Es ist ja auch nicht so wichtig. Jedenfalls ging da ein Keller rein. Der ging, ein Stollen ganz in den Berg, da rein und da drüben raus. Und da haben wir

versucht reinzukommen. Mein Vater ist mit dem Pferd und dem Wagen, meinen Onkel noch dabei, auch mit Pferd, die sind in Richtung Böllenborn gefahren, da war, auf der rechten Seite ist so ein Berg, der Petronell, da sind viele Felsen. Und da sind sie hin und haben sich unter denen Felsen aufgehalten, mit den Pferden. Und eine Kuh hatten sie noch dabei gehabt, einen jungen Mann mit einer Kuh, den hatten sie auch dabeigeht. Und die haben da droben gehaust, die sind eigentlich ganz gut klargekommen. Aber wir im Felsenkeller, wir waren arm dran, weil es waren ganz viel Bergzaberner auch da drin, die eine Hälfte. Die andere Hälfte waren das Rote Kreuz, glaube ich, oder die Sani's. Da durften wir nicht hin, wir durften aber auch die Toiletten nicht benutzen. Und es hat ja auch, Tag und Nacht ging das, hat es geschossen. Die Artillerie. Die ganzen Dörfer, die Häuser, unten die ganze Stadt hat gebrannt. Und da durften wir Toiletten nicht benutzen, da mussten wir ja in das Haus obendrüber wieder gehen. Das war schon schlimm.

Und wir hatten auch nichts zu essen und nichts zu trinken. Und da haben wir uns aus dem Garten einen Eimer Wasser geholt. Und da waren viele Kinder in dem Stollen. Und die haben sich auch genommen, die mussten ja auch was trinken. Und da ist mein Vater nachts gekommen und hat so einen hohen Sack voll, ich weiß nicht, das kennen Sie nicht, das war so kleines Knäckebrötchen, so Würfel, so harte. Das war die 'eiserne Ration' von den Soldaten, das hat er in einem Gebäude, in einer Stellung gefunden und das hat er gebracht. Und wir hatten Zuhause Bienen und hatten auch eine Milchkanne, so eine große, wie man früher so große gehabt hatte, so graue, die hatten wir fast voll mit Honig. Die hatten wir mitgenommen und hatten sie auch wieder mit

in den Keller genommen. Und da haben die Kinder, alle miteinander, meine Mutter hat dann eine Schüssel genommen und da Honig rein und das Knäckebrot drum herum. Das war wie ein Feiertag da. Da haben sie getunkt da drin und alle haben sich gefreut. Und heute, jetzt leben ja fast keine mehr von denen, die da mit in dem Keller waren. Aber viele haben schon gesagt: Ihre Mutter, die hat uns da das Leben gerettet, denn sie hat immer wieder ... So ein Sack voll, da kann man ja auch nie viel essen, das geht ja auf im Magen.

Nachher, Tag und Nacht, immer dieses Geröll, man konnte nicht vor die Tür, wo die Amerikaner gekommen sind. Das haben wir ja auch gemerkt, vorne zur Straße war eine Tür und da haben wir das ja gesehen, wie die da vorbei gefahren sind. Und da haben wir einmal in dem Keller drei Tage Arrest gekriegt, wir durften den Keller nicht verlassen, drei Tage. Jetzt können sie sich vorstellen, wie fürchterlich das ausgesehen hat. Wir waren auch nass, weil die Steine, das waren ja nur so Sandsteine, die haben getropft, die waren nass. Das war da schon schlimm.

Und dann hat meine Mutter sich drum gekümmert. Da war ein Gouvernement, da waren Franzosen und Amerikaner, und da hat sie gehört, dass da eine Dolmetscherin wäre und da haben die sie gleich dahin und haben gefragt, ob wir nach Hause dürfen. Ja, da haben die gesagt, wir dürfen, aber wir müssen erst gucken, ob noch etwas steht, vom Haus. Und dann sind wir mit den Fahrrädern nach Böllenborn gefahren, weil wir Kinder haben ja unsere Fahrräder dabei gehabt. Also sind wir wieder nach Böllenborn gefahren und konnten gar nicht ins Dorf rein, da war alles kreuz und quer, die Häuser kaputt, die Banken auf der Straße, aber wir kamen bis zu unserem Haus. Unser

Haus hat noch gestanden, aber es war kein Dach mehr drauf und kein Fenster, nix, kein Glas. Aber wir haben dann trotzdem, mein Vater ist nachts gekommen und hat gesagt, er fährt auch mit dem Pferd, fährt es heim und wir können kommen. Aber er hat ja müssen das bisschen Gepäck und die Großeltern auch noch holen. Dann haben wir im Haus, hat es geregnet bis runter, da haben wir alle auf dem Boden geschlafen, sieben Personen, aber nur auf dem Boden, weil die Matratzen von den Betten haben die Soldaten alles in die Bunker geholt. Die haben halt auch ein bisschen warm gewollt, gell? Die haben ja auch gedacht, die kommen sowieso nicht mehr. Und da haben wir halt gar nichts mehr gehabt, kein Bett, kein Fenster, nix. Dann hatten wir ein ganzes Jahr, noch länger wie ein Jahr, keinen Strom und kein Wasser. Das müssen sie sich mal vorstellen, weil die Pumpstation wurde elektrisch betrieben und dazu war kein Strom und nix da. Für ein ganzes Jahr! Keine Kerze, kein Petroleum für die Lampe, nix, da haben wir immer die Ofentür aufgemacht, dass man noch ein bisschen was gesehen hat. Wenn es dunkel war, sind wir ins Bett, wenn es hell wurde, sind wir aufgestanden. Das war schon eine ... schwere, schwere Zeit. Wenn die jungen Jahre, ich war da 16, wenn die so dahingehen, keine Schule, keine Fortbildung, keine Ausbildung, überhaupt nix. Das war schon schwer.

Gut, wir waren dann zuhause, wir haben dann angefangen unser Dach wieder langsam zu reparieren, aber dann war nicht weit in Frankreich drüben, haben wir vermutet, ist ein Gefangenenlager mit deutschen Soldaten, die die Franzosen und die Amerikaner gefangen haben, und die haben sie dort eingesperrt. Die haben sie aber schlecht bewacht. Da sind jede Nacht vier oder fünf gekommen, und, als ob sie das gewusst hätten, wo sie hin sollen, die

sind ums Haus herum und sind in die Scheune rein. Fertig. Und da hat ihnen da mein Großvater dann ein Lager gebaut und die Mutter hat ihnen dann was gekocht. Aber das muss ich noch sagen, wir haben ja nichts kochen können, wir haben aber mit Topinambur, kennen Sie doch, oder? Topinambur, die Erdäpfel, gell, die kennt ihr? Da sind wir dann raus und haben die geholt. Und die haben sie gekocht und Stampes gemacht. Der war nicht gut, aber wenn man Hunger hat, isst man das auch. Das hat sie den Soldaten dann auch gekocht. Am nächsten Abend waren schon wieder fünf da. So ging das Tag und Nacht. Und da war einmal einer dabei, der hatte Fieber gehabt, der war sehr krank. Der durfte in der Küche schlafen, da hat sie gesagt, sie macht ihm in der Nacht Wadenwickel, dann geht das Fieber vielleicht zurück. Und morgens sie die immer dann, wenn es hell wurde, weiter. Aber ich, wie ich war, habe denen ein Zettel geschrieben mit unserer Adresse, dem einen, der so krank war, er möchte uns doch bitte schreiben, ob er gut heimgekommen ist, weil er ja so furchtbar krank war. Und die sind ja immer Patrouille gefahren, mit den Jeeps. Und die haben sie dann da oben, auf dem Liebfrauenberg, da haben sie sie dann erwischt. Da haben sie halt den Zettel gefunden, und das war schlimm, weil es kamen dann vier Mann, zwei Franzosen und zwei Amerikaner. Die haben dann gefragt: wer hat den Zettel geschrieben? Und ich habe gesagt, ja ich habe den geschrieben, habe dazu gestanden. Aber die haben gesagt, mit dir können wir nichts anfangen und dann haben sie meine Eltern mitgenommen und haben sie hier ins Gefängnis. Da waren wir mit den Großeltern, zwar keine Kinder mehr, wir waren ja schon ein bisschen größer, aber wir waren ja auch am verhungern. Wirklich.

Und da waren sie dann fünf, sechs, ich weiß schon gar nicht mehr, wie lange genau, vielleicht so fünf, sechs Wochen im Gefängnis. Und da hatte meine Mutter einen Cousin, der war Landgerichtspräsident in Zweibrücken. Der war nicht eingezogen worden, es gab auch solche, die daheim geblieben sind, die haben sie ja auch gebraucht. Und das wusste ich, dass der in einer Stadt wohnt, wo genau, das habe ich natürlich nicht gewusst, aber dem seine Eltern, die haben in Neustadt gewohnt, und da wusste ich die Straße. Dann bin ich mit dem Fahrrad von Böllenborn nach Neustadt gefahren, mit so einem alten Fahrrad und habe die aufgesucht. Die haben die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, als die das gehört haben. Und der hat sich dann gekümmert und die Eltern durften dann heim. Nach drei Tagen wurden sie dann entlassen.

Dann kam noch einmal eine schwere Zeit und zwar, wir hatten ja nichts zu essen. In den Gräben, die die Deutschen zwar gegraben haben, aber die Amerikaner waren da ja drin, wie wir da rüber gekommen sind. Und die Amerikaner, die haben ja alles gehabt, die haben so Pakete gehabt, Rationepakete, da haben sie rausgenommen, was sie wollten und das andere haben sie weggeschmissen. Das wussten wir nachher, da sind wir dann immer in den Wald, überall an die Stellungen und haben da immer ein bisschen was gefunden. Meine Cousine und ich, wir sind dann auch hoch auf die Hohe Derst oben. Und dann hat sie gesagt, sie geht jetzt mal runter in die Schützengräben und ich hab gesagt, ich geh mal in den Bunker. Da oben auf der Derst war ein Bunker. Ich könnte heute in keinen Bunker rein gehen. Da ist dieses Museum da unten (gemeint: Westwallmuseum in BZA?), könnte ich nicht mehr rein. Jedenfalls, ich hatte so ein kleines Teelichtlein, die haben wir auch gefun-

den, Teelichter und Streichholz. Ich habe das Teelicht angemacht, bin in den Bunker rein und es dauert ja, bis man da was sieht. Und als ich was gesehen habe, da saßen in dem Bunker, so rundherum waren die Bänke gestanden, vierzehn verkohlte Soldaten ... Ich weiß nicht, ob man das nachfühlen kann und normalerweise erzähle ich das gar nicht gerne, weil ich dann wieder Albträume bekomme. Ich bin natürlich wieder rückwärts raus, mir war es ganz komisch. Da rief meine Cousine: Du, ich stehe im Minenfeld, was soll ich denn machen? Aber ich weiß ja auch nicht. Ich habe gesagt: Da ist ein Rehpfadchen, jetzt gehst das Rehpfadchen entlang, holen kann ich dich nicht, ich habe selbst mit mir zu tun. Dann haben wir ... Sie ist dann wieder raus gekommen. Dann haben wir mein Vater, mein Onkel und ich, die ganzen Soldaten, die Toten da oben runter geholt, die im Bunker waren. Und auf dem Friedhof haben wir dann so ein großes Massengrab, mein Großvater hat da ein großes Grab geschaufelt und unser Pfarrer, der damals hier war, hat die Erkennungsmarke jedes Mal weggebracht. Sie können sich nicht vorstellen, wie das ist, den toten Soldaten, denen hat niemand die Augen zgedrückt. Dann haben wir die überall eingesammelt, wo die überall gelegen haben im Wald, weil es war ja zu gefährlich, die liegen zu lassen. Es waren zum Schluss 24 drinnen in den Massengräbern, zwei Gräber nebeneinander. Mein Großvater hat alle möglichen Tücher und alles zusammengesammelt, dass er jeden konnte einwickeln. Der wusste, dass sie da nicht lange bleiben, die kommen da ja wieder weg. Die Erkennungsmarke hat der Pfarrer Süß bei jedem weggebracht und hat das auch gemeldet, dass die gefallen sind. Damit die Angehörigen auch Bescheid wissen. Dann hat er gesagt: Gut, jetzt sind sie alle da, jetzt machen

wir eine kleine Trauerfeier. Da waren aber nur mein Vater, mein Onkel, ich und der Pfarrer. Du musst mit, hat er gesagt, du warst jeden Tag dabei die Toten holen, du kommst auch mit. Dann hat er gesagt, der Pfarrer, ich müsste mit der Mundharmonika das Lied spielen: 'Ich hatte einen Kameraden'. So wie früher, wenn jemand gefallen war, auch. Da habe ich gesagt: 'Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr! Ich kann auch nicht mehr da runter gucken, ich kann die nicht mehr sehen. Du spielst auf der Mundharmonika!' Gut, hat da mein Vater gesagt, ich stell mich ganz dicht zu dir, dann kannst auch spielen. Bei der zweiten Strophe bin ich dann umgekippt.

So ging es dann langsam wieder, aber Strom hatten wir ja immer noch nicht und Wasser auch nicht. Es gab nur einen Brunnen, wo wir Wasser holen durften, alle anderen Brunnen waren verseucht. Ich weiß nicht, ob man trinken konnte, jedenfalls war es nicht genießbar. So haben wir dann klein wieder angefangen. Das Pferd und die Kuh, die stand auch bei uns im Stall, da durften wir dann das Kalb behalten. Die Kuh ging dann wieder zurück an die Eigentümer. Es war schon ein schwerer Anfang, es kann, glaube ich, keiner verstehen.

Da kam dann die Währung und jeder bekam 20 DM, und es war so viel zu machen, dass das vorne und hinten nicht gereicht hat. Wir hatten ja alle Fenster zugenagelt gehabt mit Brettern. Da war es ja noch einmal dunkel, aber man musste ja zumachen. Und da hat mein Vater die alten Heiligenbilder, die man gehabt hat, das Glas weggemacht und immer eingesetzt, dass es ein bisschen hell war. Und dann gab es auch wieder Leute, die uns wieder geholfen haben. Da, die Leute in Winden, wo wir Bekannte gehabt haben, die haben angerufen, nein nicht angerufen, wir haben ja

kein Telefon und nichts gehabt. Nein, der hat eine Karte geschrieben, er würde uns ein Ferkel schenken. Das habe ich dann geholt. Habe zwei bekommen, den Benjamin, das kleine, das kannst auch mitnehmen. Aber jetzt fahr mal mit dem Fahrrad und denen Ferkel, eins vorne und eins hinten runter und die, die sind ja nicht ruhig, ne? Aber es ging ganz gut.

Ich weiß nicht, ich habe bestimmt etwas ausgelassen...

(L)- Gab es hier dann auch so welche, die die Trümmer wegräumen mussten?

(H)-Nein, das gab es hier nicht. Da hat jeder für seine Trümmer selbst sorgen müssen.

(L)- Ja, weil ich habe schon gehört, dass es das gab.

(H)- Ja, ja, auch in der Großstadt, da haben die das auch gemacht. Aber das war auch so, da hat einer dem anderen geholfen. Das war damals im Dorf der Zusammenhalt, da hat einer dem anderen geholfen, wenn ich denke, wir hatten ja auch die Kuh und die gab Milch, aber meine Mutter hat immer die Milch verteilt an die Leute, die kleine Kinder gehabt haben, wir haben abends keine mehr gehabt. Wir haben selbst keine mehr gekriegt. Aber da, wo kleine Kinder sind, da muss man doch, ja...

(A)- Und gab es dann nach dem Krieg wieder so was wie Kindergärten und Schulen?

(H)- Das war noch alles nichts! In der Zeit, wo wir fort waren und wieder fort sind, da hatten wir ja Schule, wir hatten in Böllenborn eine Schule, da war ein Saal, da waren acht Klassen drin und ein Lehrer. Und die Lehrer sind ja immer eingezogen worden, da haben wir dauernd einen neuen bekommen. Da war mit Schule nicht so viel. Das war schon schwer

und von einem Beruf war auch nichts. Man hat ja auch so viel zu tun den ganzen Tag.

(L)- Man hat ja auch nach dem Krieg wieder so manche Sachen aufgebaut, also ich habe schon mal ein Zeitzeugengespräch geführt mit jemandem aus Bergzabern, der hat gesagt, dass hier dann wieder der Sportplatz wurde. So Sachen gab es dann auch schon?

(H)- Das war ja alles abgebrannt. Die Fußgängerzone und alles war abgebrannt, aber ja, das kam dann schon. Aber wer hat denn Geld gehabt für diese Sachen? Von den 20 DM? Das ging ganz, ganz langsam, denn die Wälder waren verschossen, wir selbst hatten auch Wald. Wir haben dann versucht in dem Wald wenigstens die abgeschossenen Bäume, das haben wir abgemacht und daraus Holz. Das konnten wir dann verkaufen, da haben meine Eltern ein bisschen was gekriegt.

(L)- Und so Lebensmittelmarken gab es hier dann gar keine?

(H)- Ja, doch, die gab es ja im Krieg. Siehste, das habe ich ganz vergessen, ja, die Lebensmittelmarken gab es während dem Krieg lange Zeit, nicht viel, aber es hat gereicht. Wir, die noch Landwirtschaft gehabt haben, da bekam man auch was. Aber nachher durften wir ja nicht mehr raus aufs Feld, weil überall Blindgänger waren...

(A)- Wie war das noch, weil sie ja nah an der Grenze zu Frankreich gewohnt haben, hat man das mitbekommen, haben die Franzosen noch was gemacht?

(H)- Ja, hier war ja französische Besetzung nachher. Und die Grenze war ja auch, die war nicht offen. Grenzgänger gab es da keine. Während der Zeit, wo meine Eltern im Gefängnis waren, musste ich, weil ich ja den Zettel



geschrieben habe, jeden Tag mit dem Fahrrad runter nach Bergzabern ins Gouvernement zum Verhör. Und zwar, sie wollten von mir wissen, wo die nächste Station ist, von denen aus dem Gefangenenlager. Ich wusste es ja nicht, ich wusste nicht wo. Und wenn ich es gewusst hätte, ich hätte es ihnen nicht gesagt ... Jeden Tag! Und an dem Tag, wo ich dann nach Neustadt gefahren bin, war ich natürlich nicht da. Am nächsten Tag, als ich dann wieder hin gefahren bin, haben sie mich mit dem Stock geschlagen. Wo warst du gestern? Aber im Nachhinein bin ich eigentlich froh, dass es so gegangen ist, denn ich war ja immerhin ein Mädchen von 16 Jahren. Es hätte auch können schlimmer sein. Das ist mir erst später gekommen, das habe ich da gar nicht bedacht. Die Schläge waren aber auch schon sehr schlimm. Und von den Stöcken war mein Rücken ganz aufgeplatzt.

(L)- Sie haben vorhin erzählt, dass sie sich gegenseitig unterstützt haben, auch beim Wiederaufbau. Haben da auch die Franzosen geholfen?

(H)- Nein, nein. Es war damals zwischen den Deutschen und den Franzosen, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, es waren nicht direkt Feinde, aber zwischen der Zivilbevölkerung war auch nicht gerade Freundschaft. Das ist ja jetzt besser geworden, aber das war damals nicht.

(L)- Und die Amerikaner, wie die damals hergekommen sind?

(H)- Die waren ja nachher auf der Hohen Derst, haben da eine Station gehabt und die waren an und für sich ganz zugänglich, aber freigiebig waren sie jetzt auch nicht ... Wir mussten selbst gucken, wie wir klarkommen ...

In der Zeit zwischen der Evakuierung '39 und nachher bis '44 war doch das mit den Juden. Ja, das muss ich jetzt noch erzählen. Ich hatte eine Schwester, die mit vier Jahren gestorben ist, an Leukämie. Und sie wurde behandelt von einem Juden, einem Arzt, einem Doktor Sieben. Und da hatten wir mit den Juden, sind ja auch viele abgehauen, wenn sie konnten, und mein Vater hat den Doktor Sieben in der Stadt getroffen und der hat ihm noch gesagt, der war mit meinem Vater per du, weil wir waren gut befreundet, sozusagen. Und er würde gerne abhauen in die Schweiz, aber er hat kein Geld. Er war ein Arzt, wir haben nie eine Rechnung bekommen, er wusste ja, dass das Kind sterben musste, die Eltern wussten das ja auch. Damals konnte man ja nicht helfen, damals im Krieg. Heute wird ja viel mehr gemacht. Aber er hat nie Geld genommen. Aber das war auch so, ich habe in der Zeit eine Halsentzündung gehabt und nachdem ein Kind gestorben war, war meine Mutter so ängstlich, da mussten wir immer, die Eltern haben in ihrem Zimmer ein großes Kinderbett gehabt, wer krank war, hat da rein gemusst. Dass sie sie so immer unter Aufsicht hat. Und da kam mein Vater und hat gesagt, er müsste ihr etwas sagen, ob ich schlafen würde. Sie hat gesagt: „Die schläft!“ Und er hat dann gesagt, dass der Doktor Sieben ihm gesagt hat, er würde gerne von hier weg gehen. Da haben die Eltern gesagt, wir haben ja jetzt eine Kuh verkauft, weil die Kinder unbedingt Schuhe brauchen und was zum Anziehen. Aber jetzt geben wir ihm das Geld. Mein Vater ist in der Nacht dann, die haben in der Wiesenstraße gewohnt, und hat das denen gebracht. Er kam dann auch weg, in die Schweiz und von der Schweiz aus nach Amerika. Und dann haben wir nach ein paar Monaten dann eine Karte gekriegt. Und, er hat ja Sieben geheißen, aber dass wir nicht in Verle-

genheit kommen, dass uns nichts passiert, hat er nur geschrieben: den Sieben - eine 7 hat er gemacht - geht es gut. Dann haben wir wenigstens gewusst, dass sie gut angekommen sind, die hatten ja auch zwei Söhne und das ist so, jetzt inzwischen, naja, ich hatte das nicht wissen sollen. Ich hätte ja eigentlich geschlafen.

Und nachher, das war '79, da habe ich die Mutter gepflegt, bis sie gestorben ist, die ist zu uns gekommen. Vater und die Großeltern sind schon gestorben und mit der Mutter habe ich dann ja auch immer ein bisschen erzählt, da habe ich ihr erzählt, da ich das da mitbekommen habe. Da hat sie gesagt: du hast das ein Leben lang für dich behalten? Ja, habe ich gesagt, ich sollte es ja nicht wissen. Ich habe das niemandem verraten, habe es nie jemandem gesagt. Aber an solche Dinge, da denkt man doch oft dran. Inzwischen habe ich erfahren, der Herr Voltz, der macht so was mit den Juden, der war doch auch Lehrer am Gymnasium. Herr Voltz, nein, den kennt ihr nicht. Der hat auch geschichtlich schon ein paar Bücher geschrieben, auch über die Stadt und so weiter. Von dem habe ich dann auch erfahren, dass es dem Doktor Sieben ganz gut ging, er hätte aber nicht mehr so lange gelebt, aber seine beiden Söhne, die wären auch Ärzte geworden und sind in Amerika. Wir haben ja aber keine Verbindung, die haben uns ja auch nicht gekannt.

(A)- Haben Sie das hier auch mitbekommen, dass noch andere Juden verfolgt wurden?

(H)- Ja. Jaja, mein Vater hat zum Beispiel, wenn die Hitlerrede war, die Leute hatten ja noch kein Radio gehabt, fast alle und da kamen sie alle aus dem Dorf in irgendeine Wirtschaft, um die Rede zu hören. Und mein Vater war halt ein ganz, ganz großer Gegner und wie

dann Hitler geredet hat, ist er rauf und hat die Sicherung rausgedreht. Da war aber einer, der war bei der NSDAP (?), der wusste ja nicht, dass er was gemacht hat, aber er hat es vermutet. Ja, hat er gesagt, die Sicherung ist kaputt gegangen, geh hin, da steht sie. Und dann hat er da eine kaputte Sicherung hingestellt gehabt. Dann ging der wieder weg. So Dinge merkt man sich halt dann, wir haben nur immer Angst gehabt, dass irgendwann einmal ein Unglück passiert.

(A)- Aber Ihr Vater und Sie, Sie sind keine Juden?

(H)- Nein, nein ... Aber wir haben immer ein gutes Verhältnis zu den Juden gehabt. Die waren ja auch so Viehhändler und so weiter, die haben gerne Geschäfte gemacht, aber meine Mutter, die war, wie sie noch ledig war, drei Jahre in Weißenburg bei einer jüdischen Familie im Haushalt. Und wenn der Doktor Sieben gekommen ist, da hat sie immer etwas gekocht, das er essen darf. Die sind ja da mit dem kosher, die sind da ja sehr genau ...

Der Krieg war ja dann '45 zu Ende, und ich war froh, dass er zu Ende war, aber dann kam das dicke Ende! ... meine Mutter hat Tee gekocht von Brennesselblättern, wir hatten ja nichts mehr, überhaupt nichts mehr, ja an der Grenze da, da war's schon schlimm und vor allen Dingen, die Soldaten hatten ja auch, nichts die Deutschen, die haben ja auch geplündert und geholt, was sie gebraucht haben. Und in Reisdorf, das ist ja drei Kilometer von Böllernborn weg, da war auch ein Gefangenenlager und da waren russische Gefangene, die mussten Schnee schaufeln, wir haben in dem Winter ja so viel Schnee gehabt, und da haben die deutsche Soldaten bei uns im Hof unter der Überdachung eine Feldküche stehen gehabt. Und sie haben da gekocht für die Soldaten, die

im Lager haben sich ja selber kochen müssen. Dann haben sie Ukrainer Mädchen, die auch bei den Gefangenen dabei waren, die haben sie dann jeden Tag mitgenommen und die mussten dann an der Feldküche helfen. Da war ein Mädchen dabei, das war hochschwanger und da hatten wir so Mitleid mit ihr, sie war vielleicht 17, man weiß ja nicht wie, ne? Sie war hübsch, das war vielleicht gar nicht so gut für sie. Da denk ich auch immer dran, wir hatten ja ein Bienenhaus und in der Pause mittags durfte sie immer in das Bienenhaus gehen, sich ein bisschen ausruhen. Wir haben ihr ein Säckchen und eine Decke hingelegt, da konnte sie sich dann ausruhen, und die Großmutter hat sich immer um sie gesorgt. Sie hat ihr warme Milch gebracht und sie hat ja etwas zu essen bekommen, das war aber nicht das, was sie gebraucht hätte ... Dann hat sie ihr Windeln genäht, und Jäckchen und Hemdchen und alles Mögliche. Sie war ja wohlbeleibt, das konnte sie gut mitnehmen, die deutschen Soldaten durften das ja nicht merken, sonst wäre sie dran gewesen, dann hat sie das irgendwie so verstaut und sie hat sich so gefreut! Manchmal hab ich es hingebracht, damit das nicht auffällt, und manchmal die Großmutter, je nachdem, und sie war so glücklich, dass sie etwas bekommen hat. Die Großmutter hat ihr eine Gummibettflasche noch gegeben, die, hat sie gedacht, die kann sie gut gebrauchen, der Winter war ja ziemlich kalt, hat sie sich gedacht. Irgendwann hat sie dann gesagt, sie kann nichts mehr nähen, sie hatte ja nichts mehr, selbst hatte sie auch nur noch das Nötigste.

Eines schönen Tages ist sie dann nicht mehr gekommen, dann musste sie wahrscheinlich niedergekommen sein, dann wussten wir gar nichts mehr. Auch denen ging es auch nicht gut, auch die russischen Gefangenen, die ha-

ben auch gelitten, wo sie hier drüben waren. Mein Mann zum Beispiel, der war ja in Russland und der war ein Spätheimkehrer, er kam 50 erst aus jugoslawischer Gefangenschaft, da haben wir alle schon Fuß gefasst gehabt, die alle ... er ging ja schon mit 19 Jahren fort und mit 30 kamen sie zurück, und das ist auch noch so ein Drama, seine Eltern wussten nicht, ob er noch lebt, denn in Jugoslawien durften sie ja nicht heim schreiben. Seine Mutter ist dann gestorben und sein Vater auch und seine Schwester hat ihm dann erzählt, morgens um 8 wäre sein Vater gestorben und um 10 ist die erste Karte von ihm gekommen. Er kam heim und hatte keine Eltern mehr, die Geschwister waren verheiratet und hatten Kinder und hatten auch zu kämpfen und da habe ich ihn aber noch nicht gekannt. Später hat er mir das dann erzählt, er hat das lange nicht erzählt. Ja.

(L)- Ich finde, das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen, wie das früher mal war.

(H)- Ja, ja, aber, wenn die Enkel, wenn die manchmal da sind und ich erzähle so etwas, gell, dann Oma, oh, erzähl doch noch ein bisschen was, dann wollen sie immer noch mehr wissen. ... Sie hat viel gestrickt und gestickt, hier haben sie ja immer einen Basar gemacht

(A)- Was haben sie gelernt?

(H)- Gelernt?

(A)- Ja, also als Beruf dann?

(H)- Nein, nichts!

(A)- Gar nichts?

(H)- Überlegt euch mal, ich war dann 16, als der Krieg zu Ende war, da hatten wir daheim viel zu tun, da war keine Möglichkeit. Nachher hat mein Vater sich gekümmert, da ging ich dann in die Berufsschule. Das war eine haus-

wirtschaftliche Berufsschule und da bin ich so gern hingegangen, es war so schön, da war ich von morgens bis abends. Ich wäre ja gerne in die Schule gegangen, aber es gab ja keine mehr und in der Berufsschule hatten wir dann Gemeinschaftskunde und Kochen und vor allen Dingen Mathematik, dass man auch in der Hauswirtschaft rechnen kann, und da kam ich dann zum Entschluss, da waren hier damals so Wintersemester für Hauswirtschaft. Die waren aber nur im Winter und da habe ich zwei solcher Semester mitgemacht. Da oben in der Landwirtschaftsschule, da war das, da war immer so ein Wintersemester für Hauswirtschaft, Kochen, Nähen, da war alles Mögliche, aber vor allen Dingen auch Buchführung für auch im Haus, für Hauswirtschaft ...

Jedenfalls, da bin ich auch gern hingegangen, das war aber auch schwer, da hat es immer Schnee gehabt und man hatte nur ein Fahrrad. Um 8 Uhr ging morgens die Schule los, da bin ich morgens um kurz nach 7 von Böllenborn mit dem Fahrrad im Dunkeln jeden Morgen in die Schule gefahren und abends wieder zurück. Trotzdem hat man es gerne gemacht, weil es endlich mal etwas anderes war!

Meine jüngste Schwester, die hat es dann auch besser gehabt, die acht Jahre jünger wie ich, weil das Mädchen, das gestorben ist, war noch dazwischen, die ging dann hier ins Gymnasium und hat die Mittlere Reife gemacht.

Wir haben dann auch geheiratet, und hatten im Monat 165 DM, 30 davon sind für die Miete abgegangen, da haben wir aber nicht hier gewohnt, da bin ich ja von daheim weg, da waren wir in Ludwigswinkel. Mein Mann war an der Grenze, der war Zollbeamter, und dann war er noch an der Grenze und da haben wir dann in Ludwigswinkel gewohnt. Das war eine schöne Zeit, es war schön dort, als ob man in Urlaub

wäre, mit den vielen Badeweihern, alles dort war schön. Und dann kamen wir wieder hierher und dann haben wir hier gewohnt, aber drüben auf der anderen Seite, in der Wasgaustraße. Mein Mann ist dann gestorben 95 und dann hatten wir zwei Wohnungen mit den drei Kindern, ich hatte ja drei Kinder und alle drei haben Abitur gemacht. Der Älteste hat Architektur studiert, der ist selbstständig, dann kommt die Andrea (in Stuttgart), die hat Jura studiert und war dann Jugendrichterin in Karlsruhe, aber das wollte sie dann nicht (konnte es nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren) und der Johannes (in Wiesbaden) hat Publizistik studiert. Und die Mutter, die hat nur gespart, wenn drei in die Schule und drei studieren, das war hart. Ich habe zwei Gärten gepflanzt, obwohl ich hier wohne. Dann hab ich die Mutter noch dazu genommen, und meine Mutter, die hatte 76 DM Rente, dann waren wir immer sechs Personen und die 76 waren Rente, die hab ich ihr nicht weggenommen, das kann man jemandem nicht machen, wenn jemand so alt ist und sein Leben lang nur gearbeitet hat, das macht man nicht. Den Kindern hat sie aber manchmal 1 DM Taschengeld im Monat davon gegeben, sonst hab ich ihr aber alles aufgehoben, und das Gott sei Dank, dann hat das auch gereicht für die Beerdigung ... wenn man keinen Beruf hat, kann man auch nichts dazuverdienen, man könnte höchstens putzen gehen und dazu hätte ich nicht mal Zeit gehabt!

Ich glaube, es ist schlimm, wenn man die Heimat so verlassen muss, man hat alles liegen und stehen lassen. Man kam dann heim, da waren im Stall, wir hatten ja auch noch Vieh und Kühe, die mussten wir ja auch stehenlassen, im Stall waren die Köpfe von den Kühen noch an der Kette, die Soldaten haben sie halt geschlachtet, war ja gut so, und alles so Sachen, wir hatten keine Treppe mehr am Haus,

dann haben wir eine Leiter hingelegt, dann hat man sich auch immer mit solchen Sachen beholfen. Man konnte auch nix kaufen, weil man ja kein Geld hatte. Ich hab mir mal einen Pullover gestrickt, wir hatten Gardinen, so lange Franzen, so weinrote, und die hab ich abgetrennt und aufgezogen, und da war ja ein Stück und ein Knoten und wieder ein Stück und ein Knoten, und dann hab ich mir einen Pullover gestrickt davon.

(N)- Haben sie das Stricken von ihrer Mutter gelernt?

(H)- Ja, das hab ich von meiner Mutter gelernt, ich hab viel gestrickt, ich strick auch jetzt noch viel, wir haben hier 34 Jahre einen Basar gemacht, und den hab ich mehr oder weniger geleitet, und das ist ein Handarbeitskreis, da haben wir alle zusammen gearbeitet und es gab ja eine Zeit, also vor 34 Jahren war ja alles noch ein bisschen anders, da sind gestrickte Decken immer noch gekauft worden, da haben wir dann ganz gut Geld verdient, aber das war nicht für uns, das ging dann immer in die Mission. Alles, was wir verdient haben, haben wir immer weggeschickt. Und jetzt die Kinderpullover und solche Sachen, das geht jetzt nicht mehr. Ich kann das auch verstehen, es gibt so viele Sachen, die man kaufen kann und einfach in die Waschmaschine machen kann, und die handgestrickten Sachen muss man mit der Hand waschen, das ist dann viel zu umständlich für die jungen Leute. Gestickte Decken lieben die auch nicht mehr so, weil das ist auch gewagt, die in die Maschine zu tun. Es ist eben mehr oder weniger altmodisch, es gibt aber eben auch schöne Sachen, ich habe immer schöne Sachen gemacht. Jetzt stricke ich nur noch Socken für meine jungen Männer.

Ich hab am meisten meinen Großvater vermisst, meine Großmutter nicht so sehr, die

konnte nicht so gut, vielleicht war das irgendeine Art nur, die konnte nicht so mit Kindern umgehen, aber mein Großvater, der konnte das, der hat uns vorgelesen jeden Abend und alles Mögliche. Das hat man in guter Erinnerung! ...

Da gibt es so Bilder, wie die Gräber, die sehe ich immer wieder vor mir, wie die so nebeneinander liegen. Die wurden dann geholt, kamen nach Dahn auf diesen Friedhof, aber da habe ich mich nicht mehr blicken lassen. Da wollte ich nicht hin, mein Vater war dabei, musste da ein bisschen aufpassen. Aber nachher, da kam auch wieder manchmal etwas Erfreuliches. Da kamen Eltern von Gefallenen, die erfahren haben, dass die in Böllenborn von uns bestattet worden sind, und die sind dann gekommen und haben sich bedankt und waren froh. Wir haben natürlich nicht alles so erzählt. Wir haben das nie jemandem gesagt, wie das so war, die haben ja mit dem Flammenwerfer in den Bunker rein gehalten und die waren da gesessen und waren dann ja verkoht, sind aber nicht umgefallen! Stellt euch das mal vor: 14 Menschen! Mein Onkel war auch als dabei, aber der konnte das nicht so. Der hat manchmal gesagt: Heute kann ich nicht. Da musste ich mit, konnte meinen Vater ja nicht alleine lassen ... Es hat auch den Menschen ein bisschen geprägt, ich weiß nicht, ob Sie das verstehen können. Man war in jungen Jahren nicht so fröhlich, wie ihr das jetzt sein könnt.



## 4. Emma Ruch (geboren 1921)



*Emma Ruch erlebte den Anfang des Krieges in Südwestfrankreich, wohin alle Dörfer in der Nähe der Grenze evakuiert wurden. Sie selbst empfindet sich als Elsässerin, die immer dazwischen stand und sich dann auch damit abfinden konnte, als die Deutschen und nach 1945 wieder die Franzosen ihre Region eroberten. Viele Menschen ihrer Generation können aber immer noch keine der beiden Sprachen richtig. In Südwestfrankreich fühlte man sich etwas fremd, obwohl alle Elsässer bereitwillig aufgenommen wurden: Die Dörfer waren zurückgebliebener und die Elsässer sprachen nicht gut Französisch. Nach einem Jahr kamen die Elsässer wieder in ihre Häuser zurück, die in der Zwischenzeit von Militärs bewohnt worden waren. Viel schlimmer war aber, dass die Weinberge nicht bearbeitet worden waren. Das führte dazu, dass alle*

*Reben zerstört waren und man alles neu bepflanzen musste. Dabei halfen ihnen polnische Kriegsgefangene. Am Ende des Krieges versteckte sich die Familie drei Wochen im Keller, um nicht deutschen oder französischen Soldaten in die Hände zu fallen. Die amerikanische Besatzung wurde als positiv erlebt, die Soldaten schenkten den Kindern Schokolade.*

Interview am 14.2.2014 in Rott mit *Linde Maier* und *Ophelia Stengel*

*Ophelia Stengel:* Wie hat sich eigentlich das Leben verändert mit Beginn des Krieges?

*Mme Ruch:* Mit Beginn des Krieges? Also wir waren Flüchtlinge, weil unser Dorf liegt doch ganz nah bei der *Maginot*-Linie und ganz nah bei der *Siegfried*-Linie, damals, in Deutschland, die frisch gebaut waren. Wahrscheinlich hat man den Krieg vorausgesehen, ich weiß es nicht. Es war die Grenze, was es heute nicht mehr ist, weil ja Europa entstanden ist in der Zeit. Und es war aber kein, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, keine Uneinigkeit oder so. Das Leben war normal. Wie es halt in einem Grenzgebiet ist. Man muss die Soldaten beachten und sich ausweisen, wenn man zum Beispiel die Grenze überschreiten will. Gleich nach *Wissembourg* ist man schon in Deutschland.

*Ophelia Stengel:* Das heißt, sie haben da noch in Frankreich quasi gelebt, und *Wissembourg* gehörte da noch zu Frankreich.

*Mme Ruch:* Ja, da war noch Frankreich. Hier war noch Frankreich.

*Linde Maier:* Und dann, als der Krieg begonnen hatte, haben sie dann irgendwelche

Unterschiede gemerkt? Vor allem die Grenze betreffend, also dass sie nicht mehr so leicht über die Grenze gekommen sind?

*Mme Ruch:* Ja wir waren ja nicht mehr hier. Wir wurden nach Frankreich ins Innere, nach Südwest-Frankreich evakuiert. Und da waren wir über ein Jahr lang, über ein Jahr lang haben wir dort gelebt und haben alles verlassen. Am ersten September 1939 sind wir weggefahren hier, mit zwei Pferdegespannen. Und da haben wir drauf gesessen. Aber das ganze Dorf, es ist niemand da geblieben, das war total leer. Und da sind wir dann über ein Jahr, also das nächste Jahr, 1940, wo dann Deutschland, also die deutsche Armee, die Grenze Frankreichs überschritten hat bei Belgien und so weiter, gewesen. Und hier hat sich eigentlich ganz wenig Krieg abgespielt. Man hat wahrscheinlich vorgesehen, dass der Krieg sich hier zwischen den zwei Befestigungslinien abspielt. Und er hat sich aber ganz anders gedreht.

*Linde Maier:* Also als sie zurückgekommen sind, war hier nicht viel zerstört? Also haben sie das alles so aufgefunden, wie sie es verlassen haben?

*Mme Ruch:* Nein, nein. Stellen sie sich ein Dorf vor, mit Militär besetzt, und kein Mensch war hier. Und das Vieh, das in den Ställen war im Dorf, da wurden die Türen aufgemacht, die Ketten gelöst und das Vieh war wild im Wald. Und wir waren unterwegs so ungefähr 14 Tage bis wir dann wieder an den richtigen Platz gekommen sind, wo wir hinsollten, was vorgesehen war. Und dann wurden wir familienweise von den anderen Familien aufgenommen. Dann haben wir mit denen gelebt.

*Ophelia Stengel:* Und das war dann kein Problem mit den anderen, fremden Familien dann zu leben?

*Mme Ruch:* Ja doch, das kann man aber nicht beschreiben. Ein ganzes Jahr lang. Das Dorf, wohin wir evakuiert wurden, war ungefähr die Größe wie das Dorf hier. Und dann kann ich mir auch heute noch nicht vorstellen, wie ein ganzes Dorf hierherkommt und die Leute wollen alle untergebracht werden. Das war alles mit Schwierigkeiten verbunden. Mein Großvater war Bürgermeister und deshalb weiß ich noch, also ich hab viel vergessen, ich bin 93 Jahre alt, das müssen Sie in Kauf nehmen.

*Ophelia Stengel:* Hatten Sie in der Zeit, in der Sie dort evakuiert waren, ein glückliches Leben?

*Mme Ruch:* Ruhig. Das war ein Dorf in der *France profonde*. Wie ein Dorf, das jetzt im Elsass liegt oder in Frankreich liegt, oder irgendein Dorf, wo es lauter Bauern gibt.

*Linde Maier:* Und haben Sie da wirklich was vom Krieg mitbekommen oder ist das da eher an Ihnen vorbeigezogen?

*Mme Ruch:* Also in Frankreich nicht. In der Zeit der Evakuierung gar nicht. Weil sich das ja nicht auf unserem Gebiet abgespielt hat, die sind ja schnell da durch. Das wissen Sie nicht so genau wie wir, weil wir das ja erlebt haben. Das muss man erlebt haben. Da waren noch mehrere Flüchtlinge, da war die große Straße, die von Paris durchgeht und da sind wir manchmal hingefahren mit dem Fahrrad, um die Pariser Flüchtlinge auf der Straße zu sehen, wie die weg sind, die sind weg, da war schon Krieg. Bei uns war ja noch Frieden. Wir sind fort am ersten September '39 und der

Krieg hat erst angefangen am dritten Dezember. *Déclaration de la guerre* war am dritten Dezember.

*Linde Maier:* Also haben Sie das am Anfang eigentlich gar nicht so richtig verstanden, warum Sie jetzt von hier weg mussten, obwohl noch gar kein Krieg war?

*Mme Ruch:* Man hat gewusst, der Krieg steht nahe. Aber wie wir unterwegs durchkommen werden, das haben wir nicht gewusst. Das war eine Fahrt ins Ungewisse.

*Ophelia Stengel:* Wie sah dann der Alltag dort aus, als Sie evakuiert worden sind?

*Mme Ruch:* Manchmal gut, manchmal nicht so gut. Das kam auf die Leute an, auf die Familien. Die Empfangsfamilie und die Flüchtlingsfamilie in einem Haus, und in dem Dorf hat es nicht so viele Häuser gehabt, und das war ja auch vor 70 Jahren. Da waren in *Rott* auch noch nicht so viele Häuser inwendig anders als damals. Da war in keinem Haus ein Badezimmer oder so irgendwas. Die waren noch... Gut, und dann sind manche Leute in ein kleines Nebengebäude mit vier, fünf Personen gekommen und da war noch Boden. Keine Fliesen oder Holz, Getäfel oder sowas. Das war noch wie ein Stall. Und da haben sich die Flüchtlinge mit Steinen etwas gebaut, damit sie Feuer machen konnten. Damit sie wenigstens ein bisschen Essen kochen oder aufwärmen konnten. Das war eine schwere Zeit da anfangs.

*Linde Maier:* Haben Sie dann irgendwie versucht, dort Arbeit zu finden oder war daran gar nicht zu denken?

*Mme Ruch:* Nein, die Jugend von dem Dorf, da habe ich ja mit vielen sprechen können, weil wir Französisch gelernt hatten, wir hatten ja

eine französische Schule und so weiter. Und die Jugend, die ging vielmals nach Paris. Ein Junge, da hat es immer geheißen: „Ah, il va monter à Paris.“ Und hat dort gelernt oder studiert oder so irgendwas. Oder mal ein Handwerk, naja, es war nicht so viel. Das Dorf war noch aus unserer Sicht, und wir kamen ja auch aus einem Dorf, war das noch sehr zurück.

*Tochter Mme Ruch:* Ja die Flüchtlinge, die haben nicht gearbeitet, ihr habt ja nicht gearbeitet dort.

*Mme Ruch:* Nein, wir haben zumindest, um sich erkenntlich zu zeigen, dass man uns überhaupt aufgenommen hat, ihnen geholfen. Bei der Feldarbeit oder irgendwie.

*Ophelia Stengel:* Und wie war es dann, als Sie wieder hierher zurückgekommen sind?

*Mme Ruch:* Ja, dann waren viele Häuser, die waren zerstört, vollkommen zerstört. Unten im Dorf war so eine kleine Brücke, da ist ein Bach durchgelaufen, und die haben sie gesprengt. Und die Häuser drum herum, also die Sprengung hätte nicht so stark sein müssen. Und die hat auch nichts genützt, das kleine Brückchen. Und da waren vielleicht vier, fünf Häuser zusammengeklappt.

*Ophelia Stengel:* Und wie war dann hier so das Leben im Allgemeinen, als Sie dann zurückgekommen sind? Da war ja noch Krieg, in 1940, da sind Sie ja wieder hierhergekommen. Und wie war das dann so, wie haben Sie das hier mitbekommen?

*Mme Ruch:* Als wir wieder hierhergekommen sind, da war zuerst einmal viel Arbeit zum Aufräumen. Und die Häuser, stellen Sie sich vor, ein ganzes Jahr war da Militär drin. Und da war ein Durcheinander. Da hat man sich

zuerst einmal wieder heimisch fühlen müssen. Aufräumen, damit man sich wieder zuhause fühlt. Das war keine schöne Zeit.

*Tochter:* Und auch im Feld war viel Arbeit.

*Mme Ruch:* Ja, im Feld, wir sind ja eine Winzer-Gemeinde und da sind auch viel Reben und da ist die Ernte von `39, die ist auf den Reben geblieben. Und dann ist eine neue aufgewachsen und das hat die Rebstöcke zerstört. Da war der Weinberg nicht mehr erzeugungsfähig. Und dann mussten die alten Reben raus, und da war so eine Organisation, da kamen alle zusammen und da wurde gemeinschaftlich das Feld wieder in Ordnung gebracht.

*Linde Maier:* Und hatten Sie dann irgendwie Angst, dass das Dorf erneut zerstört werden könnte?

*Mme Ruch:* Ja, der Krieg war ja noch nicht fertig. Der dauerte ja noch vier Jahre, jaja. Und dann kamen die Deutschen. Wir waren ja besetztes Land. Nicht annektiert, aber besetztes Land. Da war die Behörde deutsch und dann war noch etwas dabei, das war die Partei.

*Linde Maier:* Was kann man sich darunter vorstellen?

*Mme Ruch:* Die versuchten, die haben uns mit Musik empfangen als wir heimkamen. Und das war wahrscheinlich von der Partei organisiert worden, damit man die Partei noch mehr als die richtige Behörde sieht, dass sie über der richtigen Behörde steht. In Wissembourg gab es eine Behörde, die Sachen beordern musste, was eben zum Leben gehört. Und dann gab es die Kreisleitung. Das war die Haupt-Behörde, das war die Partei. Das war eben so, und das hat man angenommen. Das hat man vorher

schon gewusst, in Deutschland war das ja schon lange Jahre vor dem Krieg, da war der Hitler da.

*Linde Maier:* Und mussten Sie dann irgendwie Deutsch lernen?

*Mme Ruch:* Ja, die Schulen, die noch französisch waren, und die Kinder, die dann vielleicht seit drei Jahren in der französischen Schule waren, die mussten jetzt in die deutsche Schule. Und die Generation. Die kann nicht richtig Französisch sprechen, geschweige denn schreiben und auch nicht Deutsch. Oder in der Volksschule mit sechs Jahren rein und vielleicht zwei Jahre Französisch gemacht, und dann den Rest der Jahre Deutsch, da ist keins 100%ig angekommen.

*Tochter:* Das sind die, die jetzt so um die 80 sind. Die sprechen eigentlich nur Elsässisch. Die sprechen nicht gut Französisch, sie verstehen ein bisschen, aber sprechen auch nicht gut Deutsch.

*Mme Ruch:* Sprechen nicht gut Deutsch... Wir hatten hier das Haus, und wir hatten ja noch ein Haus, aber jetzt sind wir ja hierhergezogen. Und vor 25 Jahren, da haben wir das vermietet. Dann hatten wir aber lauter Franzosen, immer nur Franzosen. Und da musste ich Französisch sprechen, viel Französisch sprechen. Deshalb fällt es mir jetzt leicht Französisch zu sprechen und zu schreiben.

*Ophelia Stengel:* Und Sie haben dann in der Zeit, in der das Elsass hier von Deutschland besetzt war dann auch Deutsch gelernt oder sind Sie mit Deutsch schon aufgewachsen, mit der deutschen Sprache?

*Mme Ruch:* Mit Elsässisch bin ich aufgewachsen. Ich bin überhaupt nicht in die deutsche Schule gegangen. Ich weiß noch, mein Vater, der war mal im vorigen Krieg, im ersten Weltkrieg, da war der Bursche bei einem Stabsarzt. Und da hat der Stabsarzt, der lebte noch, und als mein Vater dann seine Militärzeit als junger Mann gemacht hat in dem Regiment, da war er in einem Regiment in Wissenbourg. Und dann hat der sich gemeldet. Und dann hab ich einen Brief geschrieben an den Stabsarzt im Namen von meinem Vater. Und dann hat der zurückgeschrieben: „Und dass ihre Tochter so gut Deutsch sprechen kann, das wundert mich, wie so viele im Reich nicht mehr können.“

*Linde Maier:* Konnten Sie sich dann in dieser Zeit eher mit der Französischen Seite oder mit der Deutschen Seite identifizieren? Also als was haben Sie sich eigentlich gefühlt?

*Mme Ruch:* Der Elsässer, das ist eine spezielle Mentalität.

*Tochter:* Wir sind erst Elsässer und dann sind wir erst Franzosen.

*Mme Ruch:* Und so war es auch damals. Damals war dann die Partei da, die hat dann organisiert, den BdM, die Hitlerjugend, was denn noch. Bauerführer, in jedem Dorf war ein Bauernführer ernannt worden. Und so weiter. Da war reine Organisation mehr als die Zivilbevölkerung.

*Linde Maier:* Und der Organisation sind Sie auch unterlegen damals? Also da musste dieser ganze Bereich hier dann auch mitmachen, sozusagen?

*Mme Ruch:* Ja klar. Die haben dann Uniformen bekommen. Die Mädchen wie die Jungen, in der Hitlerjugend.

*Ophelia Stengel:* „Ehm also ich habe mich im Internet über die Situation informiert in Wissenbourg und da waren ja 1944 bis 1945 Befreiungskriege, dass es wieder französisch wurde. Haben Sie das so mitbekommen, dass das war? Also, dass es so Befreiungskriege waren oder nicht direkt?“

*Mme Ruch:* „Ich habe das nicht richtig verstanden“

*Ophelia Stengel:* „Also die Befreiungskriege waren zu der Zeit ja 1944, haben Sie das mitbekommen, dass dann quasi die Region hier Elsas wieder französisch werden sollten?“

*Mme Ruch:* „Ahja..ja“

*Linde Maier:* „Und wie hat es sich dann ausgewirkt?“

*Mme Ruch:* „ Da haben manche gejubelt....die einen eh..nur rein en...Familien[zwist] manchmal einer den anderen angeklagt, der eh deutschfreundlich oder mit der Partei zufrieden in Deutschland und dann war er interniert worden.“

*Linde Maier:* „Also war das so geteilt, es war jetzt nicht so, dass der Großteil sich für die französische Seite entschieden hat sondern es gab auch viele, die sich auf die deutsche Seite gezogen...“

*Mme Ruch:* „...Ahja, ahja“



Linde Maier: „Okay“

Mme Ruch: „Weil das immer ein Hinüber und Herüber war. Stelle Sie sich das vor, wenn Sie jetzt auf einmal [?] von heute auf sind Sie französisch, gehen Sie auf die französische Schule.“

Ophelia Stengel: „Ja, da wäre merkwürdig.“

Mme Ruch:(lacht): Ja, das muss man erlebt haben.“

Ophelia Stengel: „Ja.“

Linde Maier: „Und nach dem Krieg kamen dann auch Flüchtlinge zu Ihnen, wo Sie aufnehmen mussten, oder war es hier nicht so?“

Mme Ruch: „Nein, nach dem Krieg war ja kein Gefahr mehr durch die Bomben oder so irgendwie.“

Linde Maier: „Und gegen Kriegsende? Da also 44/45 rum“

Mme Ruch: „Ach das haben wir noch erlebt. Wir waren ja, ich hab habe ja Ihnen gesagt, wir haben im Keller gelebt so drei Wochen lang und dann haben wir manchmal eh französische Soldaten mit der Flinte gesehen eh..[?]“

Tochter: „So Panzer, kein so....das war...“

Mme Ruch: „Ja da haben wir, wenn wir aus dem Keller herausgeschaut haben, dann sind manchmal entweder ein französischer Soldat oder ein deutscher Soldat mit der Flinte gekommen und dann sind wir wieder zurück in unser Keller.“

Ophelia Stengel: „Ja.“

Linde Maier: „Und also um sich dann Nahrungsmittel zu holen oder so, sind sie da überhaupt noch rausgegangen oder hatten Sie das alles so lange zu Hause?“

Mme Ruch: „Ehhh nein, da hat man sich bisschen eh vorgesorgt, weil man doch schon einmal gewarnt wurde,, als wir weg waren und, dass da mal Zeit gibt, die eh, in der man nicht tun kann...tun konnte, was man wollte oder Gewohn...Gewohnheit.“

Linde Maier: „Und dann nach den drei Wochen haben Sie dann wieder erneut versucht sich hier ein Leben aufzubauen sozusagen?“

Mme Ruch: „Ahja...“

Linde Maier: „Und also wie war das mit der Arbeit damals? Hat man dann, wie Sie gesagt haben, in den Weinbergen wieder angefangen zu arbeiten oder...“

Mme Ruch: „..ja“

Linde Maier: „Okay“

Mme Ruch: „Dann wurde eh... der Rebberg“

neu angelegt, da kamen im Krieg noch durch die deutsche Verwaltung kam ein Jahr lang eh...eine Truppe französischer eh polnischer Gefangene, die von Deutschland Gefangene. Der Krieg hat ja in Polen angefangen, Deutschland neh.“

Ophelia und Linde: „Ja“

Mme Ruch: „Und die haben dann, wenn die jetzt nach Wissembourg gefahren auf dieser Seite sind Rebberge und auf der anderen und da haben die gearbeitet. Das war nicht so wie er jetzt aussieht der Rebberg, da waren manchmal ein Baumstück dazwischen und wieder ein [Rehstück?] und wieder so weiter und jetzt ist der Rebberg universal ja.“

Linde Maier: „ Okay und das...Sie haben gesagt, dass die Polen hierher gekommen sind. Haben die dann Ihnen hier geholfen bei der Feldarbeit oder...?“

Tochter: „Ja, die haben gearbeitet.“

Mme Ruch: „ Ja, die haben gearbeitet. Die kamen mit einem Wächter, mit ihrem Wächter, der sie gehütet hat in Weiler da bei Wissembourg und war ein Lager von Gefangenen.“

Linde Maier: „Und dann nach dem Krieg sind die dann auch wieder abgezogen.“

Mme Ruch: „Ja.“

Linde Maier: „Und als dann der Krieg vorbei war, haben Sie da einen politische Umschwung erlebt oder haben Sie davon nicht wirklich etwas mitbekommen?“

Mme Ruch: „ Och, wir waren ja nicht lange unter der Deutschen eh...eh wie es damals war, als der Hitler noch regierte. Mein Großvater, der Bürgermeister, war schon Bürgermeister im Ersten Weltkrieg, am Ende, und dann hat er zu mir einmal gesagt, das sind nicht mehr dieselben Deutschen, der hat vor dem Krieg, den zweiten Weltkrieg, den Sie jetzt....können nichts fragen vom Ersten Weltkrieg mich auch nicht. Damals war nicht die Regierung in Deutschland, wie sie war, als das Totalitärregime war, neh. „

Linde Maier: „Ja. Also ging es Ihnen nach dem Weltkrieg besser als während des Krieges oder haben Sie da keinen großen Unterschied bemerkt?“

Mme Ruch: „Keinen Unterschied, wenn man nicht unbedingt fanatisch französisch sein möchte oder fanatisch deutsch sein möchte, das war den Mittelweg gefunden hat...und den Frieden wieder.“

Ophelia Stengel: „Okay.“

Linde Maier: „Ja genau, wie...das mit der Nahrungsversorgung, wie war es da? Haben Sie, konnten Sie jetzt einfach nach Deutschland fahren nach dem Krieg und sich dann irgendwas zu Essen beschaffen oder mussten Sie es in Frankreich besorgen?“

Mme Ruch: „ Nein, nein. Da musste man

sogar, wenn man mit dem Auto rübergefahren ist, musste man da Benzin angeben, wie viel Benzin man im, im...“

Tochter: „...im Tank“

Mme Ruch: „...im Tank hat.“

Person im Hintergrund: „Das gedenkt mir auch noch, ja...“

Mme Ruch: „Und das wurde aufgeschrieben an der Grenze und dann hat er...“

Tochter: „...ein Zettelchen gegeben, ob der Tank halbvoll oder der Tank ist viertelvoll und das Benzin war ja billiger in Deutschland und dann wollte man immer ein bisschen kaufen (Lachen)...und jetzt umgekehrt. Und ja des gut. Ja, es war [grenzerlich?], man hat nicht so viel gekauft wie jetzt, fährt man rüber wie...wie wenn nichts wäre.“

Linde und Ophelia: „Ja, das stimmt.“

Mme Ruch: „Das ist eigentlich besser so. Ich finde das besser so, als eh...das hat man empfunden diesen Zwiespalt zwischen den Französischfreundlichen und den Deutschfreundlichen, die haben irgendwie etwas einer gegen den anderen gehabt. Was heute nicht mehr ist, Gott sei Dank.“

Linde Maier: „War es dann noch lange nach dem Krieg, dass es so Konflikte gab oder hat sich das relativ schnell wieder gelöst?“

Mme Ruch: „Das hat sich gelöst, das hat sich gelöst, ja ja. Heute fahren viele nach Deutschland, um ihre Einkäufe oder so in Deutschland, was ihnen gefällt und das finden sie gut.“

Linde Maier: „Und damals als der Krieg noch voll im Gange war sozusagen, haben Sie das eigentlich so alles mitbekommen, was in Deutschland passiert ist oder waren Sie davon nicht so betroffen und haben es gar nicht so...?“

Mme Ruch: „...eeehh doch, während dem Krieg als wir zu Deutschland gehörten. Die Behörde war ja deutsch. Die Gemeinden, da waren die Deutschen. Die Gesetze auf Deutsch und so weiter und was habe ich vergessen....?“

Linde Maier: „Mit der politischen Situation, ob Sie das richtig mitbekommen haben damals.“

Mme Ruch: „Ja, das hat man mitbekommen, ja ja. Überhaupt diejenigen, die ... weil es doch schon vorher geschehen ist, wir haben ja von uns aus hier im Elsass auch die deutsche Entwicklung mit den Umschwung zum totalitäre...“

Linde Maier: „...zum totalitären System...“

Mme Ruch: „...ja das hat man verfolgt.“

Linde Maier: „Also das war schon so, dass es auch interessiert hat wie es da war?“

Mme Ruch: „Ja, ja.“

Linde Maier: „Und haben Sie damit gerechnet, während dem Krieg, dass Sie jemals wieder zu Frankreich gehören würden oder war das eigentlich...?“

Mme Ruch: „...eigentlich nicht, erst als sich der Krieg so ausgedehnt hatte, dass man hätte blind sein müssen, wenn man nicht gesehen hatte [?] betrachtet, wo die deutschen Fronten überall zu kämpfen hatten. Da hat man gedacht, dass unmöglich, dass Deutschland wird am Ende kapitulieren müssen.“

Tochter: „Und dann kamen auch noch die Amerikaner.“

Mme Ruch: „Ja, die Amerikaner, das hat den Ausschlag gegeben. Die Amerikaner haben ja die meisten Bomben geschmissen.“

Linde Maier: „Hier, in dem Bereich?“

Mme Ruch: „Ja und in Deutschland.“

Linde Maier: „Und unter den Amerikanern haben Sie dann auch gelitten also?“

Mme Ruch: „Ja die waren auch da, die haben...“

Tochter: „Gelitten haben wir nicht.“

Mme Ruch: „Ja gelitten nicht, nein. Die amerikanischen Soldaten, ich war ja damals zwanzig Jahre alt und dann kamen die in die Häuser und haben ein paar Tafeln Schokolade auf den Tisch geschmissen...Chocolate for

Emma, oder irgendwie...die hatten ja in Fülle, die hatten das in Fülle.“

Linde Maier: „Und waren die Amerikaner dann hier stationiert, also wo haben sie sich hier aufgehalten? Oder waren die nur kurz da, also wie war das da?“

Mme Ruch: „Als die Amerikaner hier waren?“

Tochter: „Ja, wo sie gewohnt haben, wo sie stationiert waren.“

Mme Ruch: „Ach das war eigentlich nur ein Durchgang bei uns, waren..als die Amerikaner da waren, da hat man nur noch Jeeps gesehen, die Autos. Man hat gemeint jeder amerikanische Soldat fährt in einem. Manchmal Reihen von zwanzig und man hat sich gefragt, woher die kommen oder wo fahren die hin oder wie kommt das, dass jeder ein Auto hat.“

Linde Maier: „Aber wirklich mitbekommen, dass die jetzt da waren, hat man nicht, die waren dann einfach nur da oder wie kann man sich das vorstellen?“

Mme Ruch: „Ja.“

Ophelia Stengel: „Ja, das war's eigentlich.“

Linde: „Wollen Sie noch etwas von sich aus erzählen, was Ihnen noch so einfällt“

Mme Ruch: „Ich wüsste nicht, ich habe Ding...meine Memoiren geschrieben.“

Tochter: „Vielleicht...“

Mme Ruch: „Ja, müsste irgendwo hier hinten sein. Hol doch das Buch drüben.“

Tochter: „Ah ja, aber da können sie besser lesen und eigentlich mitnehmen, nur ist es französisch geschrieben.“

Linde Maier: „Das macht aber nichts, ein bisschen Französisch können wir auch.“

Ophelia Stengel: „Ja wir lernen es ja in der Schule.“

Mme Ruch: „Ja dass Sie es sehen, dass ich es von Hand geschrieben hab.“

Ophelia Stengel: „Ah, Sie haben das von Hand geschrieben“

Mme Ruch: „Ja das habe ich von Hand, vor zwanzig Jahren geschrieben und mit dem...nicht mit Tinte, das verblasst.“

Ophelia Stengel: „Ja, okay.“

Mme Ruch: „Das ist unser altes Haus.“

Mme Ruch: „Also ich hab das geschrieben eigentlich für meine Tochter.“

Tochter: „Das ist eigentlich die Evakuierung, da beschreibt sie, wie sie...“

Mme Ruch: „Ja und das...“

Tochter: „...und das Leben in Frankreich und dann hat sie noch...“

Mme Ruch: „Wenn Sie da drin lesen wollen...“

Ophelia Stengel: „Okay.“

Tochter: „Dann das vor dem Krieg, vor und...“

Mme Ruch: „La vie au village avant la guerre.“

Linde und Ophelia: „Das Leben auf dem Dorf vor dem Krieg.“

Mme Ruch: „Ja, ja.“

Tochter: „Ja, das könnt ihr ruhig mitnehmen.“

Linde und Ophelia: „Danke, vielen Dank, Danke.“

Mme Ruch: „Sie können ja französisch lesen.“

Ophelia Stengel: „Ja, wir haben es in der Schule gelernt, ein bisschen.“

Linde Maier: „Oder unsere Lehrer können uns auch noch helfen, wenn wir was nicht verstehen.“

Tochter: „Ich habe nicht nachgeschaut, ob Fehler drin sind oder nicht.“

Linde und Ophelia: „Das ist nicht schlimm, das



würden wir nicht merken.“

*Mme Ruch:* „Natürlich mache ich in meinem Kopf keine Fehler, ich habe auch nie in der Schule viel Fehler in einem Diktat gehabt, nie, auch in der Volksschule nicht.“

*Linde Maier:* „Also Sie sind, habe ich das am Anfang richtig verstanden, Sie sind mit Deutsch aufgewachsen, mit der Deutschen Sprache.“

*Tochter:* „Elsässisch“

*Mme Ruch:* „Nein, ich bin 1921 geboren und der erste Weltkrieg hat 1918 aufgehört, dann war ich von Anfang an in der französischen Schule, ich habe überhaupt keine deutsche Schule gemacht.“

*Linde Maier:* „Und warum, wenn ich fragen darf, warum reden Sie dann so fließend Deutsch? Haben Sie das dann...“

*Mme Ruch:* „Aber im Französischen, also das

Elsässische eine..., unsere Muttersprache ist. Normalerweise ist es ja Deutsch.“

*Linde und Ophelia:* „Ja, okay.“

*Mme Ruch:* „Und das ist eine dazugelernte Sprache, aber das muss man auch angenommen haben, vielleicht wenn damals die Kinder zur Schule kamen, die kannten ja kein Wort französisch, die haben ja nur Deutsch gesprochen...nur Elsässisch gesprochen.“

*Tochter:* „Ja, ich eigentlich auch. Ich kam mit sechs in die Schule und hab dann Französisch gelernt in der Schule.“

*Linde Maier:* „Das war ja dann wie eine Fremdsprache sozusagen.“

*Mme Ruch:* „Ja und dann hat sie den Baccalaureat gemacht, den französischen...“

*Linde Maier:* „...Abitur, ja.“

Ende der Aufnahmen.

### 5. Hermann Ebeling (geboren 1935)



*Im folgenden Interview berichtet Hermann Ebeling über seine Kindheit während des Zweiten Weltkriegs. Die Kinder und Jugendlichen wurden in NS-Organisationen im Sinne des Systems versucht zu erziehen. Gegen Ende des Krieges wollte die Familie Ebeling aus dem russischen Sektor in Richtung Westen über die Elbe fliehen. Dies gelang nicht auf Anhieb, so dass Herr Ebeling auch über die Zeit im russischen Sektor berichtet.*

Interview am 10.2.2014 in Wissembourg mit Xenia Zimmermann, Patrick Luber, Benedikt Gubisch und Franziska Bartz

#### Teil 1:

Herr Ebeling:

Mein Onkel Ernst, der war Arzt in Berlin gewesen und war in der SS und war dann als SS Arzt in –also auch in- Russland gewesen und die letzte Postkarte, die er geschrieben hatte, da war er in einem SS Krankenhaus, wo also die verwundeten SS Menschen gepflegt wurden. Und auf einmal hieß es, er sei durch einen – wie heißen sie- die Partisanen erschossen wurden, beim Ausritt.

Patrick Luber:

Partisanen?

Herr Ebeling: Ja, also Russische, da gabs ja Partisanen, und da hieß es, er sei bei einem Ausritt erschossen wurden und dann eine Nichte von ihm hat das mal nach dem Krieg versucht herauszufinden und hat dann die Grabrede gefunden, die man ihm gehalten hat und kein Wort von der Art, wie er gestorben ist. „Herr Doktor so und so - Meier hießen sie, Herr Dr. Meier war ein großer Mediziner bei allen Kranken und so beliebt und wir verlieren mit ihm einen der Besten bla bla und kein Wort, wie er zu Tode gekommen ist, und ich denke jetzt immer, er hat sich umgebracht – vielleicht. Was ja positiv wäre in dem Fall.

Patrick Luber:

Also man hat nur herausfinden können, dass er gestorben ist?

Herr Ebeling:

Er ist beerdigt worden da und meine Cousine hat dann auch noch den Pfarrer gefunden, der hatte dann aber auch nichts zu erzählen. Die wollen nicht, die Ehemaligen.

Ich hab über den Aufstand im Ghetto von Warschau eine Sendung gemacht und da saßen in Karlsruhe so die alten Organisationen der SS, so die „alten Herren“, die sich da so hin verzogen hatten. Die haben aber auch gesagt: Ne, ne, hier, keine Auskunft.

Patrick Luber:

Gabs die gar nicht oder wollten die nur nicht?

Herr Ebeling:

Die gabs schon, nur meinten sie: Nein, wir reden nicht. Ok, jetzt?

Patrick Luber:

Also das Kriegsgeschehen haben sie gar nicht so mitbekommen oder? Wie alt waren sie da eigentlich?

Herr Ebeling:

Also den Kriegsbeginn, also ich bin 35 geboren, also an den Kriegsbeginn kann ich mich gar nicht erinnern. Da haben wir in Hildesheim gewohnt, aber ich kann mich überhaupt nicht dran erinnern, also dass da jetzt Krieg war. Da gabs mal Luftalarm, da musste man in die Wohnung, aber sonst irgendwie. Dann war eine Geschichte mit meinem Großvater, da haben wir irgendeine Rolle Garn gefunden beim Spaziergehen, da wollten wir die aufheben und er hat gesagt: „Um Gottes Willen, nicht anfassen! Die Engländer schmeißen so Zeug ab, Bomben!“ So versteckte Granaten. Und dann sind wir zur Polizei und die kam dann auch und dann war das nur eine ganz normale Garnrolle. Jedenfalls sind wir dann nach Karlsruhe gezogen von Hildesheim, das war 1940/41 und da haben sie erzählt, dass es schon einige Male in Norddeutschland Luftangriffe gegeben habe. Und da haben die Nachbarn nur gesagt: „Ach Gott, die paar Bömbele“.

(Kurze Unterbrechung aufgrund technischer Probleme)

Ja, gut ok und dann war Karlsruhe. Mein Vater war Chemiker und ist dann eingezogen worden von der Armee und er ist geschickt worden, in eine Sprengstofffabrik an der Elbe zwischen Dessau und Wittenberg. Und musste da – also da wurde Sprengstoff produziert. Er war da am Ende der Produktion, am Ausgang, da musste er dann testen, ob das Zeug auch in die Luft ging. Und da waren wir dann ein paar Jahre, da bin ich dann zur Schule gekommen... Ja und der Krieg die Onkel schrieben, einer

schrieb aus Kopenhagen, da war er da in Kopenhagen und „bald würde es nach England gehen“. Das war so eine Vorstellung, man würde England jetzt bald besetzen. Und langsam kamen aber immer mehr Luftschutzalarme, wir hatten direkt vorm Fenster, kurz vorm Schlafzimmerfenster eine Sirene. Wir wohnten ja in der Fabrik und die fing dann irgendwann nachts an zu heulen. Beim Ausziehen vorher, abends, wenn man ins Bett ging, da musste man die Kleider so hinlegen, das man sie im Dunkeln anziehen konnte. (Steht auf und demonstriert folgende Erklärung mit Gestik)

Ich hatte dann mein Zeug da, die Hose schön falten, dass man die im Dunkeln schön anziehen kann. Und dann musste man da über den Hof laufen und kam in einen Luftschutzbunker, wo die anderen schon saßen und auf einen warteten.

Und einmal, ich weiß nicht in welchem Jahr das war, da war Dessau, das ist Dessau – die Stadt an der Elbe da- da waren die Junker Flugzeugwerke da gab's eine Nacht einen Riesenangriff, da sind wir dann aber die Treppe hoch und haben den Himmel angeguckt. Da war ganze Himmel war feuerrot über Dessau, das waren ca. 20 Kilometer, das ist so, als wenn Bad Bergzabern brennt und man steht hier und sieht das alles.

So und im Krieg hat man gemerkt, dass es nichts zu essen gab, die meisten Väter waren an der Front und dann fing man an die Flugzeuge auch tagsüber zu sehen. Ich weiß noch, ich lag einmal im Garten, es war so wunderschönes Wetter und ich lag so auf der Wiese und dann hörte man schon und sah dann man oben über dem Himmel so ein paar Hundert amerikanische Flugzeuge, die genau nach Nordosten flogen – das ist Berlin. Das wusste man schon, in einer halben Stunde sind

die in Berlin. Und das war dann so ein schönes Bild, ist ja furchtbar zu sagen, es war so schöner Sonnenschein und die glitzerten da so schön und flogen da so. Und dann hat man so im Radio – ich hab zwar kein Radio gehört – aber so im Großen und Ganzen hat man das auch verfolgt. Dann war mal von Invasion die Rede, da wo die dann gelandet sind und Invasion hab ich verwechselt mit Explosion – wegen der Pulverfabrik, da gab es ein paar Mal auch Riesenexplosion mit vielen Toten und da hab ich gedacht: „Um Gottes Willen, das ist auch wieder so etwas.“

Und dann kann man so noch einschieben, ich war dann neun, das war 1944 und mit 10 kam man in das „Jungvolk“, das war die „Vorhitlerjugend“ – von 10-14 Jungvolk. Und ich war aber erst neun und ich war der Jüngste in meiner Klasse und da haben meine Eltern gesagt: „Ach komm geh auch. Geh ins Jungvolk.“ Und ein Grund dafür war, dass man Kleiderpunkte, für das da auf der Kleiderkarte kriegte man Punkte, wenn man da zum Jungvolk ging, kriegte man so eine Uniform, Hose und so. Für das Jahr hast du dann halt eine neue Hose und ein neues Hemd und so bekommen.

Und das war an sich schon so eine vormilitärische Ausbildung, da haben wir auf dem Schulhof, kann ich mich erinnern, haben wir so Gewehr über, Gewehr runter und Gewehr anlegen geübt, aber wir hatten keine Gewehre. Das war ein so groteskes Schauspiel. Dann standen da so, fünfzig, was weiß ich, Knaben (stellt sich hin und spielt das ganze vor) und dann hieß es: „Gewehr über“. Dann haben wir alle so gemacht... Das war wie Marionetten. Wieder eine Zeit später durfte man dann auf einmal, hat man gesehen, so da von den Amerikanern, die waren dann an der

deutschen Grenze auf der einen Seite und auf der anderen Seite waren die Russen und dann sah man so, die Elbe war dann ja die Grenze, wo sie sich wirklich getroffen haben, die Amerikaner und Russen. Und da haben wir dann Panzersperren gebaut. Das heißt dann die, da war ein Zuchthaus in Coswig so hieß die Stadt. Da hat man die Zuchthäusler, die durften so die schwere Arbeit machen, also so Baumstämme zersägen und dann Kästen bauen über die Straße hinweg, dass man mit Panzern nicht vorbei, also nicht durch- /weiterkommt. Und wir mussten dann so Tannenzweige zwischen die Baumstämme schieben und ein bisschen Sand. Das war grotesk, die mit den Panzern sind dann außenrum gefahren später dann.

Naja sie kamen über... vielleicht vergesse ich solche Anekdoten ja jetzt. Dann wurden Panzerlöcher gegraben überall, da sollte man sich dann reinsetzen mit einer Panzerfaust. Das ist so eine Waffe, so ein Rohr, das man so unter dem Arm hat und dann so (macht es vor).

Und dann hat meine Mutter gefragt: „Für wen machen sie denn das?“ Und dann haben die gemeint: „Na für sie, wenn die Russen kommen, dann kriegen sie eine Panzerfaust und setzen sich da rein und wenn dann der Panzer kommt dann machen sie bumm.“ Und dann kamen die Russen immer näher und man hörte aus dem Radio und auch sonst so, ja nur furchtbare Geschichten. Was die Russen anrichteten, den Frauen, den Kindern, die schlugen praktisch alle tot. Und dann haben wir gesagt: „Wir müssen abhauen.“ Wir waren nicht die einzigen. Wir waren vier- fünf- Kinder inzwischen. Ich war zehn, mein Bruder war zwölf, die beiden Schwestern waren acht und sechs und eine kleine Schwester war 1 ½, die war im Januar geboren worden.

- Eine Klammer: Die ist im Januar 44 geboren, in Wittenberg im Krankenhaus und nach der Geburt kam ein SS-Arzt und ist so durchs Krankenhaus spaziert und ist bei meiner jüngsten Schwester, das ist Heidrun, angehalten und hat die sich so angeguckt. Und dann ist er zu meiner Mutter hin und hat gesagt: „Ihre Tochter ist das arischste Kind, das ich je gesehen habe. Wollen sie die uns nicht geben, zum Aufziehen im Lebensborn?“ Und da hat meine Mutter gesagt hier (macht „Der hat einen Vogel-Geste“). Die hat gesagt: „Du tickst nicht richtig.“ Das war vor 1944, da war der Krieg verloren schon.-

Ok, dann haben wir also unsere Flucht vorbereitet, wir wussten ja, die Russen rückten näher und wir haben dann gesagt, wir müssen in den Westen rüber, über die Elbe zu den Amerikanern.

-Noch eine Klammer, einmal ging das Gerücht um, es würden große Holzkästen gebaut, da würde man rein gesetzt und die Kästen würden auf die Elbe gesetzt, die würden dann von selber die Elbe runtertreiben bis Hamburg, wo die Engländer wären. Da wäre man gerettet. Das war Wahnsinn.-

Ok, dann sind wir losmarschiert. (Verdeutlicht den Weg, indem er ihn auf dem Tisch nachzeichnet.) Also hier soll Wittenberg sein, hier Coswig, hier soll Dessau sein und das hier ist die Elbe. Und dann sind wir hier, da war eine Fähre, aber da kamen wir nicht rüber, da standen schon Abertausende von Menschen, die wollten darüber. Und dann sind wir hier an der Landstraße in der Richtung losmarschiert. Mein Vater ist in der Fabrik geblieben, weil er beim Roten Kreuz da noch gebraucht wurde. Und dann sind wir also meine Mutter und die fünf Kinder, die kleinste im Kinderwagen und wir hatten so einen Rucksack auf. Und dann sind wir dann da losmarschiert, das war

wirklich wie eine Völkerwanderung, alles durcheinander. In Coswig war ein Zuchthaus, die hatten in der Sprengstofffabrik immer gearbeitet als Zwangsarbeiter.

Und dann haben wir eine erste Nacht in irgendeinem Dorf auf einem Gutshof in einer Scheune übernachtet und wollten dann am nächsten Tag in Dessau-Rosslau über die Brücke rüber. Und dann kamen wir bis Rosslau, dann war es wieder Abend, dann haben wir Unterschlupf gefunden in einem Lager von holländischen Zwangsarbeitern. Die haben uns irgendwie aufgenommen. Waren halt da und haben gehungert. Und dann einen Tag später, das hat man irgendwie gespürt, wir saßen alle in dem – da war so ein großer Hof, dreimal so groß wie hier (umschreibt sein Haus mit der Hand). Die Holländer und wir, die ganzen Kinder und dann ging die Tür auf, und es kam ein amerikanischer Soldat. Mit einer Maschinenpistole oder einem Gewehr, kam rein, stand so in der Tür und sagte: „German Soldier“ – „Deutscher Soldat“. Dann hoben alle Holländer und wir Kinder die Arme hoch und dann hat er sich umgesehen und hat gesehen, dass kein „German Soldier“ da ist und ist dann wieder raus. War ja, wenn man so will, Kriegsende.

Jedenfalls, also geschossen wurde da eigentlich nicht. Und dann bin ich da irgendwo auch in Rosslau bin ich dann auch in der Stadt rumgelaufen bisschen und hab daraufhin gleich den ersten russischen Soldaten- also praktisch am gleichen Tag- gesehen, der grade zwei deutsche Soldaten entwapnet hatte. Die standen auch noch so da (wirft die Hände in die Höhe, für die Ergebungsgeste). Und der halt mit seinem Gewehr – ich bin dann aber auch weiter.

Und der zweite Amerikaner, den ich gesehen habe, der war bei diesem Lager, wo wir waren,



da war ein großer Hof, der dann aber da runterfuhr, weil es an der Elbe lag und musste weiter runtergefahren sein an einen Tank – ein riesen Ding – und dann fuhr er wieder hoch und da stand ich und der kommt einen ja riesig vor, wenn man das erste mal so einen Tank sieht und der saß da oben drauf, so ein Amerikaner Soldat. Und wie er dann an mir vorbeifuhr, hat er mir ein Stück Keks oder Schokolade, ich weiß es nicht mehr genau, zugeworfen. Das war das.

Dann sind wir – ich weiß nicht wie viele Tage wir da waren, meine Mutter hat es aufgeschrieben, man könnte es also nachprüfen- am nächsten Tag kam ein Kollege meines Vaters, ein Herr Doktor Jörgenson, war ein Norweger, dessen Frau war da auch bei in diesem Holländer-Lager und dann sind wir zur Brücke und haben geguckt, ob wir da rüber kommen. Und dann war die Brücke aber gesprengt. Aber sie war so gesprengt, das war nur runtergefallen, man konnte noch drüber klettern. Dann sind also Doktor Jörgenson und ich, der hat mich, ich weiß nicht warum , mitgenommen und dann sind wir da also runtergeklettert und auf der anderen Seite wieder hoch geklettert und dann waren wir also auf der anderen Seite, bei den Amerikanern. Und dann standen die da auch schon prompt, die Amerikaner und sagten, da: „Go Back“. Dann sind wir wieder zurück geklettert. Hachja und irgendwann kam dann mein Vater, der war mit dem Fahrrad auf die 20 km gekommen und sagte: „Wir müssen wieder zurück, wir kommen nicht rüber, über die Elbe.“ Dann haben wir uns wieder aufgemacht, mit dem Rucksack, mit dem Kinderwagen und mein Vater mit dem Fahrrad und sind dann langsam wieder zurück. Und, da habe ich eine dunkle Erinnerung. Da sind wir stehen geblieben, so auf der Straße

und meine Eltern haben diskutiert. Und das war so da an der Elbe, standen sie dann und diskutierten. Und irgendwann sind wir dann weitermarschiert und dann kam auch irgendwann der russische Soldat und da haben wir gesagt: „Ach wollen wir doch nicht lieber wieder umkehren.“ Und da hat er gesagt: „ Da lang, da lang, da lang“ und hat auf Coswig gezeigt. Und dann haben wir halt gesagt: „Ach, was hilfts.“ Und später hat meine Mutter dann erzählt, das hat sie aufgeschrieben, wie wir da gestanden waren an der Elbe, da hat meine Mutter gesagt: „Komm, wir gehen alle ins Wasser. Und was jetzt bei den Russen auf uns zu kommt, das wissen wir nicht. Das ist die einzige Möglichkeit, ab ins Wasser und Selbstmord.“ Und dann sagte mein Vater, der war fromm offensichtlich, so hat's meine Mutter geschildert, der hat auf Gott vertraut und gesagt: „Ne, ne. Wir gehen schön wieder zurück.“ Und das haben wir dann auch getan. Und kamen in unsere Wohnung, die war inzwischen geplündert, da waren sie schon alle, die Leute. In der Fabrik waren viele Zwangsarbeiter, waren holländische Zwangsarbeiter, waren viele russische Mädchen, - Dann kann ich mich an den Tag erinnern, da kam ein neuer Trupp neuer Russen Mädchen, so hundert Stück, wie eine Herde, kamen an durchs große Fabriktor, zum Teil hatten sie nur Unterröcke an, war ja Sommer, manche hatten so ein Kleidchen und manche hatte nichts an bis auf einen Unterrock. Die wurden da dann auch in Lager geführt, zur Zwangsarbeit. – Die kamen dann auch, während wir da in unserer Wohnung waren, kamen die dann – einmal, daran kann ich mich noch erinnern, da kamen sie dann und haben noch geklingelt oder auch nicht, dann kam eine zu meiner Mutter und hat gesagt: „Du für mich zwei

Hemden“ Und dann hat meine Mutter genickt, nur neben ihr stand ein Soldat mit einem Gewehr. Dann ist meine Mutter an den Schrank und hat zwei Hemden geholt. Ein Offizier kam mal, da hatten mein Bruder und ich, wir hatten unsere ganzen Soldaten. (holt seine Soldatenfiguren raus und stellt sie auf dem Tisch auf.). Also wir hatten so Bleisoldaten und aus Pappmaschee waren die meisten Soldaten oder aus Holz und die hatten wir alle auf dem Tisch aufgebaut. Weiß ich, dass wir da noch Krieg gespielt haben, war ja noch hier (tippt sich an den Kopf) Jedenfalls, unser Tisch war voll. Dann hatten wir noch die hier (einzelne Holzspielfiguren heraus- keine Soldaten) , das waren eher so.., das hier war der Großherzog von Baden für mich, mein Bruder hatte den Kaiser und die gehörten auch noch dazu und da gab es andere noch und mehr. Und da kam dieser russische Offizier, und ich weiß nicht, was er holen wollte und dann kam der bei uns ins Wohnzimmer und hat uns da spielen sehen. Und es gab Soldaten, wo wirklich Personen – also Rommel zum Beispiel-, mein Bruder hatte einen Rommel. Die waren dann so groß (zeigt ein Maß von ca. 10 cm an) und den erkannte man, das war Feldmarschall Rommel, mit dem spielte man. Und ich hatte einen, das war Großadmiral Räder, der war von der Marine der Chef. Und der war da auch dabei. Da der, dieser russische Offizier der hat die dann so (steht auf & nimmt einen Soldaten hoch und verzieht die Miene) angewidert angeschaut und hat sie aber auch fein säuberlich wieder hingestellt. Das war schon schlimm, auch für mich. Das war das.

Und dann war ein, also weiter zurück, ein Russen-Junge war auch da, der hieß Michael. Und ja; irgendwie war der auch da, noch bevor die Russen da waren, da war der als

Zwangsarbeiter Kind oder so irgendwie jedenfalls, ein 14-Jähriger oder so was. Und mit dem haben wir immer irgendwie gespielt, aber immer nur so aus Distanz, dass wir uns gegenseitig mit Steinen beworfen haben oder so. Da waren Kiesgruben, da konnte man schön Krieg spielen. Und der war immer irgendwo in der Ferne der Feind, der hat dann auch immer so Brocken geworfen, der war kräftig. Der wurde dann aber immer vertrieben. Und jetzt, nachdem der Krieg offensichtlich vorbei war, nachdem die Russen da waren, da kam der auf einmal, da haben wir den gesehen, da hatte der auf einmal eine Maschinenpistole unterm Arm. Und da haben wir uns – im Keller war so ein Ausschluft für den Luftalarm, falls das Haus brannte, dass man da raus konnte- und da haben wir uns dann im Keller immer versteckt, wenn der in der Nähe war, dass wir da vor ihm fliehen können.

Und an der Wache, vor der Fabrik, da saßen russische Soldaten, als Wärter und Wächter und mit denen haben wir aber nach eine paar Tagen mit meiner Schwester, die größere, immer gespielt und wir hockten immer bei denen und haben mit denen Hoppe-Hoppe-Reiter gemacht und so.

Und niemand hat mir oder ich hab's nicht gemerkt, irgendwann, das Ereignis, dass Hitler sich umgebracht hat, das kam ja im Rundfunk, das der Führer an vorderster Front kämpft und wie auch immer. Das hab ich überhaupt nicht erfahren. Und ich hab auch nicht erfahren, dass am 8. Mai die Kapitulation unterschrieben war, dass Frieden war. Keine Erinnerung da. Hachja und so und irgendwann fing die Schule dann wieder an. Relativ schnell und da hat der Lehrer gesagt, da hatten wir einen Musiklehrer und der hat uns gefragt: „Was für Lieder kennt ihr denn?“ Und dann hab ich, ich hab das mal

aufgemalt, was für Lieder ich gekannt habe, ziemlich makaber. (holt ein Buch raus und zeigt uns die Seite mit den aufgemalten Liedern.) Wo ist denn Deutschland hier? Das hier war Deutschland und für jedes Kriegsgebiet gab es ein Lied. Hier das Frankreich Lied: „Sie wollten das Reich uns verderben, doch der Westwall, der eherner, hält.“ Frankreich-Lied. Und dann hier ist Russland. „Führer befehlt, wir folgen dir.“ – „Von Finnland bis zum schwarzen Meer...“ Und so weiter. Da war die Legion Kondor in Spanien und hier „Die Deutschen Panzer rollen in Afrika vor.“

#### -Teil 2:

Und dann stand er da und sagte: „das alles singen wir nun nicht mehr“ und dann hat er uns beigebracht „Brüder zur Sonne, zur Freiheit“ ein russisches „Brüder zur Sonne“ so Sozialisten oder Kommunisten. Und haja, das war das. Dann wurden die besseren Herrn von dieser Sprengstofffabrik, die wurden einer nach dem anderen abgeholt. Und am Schluss war nur noch mein Vater da. Also von der russischen Besatzung wurden sie einen nach dem anderen abgeholt, so die Gestapo-Leute und der Chef und der Chef und am Schluss war halt nur noch mein Vater da. Heute denken wir, weil mein Vater in seiner Abteilung wo die Kontrolle war, wo die dann überprüft wurden, gesagt hat: „Mit Zwangsarbeitern kann man nicht zusammenarbeiten, das ist zu gefährlich. Die sprengen sich mit dem Zeug in die Luft da. Da waren auch so Attentate und so. Da hatte er überhaupt keine Russen oder Holländer, nur deutsche Arbeiter. Und bei einer großen Explosion sind fast 100 Menschen ums Leben gekommen, da waren keine Russen, keine Holländer, da waren's nur die Deutschen. Mein Vater hat's überlebt. Jedenfalls war er der

einzigste dann da noch und dachte deswegen, die haben mich nicht geholt, weil ich keine russischen Zwangsarbeiter habe. Und der ist dann mit meinem Bruder schwarz über die sogenannte grüne Grenze in den Westen, in die britische Zone zu seinen Eltern, die da noch in Hildesheim wohnten. Und dann wir, also meine Mutter mit den vier Kindern alleine geblieben. Und dann kam aber meine Tante Klärchen, meinem Vater die Schwester, und die hat sich dann da auf den Weg gemacht da lang und dann kam die eines Tages bei uns an und sagte: „Ich hole euch jetzt auch nach Hildesheim.“

Und dann sind wir, das war dann schon so im August/September da sind wir dann zum zweiten Mal weg mit Rucksack und diesmal mit zwei Kinderwägen und zuerst in Coswig auf einen Güterwagen der nach Wittenberg fuhr, da sind wir umgestiegen in einen zweiten Zug der war gerammelt voll, der bis Leipzig fuhr. Wo ich mich erinnere, dass der ganze Bahnhof völlig zerschossen war. Da hatten die auf dem Bahnsteig eine Klogrube gebaut. Da war nur eine große Grube. Hier war ein Balken, auf den sich die Herren setzen mussten. Da war ein Balken, auf den sich die Frauen setzen mussten. Das war die Sanitäreinrichtung. Dann haben wir einen Zug gekriegt, der an die Zonen-Grenze fuhr, südlich vom Harz. Und da sind wir dann bei Bauern in so einem Dörfchen, sind wir irgendwo untergekommen. Bei Bauersleuten, die sehr freundlich waren und hilfsbereit. Und dann mussten wir Geld bezahlen damit man den russischen Wachsoldaten an der Grenze Schnaps kaufen konnten. Das haben die da so betrieben, die Bauern. Das gabs für 100 Mark oder 50 Mark. Und dann sind wir am Nachmittag einfach losmarschiert ohne Gepäck und haben gesagt „Wir probieren es!“ Und dann kamen direkt an

der Grenze aus dem Wald die Russen raus, diese Wachleute und sagten so: „Ne da lang, zurück“ Und dann sind wir in der Nacht dann wieder losmarschiert Richtung Grenze, haben uns natürlich verirrt und mussten dann so über Kuhweiden mit zwei Kinderwägen- da war Stacheldraht- da mussten die Kinderwägen so über den Zaun drüberheben und dann über die Weide, wo die Kühe lagen. Und irgendwann man hörte auch andere Leute überall und dann kam so eine Art Scheune und da sind wir so dahin. Und da war ein Mann der sagte: sie befinden sich hier im Niemandsland“, das war also dort schon über der Grenze und dann sind wir am nächsten Morgen dann bis ins nächste Dorf und kamen dann über Duderstadt und Göttingen dann auch bis nach Hildesheim.

Patrick Luber:

Sie haben also nicht so den Krieg direkt erlebt, er war einfach da und man hat nicht viel davon mitbekommen?

Herr Ebeling:

Ich habe nie einen Luftangriff selber miterlebt, das heißt, wie wir dann über Coswig dann da lang waren, sahen wir halt Soldaten die haben ihre Kanone gesprengt, als wir da waren. So Sachen sind halt passiert. Ich kann nicht sagen, dass ich misshandelt worden bin oder, dass ich gesehen hab wie Häuser brennen. Das habe ich dann erst gesehen in Hildesheim, da wars völlig weggefegt so groß wie Mainz, wo nichts mehr stand, Kilometer weit waren nur noch Trümmerhaufen.

Patrick Luber:

Haben sie eigentlich selbst erlebt, dass einer ihrer Lehrer sie zu Nazis überzeugen wollte oder dass sie gegen diese Ideologie waren?

Herr Ebeling:

Dagegen waren sie, ich glaub ich habe nie was gehört. Damals war ich keine 10, das war halt so, so Lieder hat man halt gesungen, viel gedacht hat man sich nicht dabei. Sowas wie: „Führer befehl, wir folgen dir.“ Das hat man halt gesungen, wie man heute Schlager singt. Das war alles, es gab ja nur das.

Das sind alles so Details, ich weiß nicht wann es war, da ging der eine immer barfuß, Schuhe gab es nicht mehr, oder Holzklappersandalen und sonst ging man halt Barfuß. Und eines Tages kam ein Schüler aus meiner Klasse mit nacktem Oberkörper in die Schule, da hat der Lehrer dann gesagt: „Nackte Füße ist erlaubt, aber nackter Oberkörper ist nicht erlaubt.“ Aber er hatte ja kein Hemd mehr.

Patrick Luber: Und der durfte dann nicht mehr in die Schule?

Herr Ebeling; Ach, weiß ich nicht, der hat sich dann irgendwo noch ein Hemd oder irgendwas aufgetrieben, ne Jacke.

Das sind alles so Details, es gab einen Judenfriedhof in Coswig, aber der war abgeräumt irgendwie, man wusste immer nur, dass der da gewesen war.

Und einmal habe ich jemand anderen, das war in so einem Park, habe ich einen gesehen, der mit einem Totenschädel Fußball gespielt hat.

Also das Große des Krieges, das hat man erst hinterher begriffen dann. Wir haben halt immer Hunger gehabt, hinterher, da war der Hunger. Während dem Krieg gab es wenig zu essen, aber genug. Man hatte Hunger, aber man hat nicht gehungert. Und hinterher hat man wirklich gehungert. Da wurde schon einmal einer ohnmächtig in der Schule, weil er einfach nicht genug gegessen hatte.

So einmal, wie wir dann wieder in Karlsruhe wohnten, da sind mein Bruder und ich so einen Tag lang über die Dörfer, um Kartoffeln zu kriegen. Abends sind wir dann zurückgekommen und hatten nicht eine einzige Kartoffel. Wir sind auf jeden Hof und haben gefragt, ob wir nicht ein paar Kartoffeln kaufen können. Da lagen Berge von Kartoffeln auf den Höfen, das war die Ernte. Aber dann haben die gesagt: „Nene, das ist alles verstellt.“

Patrick Luber:

Und die Hitlerjugend...

Herr Ebeling:

Ideologisch?

Patrick Luber:

Und ja, was sie dazu denken, dass man so aufgezogen wurde.

Herr Ebeling:

Das war halt so, ich war 9, ich hatte keine großen politischen oder ideologischen Vorstellungen. Bevor Russen kamen, weiß ich noch, habe ich von meiner Mütze, so eine Schildmütze, das HJ-Abzeichen hatte man da dran, das war so ein kleines, so eine Raute, das habe ich abgemacht und habe es in den Teich hinterm Haus geschmissen. Und ein Freund von uns der war zwei Jahre älter, der war in der Musikabteilung – ich weiß nicht, wie das hieß, Musik-irgendwas. Der hatte eine Trommel und der hat auch gesagt: „Weg damit.“ Weil, wenn die Russen sehen, dass du so was hast, schlagen sie dich tot. Dann sind wir an den Hundenberg, das war so'n Hügel, so vier Meter hoch, der hieß immer Hundenberg und haben da ein Loch gegraben und haben diese Trommel vergraben darin und haben die dann zugedeckt. Und der arme, Kurt Kessering

hieß er, der hat geheult. Diese schöne Trommel.

Und einmal beim Marschieren in der Stadt, ich weiß nicht, was für ein Anlass, wurden sämtliche Hitler-Jugend-Gruppierungen zusammengetrommelt. Dann sind wir da geschlossen durch die Stadt marschieret. Und ich war einer der Kleinsten und Jüngsten und war ganz hinten von meinem Fähnlein, und beim Marschieren habe ich dann gesehen, dass dem, der vor mir marschierte, dass dem so was am Bein runter läuft. Da hat der gepinkelt. Der musste ja, wenn du da durch die Stadt marschierst, kannst du ja nicht sagen: „Ich bitte austreten zu dürfen.“ Und dann sind wir vor's Rathaus marschieret und haben uns da aufgestellt und dann ging irgendeine Zeremonie los, wo ich nicht zugehört hab. Hätte ich sowieso nicht verstanden. Und dann hat eine Frau, aus einem der Häuser am Marktplatz da, hat ein Fenster aufgemacht und hat angefangen mit Brickets die Fahnen zu bombardieren. Und ich hab halt zugeguckt und zwei Minuten später war die Polizei da und hat sie abgeführt. Das war so eine Art Widerstand gewesen.

Ich mein so Themen über Nazi-Theorien, das kam alles erst (macht eine wegwerfende Handbewegung) – ich hab also nie den Begriff KZ, also Konzentrationslager gehört. Aber einmal, da saß – also noch bevor die Russen gekommen waren- saß ich in einem Panzerloch, das gegenüber vom Haus war und hab da so vor mich hingeguckt. Und dann kam über den Feldweg, der auf unsere Straße zulief, da kam eine Truppe – also das müssen so ungefähr hundert Leute aus einem KZ gewesen sein, weil die sahen tausendmal schlimmer aus, als die Zuchthäusler. Die Zuchthäusler waren schon keine Helden, wenn man die sah, schwarze dunkle Kleidung und



die da ankamen waren alle nur in Lumpen und schlichen. Und jetzt heute, dachte ich mir schon, da waren ja auch im Osten die ganzen KZs geräumt und haben die nach Westen marschieren lassen. Von Auschwitz nach Bergen Belsen oder so. Das waren zwei Soldaten- oder Wachmannschaften auf Pferden, waren dabei, die in der Mitte wie eine Herde, also man kann nicht sagen, dass die marschierten, schlichen die da. Und hinterher habe ich halt gesagt, das waren Leute aus dem KZ.

Und bei den Zuchthäuslern, also so morgens wurden die aus dem Zuchthaus in die Fabrik geführt, war also auch als Kolonne mit Wachen. Einer war dabei, der hatte meine Mutter immer begrüßt ganz freundlich, normalerweise waren die immer eher so (verzieht eine Miene und zieht den Kopf ein) aber nein, er war immer so (nickt uns freundlich grüßend mit einem Lächeln zu). Er war immer sehr freundlich, wenn wir da zu sehen waren. Und einmal hat er ihr zugeflüstert: „Ich hab Feindsender gehört, deswegen bin ich im Zuchthaus.“ Er wollte nicht, dass man ihn mit allem, was da drin war, verwechselt.

Patrick Luber:

Sie haben uns ja erzählt, dass sie gar nichts von der Kapitulation mitbekommen haben, wann haben sie dann mitbekommen, dass der 2. Weltkrieg vorbei ist?

Herr Ebeling:

Irgendwie hat man es ja bemerkt. Ich habe es nicht irgendwie erlebt, es gab ja keine Siegesfeier. So am 8. Mai war die Kapitulation und dann (zuckt mit den Schultern) fing das Leben halt so langsam wieder an. Dann waren wir erst in Hildesheim bei meinen Großeltern

und hatten da aber keine Erlaubnis zu sein, weil mein Vater hatte ja keine Arbeit. Dann sind wir auf ein Dorf bei Hildesheim, wo mein Großvater Lehrer gewesen war und kamen dann da bei einem Bauern unter. Dort waren wir halt im Dorf, auf der Dorfschule mit den anderen, mein Vater hat ein bisschen Arbeit gekriegt im Salzbergwerk, das da war.

Irgendwie ging das dann weiter. Dann kamen die Aufnahmeprüfungen für's Gymnasium, das habe ich dann in Hildesheim gemacht und bestanden. Dann hat mein Vater aber seine alte Arbeit in Karlsruhe wieder gekriegt und dann sind wir zurück in unsere alte Wohnung, also nach Karlsruhe, wo wir auch vor dem Krieg schon gewohnt hatten und kamen dann in die Wohnung, die es noch gab, kamen wir nicht rein, weil da Evakuierte aus dem Rheinland waren. Die hatte man, als wir in Coswig waren, war die Wohnung also dann beschlagnahmt worden und dann wurden also Ausgebombte aus dem Ruhrgebiet da rein gesetzt. Und dann standen wir ohne Wohnung da. Unsere schöne Wohnung.

Ja, aber ich hatte irgendwie nie das Erlebnis, dass jetzt Frieden ist, kann man nicht sagen. Es fehlt einem aber auch nicht.

Patrick Luber:

Sie hatten ja auch überhaupt nicht mitbekommen, dass Krieg herrscht.

Herr Ebeling:

Es gab ja nur Krieg. Ich wusste ja nicht, was Frieden ist. Zum Beispiel, eine Zeit lang habe ich Knochen gesammelt, da ging man von Haus zu Haus und hat die Leute gefragt, ob sie nicht ein paar alte Knochen haben. So vom Schnitzel, vom Sonntag oder so. Und wenn man ein Kilo Knochen hatte, dann kriegte man da so Gutscheine. (Nimmt ein Stück Papier,

reißt Fetzen ab und legt sie in eine Reihe vor sich.) Und wenn man 20 dieser Gutscheine hatte, dann kriegte man dafür ein Stück Seife. Also habe ich ein paar Gutscheine gehabt und dann hab ich irgendwann offensichtlich doch gewusst (tippt sich an den Kopf), dass der Krieg vorbei ist und hab gedacht: „Mensch, Herrmann, was ist jetzt mit den Gutscheinen? Wer gibt dir das Stück Seife dafür?“ Ich dacht, das gilt jetzt alles nicht mehr und ich kriege die Seife nicht. Das war nur so ein Detail. Und im Radio, und ich hab auch offensichtlich immer Radio gehört und irgendwann hab ich gedacht: „Ja, wenn der Krieg denn zu Ende ist, dann gibt es ja keine Nachrichten mehr. Dann ist ja nichts mehr zu sagen.“ Als erstes kam immer: „Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt.“- dann kam der Wehrmachtsbericht. Und für mich waren das die Nachrichten. Und dann hab ich mich gefragt, was ist dann? Dann gibt es keine Nachrichten mehr.

Patrick Luber:

Und wie erklären sie sich, also so im Nachhinein, dass das deutsche Volk von Hitler so begeistert war?

Herr Ebeling:

(Eine ziemlich lange Pause und Herr Ebeling macht ein ziemlich ratloses Gesicht.)  
(Weil der Best vielleicht im Zeug? 16:54) Ich weiß es nicht. Mein Vater war in der Partei und der war in der SA, ich hab ihn aber nie in Uniform gesehen. Der ist nie – seit ich sehen oder denken kann- habe ich ihn nie als Nazi irgendwie erlebt. Er hat seinen Mitgliedsbeitrag bezahlt und musste dann nach dem Krieg „entnazifiziert“ werden. Es gab einen Fragebogen, mit – ich hab den noch irgendwo ein Papier – mit vielen hundert Fragen, wo

man dann beantworten musste und dann hat er dann geschrieben, ja, er sei, 1932, sei er praktisch arbeitslos gewesen, hat dann aber Arbeit gekriegt. Hat aber weniger verdient, als promovierter Chemiker, als seine Frau, die als Kindergärtnerin arbeitete. Der war also schlecht bezahlt und hat lange auch keine Arbeit gefunden gehabt und hat das als Argument genannt. Sonst war nichts, ich hab auch nie was mitgekriegt – er war ja fromm, hat alle seine Kinder taufen lassen auch noch. Wir sind ja alle im dritten Reich geboren, sind alle schön evangelisch getauft worden. Was auch eine kleine Demonstration war, wenn man so will.

Meine Mutter hat hinter her erzählt, sie hätte heimlich immer Feindsender abgehört und hätte sich das aber nicht getraut ihrem Mann, also meinem Vater, zu sagen, weil sie wusste, der ist naiv und der erzählt das dann rum. Und sie hat das alles schön für sich behalten.

Patrick Luber: Und sind sie zufälligerweise irgendwelchen beeindruckenden Persönlichkeiten begegnet, als sie in der Hitler-Jugend waren und danach?

Herr Ebeling:

(Schüttelt mit dem Kopf) Das war grotesk alles irgendwie. Da war schon ziemlich das Ende in Sicht irgendwie und ich sag mal die Fähnlein, das waren so 40, 50 Knaben und die waren untergeteilt in Jungenmannschaften, hieß es, glaube ich. Es gab also Fähnleinführer und dann gab es vier Jungmannschaften und vier Jungmannschaftsführer. Und einer, der wohnte bei uns in der Nähe, am Feldweg. Der war dann zum Jungmannschaftsführer ernannt worden. Da gab es irgendwie so kleine bunte Dinger, so Wollstreifen. Und irgendwann, die Russen waren schon in der Nähe, kam er zu

mir und sagte, er müsse einen stellvertretenden Jungmannschaftsführer ernennen und ob ich das machen wolle. Und ich hab halt gesagt: „Ja, ja, machen wir.“ Dann sagte er: „Dann bist du jetzt Stellvertretender Jungmannschaftsführer. Alles Offizielle machen wir dann alles später.“ Ja hier (tippt sich an die Stirn). Ja, das war Ideologie und so, das war alles so ein seltsamer Alltag. Nach dem Krieg, wie es zu Ende war, lag überall Munition rum, und dann haben halt alle Kinder mit Munition gespielt. An einer Stelle lag so ein Berg von Kanonengranaten rum, da konnte sich jeder von bedienen oder so Gewehrmunition. Und ich hab an dem Haus, wo wir wohnten, kann ich mich erinnern, habe ich ein Loch gebuddelt, und hab gleich ein paar Kilo Munition vergraben. Ja warum? (Zuckt mit den Schultern.) Die liegt da heute noch.

Ich war noch nicht so in dem Alter, wo das irgendwie so ideologisch...

Patrick Luber:

Da ist man noch nicht in so einem Alter wo man das alles begriffen hätte.

Herr Ebeling:

Kein Bisschen.

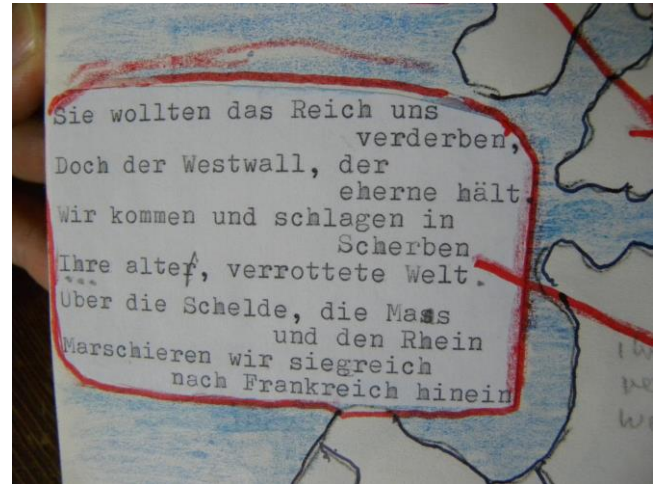
Ich weiß noch wie ich mich gefreut habe, ganz am Ende vom Krieg ist der Roosevelt doch gestorben. Der amerikanische Präsident. Sie wissen das, sie sind nicht Geschichtslehrer oder? (An Herrn Weiser gerichtet)

Herr Weiser:

Ne.

Patrick Luber:

Bio und Erdkunde.



Herr Ebeling:

Nene, ich meine wie der Roosevelt -das muss irgendwann im Frühjahr 45- ist der gestorben. Und dann hat das die deutsche Regierung, hat das bezogen auf – welcher Krieg war das im 18. Jahrhundert? Unter Friedrich dem Großen, da ist der russische Zar gestorben. So der war's, das hatte ich versucht, zusammenzukriegen. Da ist der russische Zar gestorben und die Nachfolgerin, war eine große Freundin von Friedrich dem Großen und der Krieg war aus, alles war gerettet. Und da haben die Nazis 1945, wie da der Roosevelt gestorben ist, da ging ein Aufatmen durch das deutsche Volk, wenn man so will, durch die Dummköpfe. Jetzt passiert genau das Gleiche wieder. Die Amerikaner werden mit uns Frieden machen und dann können wir gemeinsam gegen die Russen. Daran, das kann ich mich erinnern, dass das so eine Optimismus-Stimmung war.

Patrick Luber:

Und sie haben also keinerlei Zweifel gehabt an der ganzen Ideologie, weil sie haben ja gar nichts davon mitbekommen?

Herr Ebeling:

(Schüttelt den Kopf.) Das war halt so. Das ist wie schlechtes Wetter. Einmal war die Rede,

das, im Jungvolk, aber das habe ich nicht recht begriffen, von den, ich weiß nicht wie die hießen, von den Werwölfen, irgendsoeine Anti-Organisation. Die scheint es dann gegeben zu haben. Da meinte der Jungvolkführer: „Auf die muss man mal los gehen.“ Aber ich hab das nicht begriffen, wer das ist, was die machen und so.

Franziska Bartz:

Und noch eine etwas andere Frage wäre gewesen, also von mir jetzt, ob es sonst noch irgendwelche größeren Umbrüche, also zu der Zeit dann zum Beispiel noch während dem Krieg und nach dem Krieg, ob es da noch etwas gab, das sich drastisch verändert hat. Sie meinten ja, das wäre ein fließender Übergang eigentlich gewesen.

Herr Ebeling:

Naja, vorher hat man Hunger gehabt, später hat man gehungert. Kleider gab es vorher nicht und nachher nicht. Das dauerte ja auch ein paar Jahre, bis dann die Bundesrepublik kam, bevor man sich dann auch wieder taufen konnte. So langsam ging es dann bergauf. Es gab den Nürnberger Prozess, da kann ich mich gut dran erinnern. Da habe ich damals die BNN, also die Karlsruher Zeitung von dem Tag, die habe ich aufgehoben. Da sind die Urteilsverkündungen: „12 der Nürnberger Angeklagten zu Tode verurteilt.“ Aber ich war kein begeisterter Anti-Nazi.

Also in der Schule dann, also das nachher, das Gymnasium in Karlsruhe-Durlach, der Deutsch- und Geschichts- Lehrer das war ein Ehemaliger aus einer Napola, die ja Nazi-Schulen waren. Diese nationalpolitische Erziehungsanstalt, wo so die Elite, Nazi-Elite, ausgebildet wurde. Der war da Lehrer gewesen und der war nicht sauber. So wie er

uns die Geschichte beigebracht hat, das war alles ein bisschen, also der Hitler nicht gelobt, aber so, das war nicht sauber.

Aber ich glaub, es gab andere, die schon eher dagegen waren.

### Teil 3

Franziska Bartz:

Also es ist jetzt vielleicht nicht relevant, aber es würde mich noch interessieren, wie sie im Endeffekt jetzt nach Frankreich gekommen sind, also es ist ja eben noch an der Grenze, aber es ist halt trotzdem Frankreich.

Herr Ebeling:

Wie?

Franziska Bartz:

Ja, wie es dazu gekommen ist.

Herr Ebeling:

Ja, Gott, ich habe eine Französin dann geheiratet, deren Vater halt Zwangsarbeiter in Deutschland war.

Nein, man muss es andersherum erzählen. Ich habe dann also in Karlsruhe das Abitur gemacht, und habe dann studiert in Heidelberg, und Heidelberg hatte eine „Jumelage mit Montpellier“ und da hat eine junge Französin aus Montpellier ein Stipendium gekriegt für Heidelberg, und dann habe ich sie kennen gelernt, und wie es dann so ist, und dann wollte ihr Vater aber nicht recht was von mir wissen. Im Krieg war der in Braunschweig als „STO- service de travail obligatoire“ also Zwangsarbeit, und der hatte das mit den Deutschen nicht so am Hut, aber irgendwie hat sich's dann alles doch so geregelt, und wir haben dann in Heidelberg irgendwann geheiratet. Weil sie ist aus Südfrankreich, ich bin in Essen geboren, und dann war sie zuerst in Straßburg auf der Schule, ich war als freier Autor beim

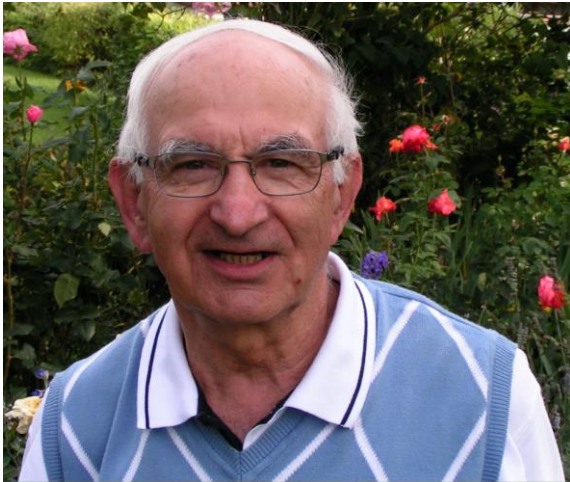
Süddeutschen Rundfunk in Karlsruhe, und dann ist sie nach, ist sie nach Wissembourg ans Gymnasium als Deutschlehrerin versetzt worden, und dann haben wir hier eine Wohnung gesucht und dann - Der Erste Sohn ist in Straßburg zur Welt gekommen, da haben wir in Karlsruhe gewohnt. Das Kind musste aber in Frankreich zur Welt kommen, wegen der Versicherung, denn sie war in Deutschland nicht versichert, sie war bei den Franzosen



versichert. Und da hatten wir über 70 Mark in der Schublade, um nach Straßburg in die Klinik fahren zu können. Das hat dann auch alles geklappt, dann hat sie den Posten hier in Weißenburg gekriegt, und dann haben wir erst zur Miete gewohnt, dann irgendwann haben wir hier gebaut und dann seit 40 Jahren ungefähr wohnen wir hier. Die zwei nächsten Kinder sind dann hier in Weißenburg geboren. Nächstes Jahr ist goldene Hochzeit. Wie das Leben so spielt.



## 6. Josef Ehrmann (geboren 1937)



*Josef Ehrmann wurde 1937 in Garrebouurg (Lothringen) geboren. In seinem Interview berichtet er über die Zeit des Zweiten Weltkrieges in Elsass-Lothringen. Seine Familie geriet ins Visier der Gestapo und musste sich deshalb zum Teil verstecken. Die Einquartierung eines deutschen Soldaten brachte zusätzliche Belastung: „Sein Gewehr stand immer in der Küche in einer Ecke“. Wer gegen das Nazi-Regime war, lebte gefährlich: „Die Nazis hatten in Schirmeck (bei Molsheim, Elsass) ein Straf-lager und in Struthof (bei Natzwiller) ein KZ eingerichtet, wo Tausende politische Gegner ermordet wurden“. Herr Ehrmann erzählt auch vom Einmarsch der Amerikaner: „Die GIs bauten eine Antenne auf den Kirchturm, schlugen ihre Zelte im Garten des Pfarrers auf und verteilten an uns Kinder Schokolade. Die erste Schokolade unseres Lebens...“ Nach dem Krieg begann er 1958 mit einem Deutschstudium. Seine Frau, eine Deutsche, lernte er in Marburg an der Lahn kennen.*

Interview am 19.12.2013 in Bad Bergzabern mit Anna Bingler und Agnes Bartmus

- 1) Die Elsass-Lothringer nach der Niederlage Frankreichs

Die Soldaten aus dem Elsass und aus Lothringen kamen nicht in Gefangenschaft. Sie wurden nach Hause geschickt. Man wollte Sympathie wecken, sie sollten ja Deutsche werden. Erst später (1942), als die Schlachten immer mehr Leben kosteten, versprachen die Gauleiter Wagner (Elsass) und dann Bürckel (Lothringen) Hitler, die jungen Elsässer und Lothringer zu Verfügung zu stellen, nach heutiger Rechnung mehr als 100 000. Davon fielen über 42 000 und es gab etwa 10 000 schwer Verletzte. Man schickte sie natürlich nach Russland und nicht nach Frankreich, sie hätten daneben schießen können, statt auf ihre Landsleute!

- 2) Die „Kriegsdienstverweigerer“.

Die Familien versuchten, ihre Kinder zu verstecken, zum Beispiel in den Höhlen in den Vogesen. Die Mütter brachten ihnen nachts das Essen. Solch eine Höhle habe ich später besichtigt.

Andere junge Leute flohen über die Vogesen in das noch sichere „Innenfrankreich“. Vielleicht kamen manche zu den Widerstandskämpfern oder sogar in die Einheiten von De Gaulle. Dazu weiß ich noch, dass mein Onkel (er hieß übrigens Adolph ! ) Förster war auf dem Hengst mitten im Gebirge an einem Pass zu Frankreich. Er hat dort viele Elsässer versteckt, bewirtet, und weitergeleitet.

- 3) Die Rolle meines Vaters.

Mein Vater wurde nicht mehr eingezogen. Er war sicher schon zu alt (geboren 1909) und hatte 3 Kinder (1937, 1939, 1942).

Im Hause, auf dem Speicher hat er eine Zeitlang einen entfernten jungen Verwandter meiner Mutter versteckt. Ich weiß noch sehr gut,

wie mein Vater mit ihm schimpfte, weil er nicht vorsichtig genug war. Ich könnte ihn bemerken (was natürlich der Fall war!) und bei der Nachbarin plaudern.

Viel länger hat er den Bruder meiner Mutter versteckt. Dieser kam zu uns aus Yutz (Nordlothringen). Er war linker Gewerkschaftler und von der Gestapo gesucht. Mein Vater baute im Schuppen eine doppelte Wand. Der Onkel konnte vom Dach aus zwischen den Wänden hinunterklettern. Das Essen wurde ihm unten durch einen Schlitz geschoben, wenn Gefahr drohte.



#### 4) Ein deutscher Soldat bei uns (Einquartierung).

Ich weiß noch, dass ein Offizier bei uns wohnte und aß. Natürlich in der besten Stube! Sein Gewehr stand immer in der Küche in einer Ecke. Da hat mein Vater ihm zu verstehen gegeben, er bräuchte keine Angst vor ihm zu haben, solle aber das Gewehr vor mir verstecken, ich könnte wohl „dran gehen“.

Wenn dieser Deutsche kam, musste der Onkel schnellstens verschwinden.

#### 5) Schirmeck – Struthof.

Es war lebensgefährlich, Widerstand zu leisten. Die Nazis hatten in Schirmeck (bei Molsheim, Elsass) ein Straflager und in Struthof

(bei Natzwiller) ein KZ eingerichtet, wo Tausende politische Gegner ermordet wurden. Gasöfen und Seziertische stehen noch an der Gedenkstätte.

Wenn zum Beispiel ein Sohn nicht bei den Behörden erschien, gab es „Sippenhaft“. Ein anderes Familienmitglied oder die ganze Familie wurde festgenommen und verschleppt.

#### 6) Ein Nazi im Dorf.

Im Dorf gab es einen Nazi. Vor dem mussten die Leute sich in acht nehmen. Er glaubte an die deutsche Propaganda und wollte wohl was werden ...

Mein Großvater hatte einige Felder. Er kaufte wieder zwei Kühe, so dass wir während des Krieges immer genug zu essen hatten (Milch, Butter usw ...) Auch ein Schwein fütterte meine Mutter. Mein Vater baute eine Räucher-kammer, um das Schweinefleisch zu räuchern. Leider war sie aus Holz und fing Feuer. Großvater konnte es noch rechtzeitig löschen aber die Nachbarin hatte den Rauch gesehen und die Feuerwehr alarmiert. Der Hauptmann war der Nazi. Er stand schon an der Tür. Ich weiß noch, wie mein Großvater ihn überredete, es sei nichts Schlimmes, nur altes Gras hätte er verbrannt. Höchste Alarmstufe, Mutter war ganz rot im Gesicht. Dieses Schwein war nicht gemeldet ...

Als Kind habe ich da festgestellt, dass mein Großvater lügen konnte!

#### 7) Mein Volksschullehrer.

1944 kam ich zu einer Lehrerin und musste ein Jahr lang Deutsch lernen.

1945 kam ein Lehrer und alles lief auf Französisch. Der Dialekt der Großeltern und auch noch der meisten Eltern war verboten und wir

wurden bestraft, wenn wir nicht französisch sprachen.

Aber dieser Lehrer (er hieß Lorich ) war Lothringer und nahm es nicht so genau mit dem Bestrafen. Gut zu verstehen, er hatte Schlimmes im Krieg erlebt!

Uns Kinder hat er nichts davon erzählt. Erst später erfuhr ich, wie es ihm ergangen war. Er wurde nach Kassel geschickt und musste dort unterrichten. Als die Stadt bombardiert wurde, floh er in sein Heimatdorf bei Bitche, wo der Pfarrer ihn und andere versteckte. Sie wurden verraten, er und ein Kumpel festgenommen. Zwei deutsche Soldaten sollten sie im Walde erledigen. Ihr eigenes Grab mussten sie ausschaufeln. Es war am Ende des Krieges, amerikanische Flugzeuge kreisten über dem Wald. Die Deutschen wurden abgelenkt, die Franzosen schlugen zu und rannten Zickzack durch den Wald. Ein Deutscher hat geschossen und den Lehrer verletzt. Er konnte sich in ein Gasthaus schleppen, von wo er dann in ein amerikanisches Lazarett gebracht wurde.

In unserer Schule hat er nie davon erzählt. Wollte sicher alles vergessen, hatte es sicher auch verdrängt oder wollte den Hass auf die Deutschen nicht wieder schüren.

#### 8) Die Amerikaner kommen.

Unser Dorf (Garrebourg) liegt 400m über einem verkehrswichtigen Tal (Straße, Bahnlinie Paris – Straßburg, Kanal ). Deswegen hatten die Deutschen eine Fernmeldestation im Ort aufgebaut und die Gegend überwacht, was die Einquartierung des Offiziers erklärt.

Eines Tages hörten wir Kinder ein furchtbares Getöse. Eine lange Schlange von Panzern kam die Straße herauf in das Dorf. Wir rannten hin und staunten nur. Es war eine Pioniereinheit. Um uns Kinder zu beeindrucken, legte

eine Riesenschaufel einfach einen Apfelbaum am Straßenrand um! Die G.I s bauten eine Antenne auf den Kirchturm, schlugen ihre Zelte im Garten des Pfarrers auf und verteilten an uns Kinder Schokolade. Die erste Schokolade unseres Lebens ...

#### 9) Deutschstudium (1958 )

Nach dem Abitur fuhr ich, - wir hatten ja zweieinhalb Monate Ferien – von Jugendherberge zu Jugendherberge durch ganz Deutschland von der Nordsee bis München, sogar nach Wien. Trampen war damals „in“. Immer wurde ich mitgenommen, freundlich empfangen und behandelt. Ich lernte viele Deutsche kennen und merkte, dass sie normale Menschen waren und nicht nur „böse Nazis“.

Diese Erlebnisse waren ausschlaggebend für den Entschluss, Deutsch zu studieren. Zuerst in Straßburg, dann in Poitiers, auch ein Jahr in Marburg an der Lahn.

#### 10) Eine deutsche Frau.

In Marburg und dann in Poitiers habe ich meine Frau kennen gelernt. Sie studierte Französisch.

Es gibt eine Jumelage zwischen den beiden Universitäten. Wichtig für unser Gespräch ist vielleicht, dass mein Vater zuerst ziemlich geschockt war, dass ich mit einer deutschen Frau ankam. Erst als er Deutschland und die Schwiegerfamilie kennen lernte, war er beruhigt und beide Familien verstanden sich gut. Nur der Onkel, den mein Vater versteckte und der unter den Nazis gelitten hatte, kam nicht auf unsere Hochzeit. Die böse Zeit hatte er anscheinend noch nicht verkraftet.

11) Deutsch-französische Freundschaft.  
Europa.

Wir suchten auf der Landkarte, wo man wohnen und beide Sprachen unterrichten konnte. Ich am Gymnasium in Wissembourg, meine Frau zuerst in Landau, dann in Bad Bergzabern. Seitdem pflegen wir mit den Kollegen die deutsch-französische Freundschaft, organisierten viele Austausche (St.Genis, Nuits-St.Georges, Leipzig Braunau(!) ...) und plädieren heutzutage für ein friedliches Europa.

### 7. Maria Stengel (geboren 1930)

*Maria Stengel war im Jahr 1945 fünfzehn Jahre alt. Sie lebte in Silz und bekam lange von dem Krieg nichts mit. Während alle umliegenden Dörfer nach Bayern evakuiert wurden, blieb Silz verschont. Selbst Hunger hatte man nicht, die meisten waren Selbstversorger. Das Problem der Familie war aber, dass der Vater schon 1939 eingezogen wurde und dann lange in Kriegsgefangenschaft war. Dies bedeutete, dass die Familie ohne Mann auskommen musste. Frau Stengel hat noch viele Photos von ihrem Vater, der Sanitäter war. Auch die Bomben waren in Silz eigentlich nicht gefährlich, die meisten Menschen bauten sich einen Stollen, in dem man sich in den letzten Wochen versteckte. Als die Alliierten kamen (Franzosen oder Amerikaner?), wurden einige Zeit die Häuser besetzt und die Familien mussten sich eine andere Unterkunft suchen. Geplündert oder vergewaltigt wurde aber nicht, Frau Stengel erzählt sogar, dass ihr späterer Mann, den man als Sechzehnjährigen eingezogen hatte, von den Amerikanern bis vor das Haus gefahren wurde. Bedrohlich war allenfalls, dass man die Bomben am Himmel sah, die über den Städten abgeworfen wurden, Frau Stengel erinnert sich noch daran, dass man diese im Volksmund „Christbäume“ nannte.*

Interview am 13.1.2014 in Silz mit Zarina Sembina, Linde Mayer, Ophelia Stengel und Romy Hoffart



Maria Stengel: Ich weiß noch, wie wir damals da gelaufen sind und die Explosionen gesehen haben von den Granaten oder den Gewehren oder mit was-auch-immer die do gschosse hänn, die sind dauernd so... Und da hab ich zu meiner Mutter gesagt: „Was ist denn das?“, habe ich gesagt „das sind doch keine Sternschnuppen, nicht?“ Da hat sie gesagt: „Es ist doch Krieg, Mädle!“ hat sie gesagt. Also das ist [zeigt uns ein Foto] mein Großvater, meiner Mutter ihr Vater. Aber wie gesagt, der ist auch nicht alt geworden. Der ist 1914 schon gefallen im Krieg. 14-18, der hat ja auch vier Jahre lang gedauert gehabt. Grad so etwa wie was wir noch einmal erlebt haben. Unserer ging ja von 39 bis 45, was wir miterlebt haben. Ja, und das [zeigt uns ein Foto], das ist das Familienbild. Was meint ihr, wie alt das schon ist... Das ist mein... Das bin ich. Und das ist mein jüngster Bruder. Der lebt nicht mehr, der ist mit 34 Jahren schon gestorben. Und der lebt noch [zeigt auf eine andere Person auf dem Bild], der wohnt in Böblingen. Ja, das ist der Rudi, der ist jetzt 80. Also ich werd jetzt 84 und der wird jetzt 81. Ja, der war immer drei Jahre jünger. Schöne Eltern, gell? [lacht] Und das ist eins von meinem Vater während dem Krieg [zeigt uns ein weiteres Foto], also der letzte.



Da ist er in Russland. Und das ist in Russland... Das sind ja alles Kriegsbilder, ich wollte sie schon wegschmeißen, aber dann sagen sie als „Heb's doch auf!“, da guck wo mein Vater steht. Vor einem abgeschossenen [Flugzeug]... Kinder, das könnt ihr gar nicht glauben.



Linde Maier: Und wie lange war der dann in Russland? Für wie viele Jahre?

Maria Stengel: Der ganze, ganze Krieg, von 39 bis, wann ist er denn, 45 ist der Krieg ausgegangen. Und kurz vor Weihnachten, so im November rum, also wir haben ein Stück, ich glaube ein Viertel Jahr, gar keine Nachricht mehr gehabt von ihm. Die Post ist ja nicht mehr gegangen, nix mehr. Und dann auf einmal ist ein Mann rumgelaufen. Und dann hat er gesagt, ob wir die sind, Daniel, nicht, Daniel hat es nur einmal gegeben im Dorf, außer Großeltern. Ja, warum, ah, er hat Briefe von unserem Vater. Aber das war ja auch ein bisschen ein Schwindler. Der hat Lügen erzählt. Der hat in Annweiler, da ist er im Bahnhof gewesen und hat am Zug gestanden und hat gewartet, wenn die Leute ausgestiegen sind, weil da ist ja keine Post gefahren, da ist ja gar nix, das könnt ihr euch gar nicht vorstellen, wie das war. Da hat er sich anne g'stellt und hat die Reisenden gefragt, wo sie hin wollen und da war halt einer dabei, der hat Briefe gehabt, von meinem Vater, aber wir haben nicht ge-

wusst, dass er noch lebt. Wir hatten ja fast zwei Jahre lang gar nichts von ihm gehört gehabt. Und da war einer dabei gewesen von Hauenstein. Jetzt hat der bei uns erzählt, dass der Mann von Hauenstein, der bei meinem Vater war, der wär schwer verwundet, er hätte keine Beine mehr, und wollte so einem halt ein bisschen... Weil mein Vater, der hätte nix, aber er ist da und da, in Gefangenschaft und er könnte noch nicht kommen. Und dann haben wir zwei Tage später von Hauenstein da hinten Besuch gekriegt. Dann haben die das gleiche erzählt, was der zu denen gesagt hat. Also war denen ihr Vater mit meinem Vater in der gleichen Gefangenschaft. Obwohl, die waren nicht gefangen, die waren evakuiert. Also, wie sagt man denn da... Von den Engländern. Der Engländer war ja human. Der hat die Leute, die Gefangenen, besser behandelt. Also unser Vater war im Grunde genommen nicht in einem Gefängnislager, sondern er war ja auch krank und war dann im Krankenhaus gelegen.



Aber sie durften nicht, weil sie waren ja Gefangene. Aber sie sind nicht so behandelt worden. Und dann hat der bei uns erzählt, denen ihr Vater wär übel dran, der hätte keine Beine mehr, und da hinten bei denen hat er erzählt unser Vater hätt keine Beine mehr, könnte nicht kommen. So hats auch dort schon gleich Betrüger gegeben. Die Leute, zu denen er gekommen ist, die haben halt gleich alles Mögliche, was sie gehabt haben, das haben sie halt bezahlt dann und ihm was gegeben. Aber dann hat es sich herausgestellt, dass mein Vater gar nix, weder der noch unser Vater, die waren gesund, bis auf ein paar Blessuren, die man halt so gehabt hat. Unser Vater hat [Sternelends Vereiterung?] gehabt, ich meine, wenn man vier Jahre lang in Russland war, da ist es ja immer kalt. Aber er ist heimgekommen. Er ist trotzdem nicht so alt geworden, er ist auch mit 51 Jahren schon gestorben dann. Ja, das ist ein Bild vom Krieg [reicht uns ein Foto]. Ich weiß nicht, ob euch das interessiert, das ist auch mein Vater. Ja, das war dann vorm Krieg noch. Das war noch, wie er vor dem Krieg ausgesehen hat. Der war ja Pfleger, Krankenpfleger. Droben in der Anstalt. Da ist ein Russland-Bild. Das ist jetzt keins, aber... Das war schon ein Bild nach dem Krieg, mein Vater war ein Koloss von einem Mann. Der hat mal zwei Zentner gewogen. Aber wie er vom Krieg gekommen ist, war er nur noch Haut und Knochen. Seht ihr, ich wollte sie schon wegschmeißen, es sind alles Kriegsbilder. Und da ist er als Soldat.

Linde Maier: Hat ihr Vater dann auch viel vom Krieg erzählt, in Russland? Also oft?

Maria Stengel: Also ich muss ehrlich sagen, die Soldaten, die [zurück]gekommen sind, die haben nix erzählt. Ich hab das immer und immer wieder gehört. Die haben, ... Also mein

Vater war Sanitäter, der hat es gut gekonnt, auch mit den Zivilisten. Die sind immer zu ihm gekommen, wenn sie Tabletten oder so irgendwas gebraucht haben. Also es war nicht immer nur böse Absicht da im Hintergrund. Die, die halt länger stationiert waren an so einem Platz, haben ja auch die Leute gekannt. Und die haben dann auch diesen Leuten geholfen. Die haben denen genauso gut Arznei gegeben oder solche Sachen wie den anderen. Aber leider... Ich hab sie wollen schon verbrennen, wollt sie schon wegschmeißen, weil ich sie als manchmal nicht – ich hab sie auch nicht mehr ein-, nicht mehr ein-.. da, das sind alles Russland-Bilder. Da, das ist er. Ich weiß nicht, ob es euch interessiert.

Ophelia Stengel: Doch, sonst wären wir ja nicht hier.

Maria Stengel: Das habt ihr bestimmt noch nicht, gell... Er war auch Grat-Melder [?], das seht ihr auch hier drauf wieder auf dem Bild, Grat-Melder [?] war, der hat, der ist auch gefahren bis in die Front vorne rein, wo gekämpft wurde. Und hat Arznei gebracht, geguckt halt, ob da einer krank ist oder was. Aber mein Vater hat mal zwei Zentner gehabt. Und jetzt müsstet ihr mal das Bild anschauen. Da war er krank während dem Krieg.

Linde Maier: Ging es ihnen hier dann auch so schlecht wie ihrem Vater im Russland, dass sie nix zu essen hatten oder wie war das?

Maria Stengel: Also ich muss ehrlich sagen, wir hatte während dem Krieg keine Not. Es war alles da. Nur wie noch 45, da war noch Besatzungszone. Bei uns waren die Franzosen. Die die englische, äh, amerikanische Besatzungszone waren, die haben es besser gehabt. Also

der Franzose war nicht so human, also wir hatten jetzt gerade nichts zu klagen, weil wir ja ziemlich nah an der Grenze wohnen, wir haben ja nicht so weit. Aber ich habe gehört, wo schon auch die Zivilbevölkerung darunter gelitten hat. Also wir können nicht klagen, ehrlich nicht. Wir waren auch das letzte Dorf, das nicht weg gemusst hat. Alle Dörfer außenrum, Blankenborn, Bergzabern waren, glaub ich, auch nicht so viele weg, aber Böllenborn, Dörrenbach, da oben raus, Vorderweidenthal, also ehrlich gesagt wir waren der letzte Ort, der nicht weg gemusst hat. Aber wir sind auf den Koffern gesessen. Koffer, Rucksäcke, alles gepackt, weil es immer geheißen hat, wir müssen bereit sein, wenn wir fort müssen. Aber Gott sei Dank haben wir nicht gemusst. Also das kann man sagen, das verliert man nicht. Die letzten drei Tage, die waren ganz schlimm, weil wir dann in der Zone waren, wo sie geschossen haben, wo Granaten reingeflogen sind. Im Dorf war nicht so viel kaputt, ein paar Häuser haben sie getroffen. Aber könnt ihr euch das vorstellen, dass ich mit dem Rad... Ich war dort alt nur 14 Jahre, raus gefahren bin, denn bei uns im Dorf hat es ja nicht alles gegeben, nach Klingenmünster gefahren bin, mit dem Rad. Dann hast du gehört, wie die Granaten, wie die abgeschossen geworden sind, also, wir sagen so, von der Grenze aus. Dann hat das gemacht „zzzzzz“, dann hast du die obendrüber fliegen hören, so durch die Luft. Und dann hast du auch den Einschlag gehört. Und da war man so, also da hat man gewusst, meine Mutter hat es auch immer gesagt: „Wenn man sie pfeifen hört, tun sie einem nichts mehr.“ Dann fliegen sie obendrüber. So wars... Also ich möchte euch Jungen sowas wirklich nicht, also das geht einem ein Leben lang durch den Kopf, das verlierst du nicht. Also erzählen könnte ich euch tage-

lang. [lacht] Aber stellt ihr mal eure Fragen, was ihr wissen wollt!

Linde Maier: Gegen Kriegsende, dann so `45, wie war dann so die Stimmung allgemein hier im Dorf? War die dann angstvoll oder war man froh, dass der Krieg vorbei ist?

Maria Stengel: Nee, nee, also ich muss sagen.. Wir haben ja keine Bunker gehabt in Silz, das haben sich die Leute alles selber gemacht. (...) Die Leute von hier drüben haben einen Stollen gebaut, dass sie einen Schutz gehabt haben, während dem Krieg und auch, wie der Ami dann gekommen ist. Wir haben noch nix gehabt. Da ist keine Granate rübergekommen, da ist gar nix hier rein. Die sind obendrüber, aber da drüben im Dorf haben doch ein paar Häuser, also die sind in Mitleidenschaft gezogen worden. Aber wir waren dann in der Nacht – also ihr könnt euch das nicht vorstellen. Der Krieg ist über uns weggezogen, wir waren nicht evakuiert. Wir sind in dem Bunker, ach Bunker haben wir ja gar keine gehabt – Stollen, den die Leute selbst gegraben haben – da ist man gesessen. Drei Tage. Sonst hat man ja immer nur, wie die Front immer näher gerückt ist, da sind wir halt als in den Stollen rein. Weil es war ja kein Haus sicher, obwohl Silz ist gut weggekommen. Es wurden nicht viele Häuser getroffen. Und in der Nacht haben wir können nicht mehr bleiben, da wo wir da drüben waren. Also die Granaten sind von so gekommen [zeigt mit dem Finger in eine Richtung], und die sind dann da drüben auch eingeschlagen, in den Rech. Da geht ja auch ein hoher Rech hinten hoch am Dorf da drüben hochzus. Und an dem Rech war ein Stollen gegraben, und da waren wir drin. Und während dem Mittag hat es auf einmal gekracht. Ich weiß gar nicht, wo die anderen Leute hin verschwunden sind, auf

einmal war keiner mehr da, außer einer Frau die nicht laufen konnte, der hatten sie ein Bett gemacht gehabt, und meiner Mutter mit uns drei Kindern. Ich war ja die Älteste dort, ich war vierzehn. Glaubt ihrs, wir haben keine Luft mehr gekriegt. Da sind da vielleicht 15 Meter neben uns Granaten eingeschlagen, in den Garten. Da haben wir die Schnute aufgerissen und haben sie nicht mehr zugebracht. Der Luftdruck war so schlimm. Und dann sind wir halt auch aus dem raus. Und dann hat meine Mutter gesagt: „Wir gehen da rüber, zum Haselhof, da gibt es bestimmt besseren Schutz“, weil die haben ja von da oben rüber geschossen, von hinten raus und wir waren direkt in der Schusslinie. Ja. Und dann sind wir raus und sind halt nicht mehr drin geblieben. Dann sind wir da unten rein. Und in der Nacht ist der Ami gekommen, und da waren die Franzosen. Der Franzose war ja hier unten bei uns hauptsächlich. Ja, ich erzähl, aber ich hab gedacht ihr wollt jetzt Fragen stellen.

Linde Maier: Nein, das ist gut dass sie erzählen.

Maria Stengel: Ich könnte Romane schreiben, also Romane kann man da eigentlich nicht sagen, aber Erinnerungen. Die sind im Hirn. Und des geht auch nicht weg. Wenn ich bloß dran denk, wie ich nach Klingenmünster gefahren bin, mit dem Rad und habe den Abschuss gehört von den Kanonen, oder was das war, und die sind obendrüber geflogen. Der sechste Dezember gedenkt mir so arg, das war noch ehe der Krieg ausgegangen ist. Am sechsten Dezember, Nikolaus. Da ist Silz, also es war so – wir haben Glück gehabt. In Gossersweiler sind ja so viele Brandbomben gefallen, da haben Häuser gebrannt. Die sind an sich nicht explodiert, aber die haben die Häuser in Brand

gesteckt. Brandbomben haben die geheißen. Wir sind raus und haben vor die Tür geschaut – taghell! Christbäume haben wir da gesehen. Wir haben zu denen "Christbäume" gesagt, weil die so ausgesehen haben wie Christbäume. Die Leuchtkugeln, wo die von den Fliegern raus geschmissen wurden, da haben die geguckt und sich orientiert. Ob die Annweiler gesucht haben oder Karlsruhe, ich meine, die haben sich schon informieren können irgendwie. Aber oben in Gossersweiler, obwohl, die Gossersweilerer haben Glück gehabt, was da Bomben in den Wald gefallen sind... Und dann war es plötzlich taghell! Wir haben ja sonst keinen Bunker gehabt, oder sonst irgendwas, wo wir rein gekonnt hätten. Dann bist du da gestanden, das war eine kurze Zeit, eine halbe Stunde oder Stunde, dann war wieder Ruhe.

Linde Maier: Da hat man doch Angst gehabt, oder?

Maria Stengel: Ja natürlich hast du da Angst. Du warst da gestanden, hast nicht gewusst wohin, woraus. Das war schon schlimm. Wenn ich da dran denke... Also, das ging so drei Tage hintereinander. Ich bin dann raus. Ich war ja immer ein bisschen eine Vorlaute. Meine Mutter mit meinem Bruder, den hat sie ja noch auf dem Arm gehabt, den Jüngsten. Und ich bin immer wieder raus und hab gelauert. Und dann hab ich es reden gehört, das hab ich nicht verstanden. Dann bin ich wieder rein, und zwei so ältere Männer sind noch gewesen, da hab ich gesagt: „Da hinten am Rotenberg [?], da redets, ich hör das, aber ich versteh die nicht.“ „Was?!“, haben sie gesagt. Und dann waren die halt schon die Besatzung, also die kämpfenden Soldaten schon ganz nah. Und die deutschen Soldaten, die sind kurz vorher, sind die, also die haben dann halt nicht mehr

gekämpft. Die sind dann ab da raus... Und draußen in Klingenmünster, da haben sie nicht weiter gekonnt. Da sind sie halt da rumgelegen, wahrscheinlich waren die Straßen verstopft oder was. Da ist dann richtig gekämpft worden. Aber bei uns sind sie doch ziemlich durchmarschiert. Zuerst sind die Franzosen gekommen, dann sind die Amis gekommen.

Linde Maier: Und während die Franzosen dann hier waren, da ging es ihnen nicht so gut?

Maria Stengel: Wir haben direkt in Silz gar keine so, nicht lang, das waren nur so 8, 14 Tage – was wollen die schon in so einem kleinen Dorf? Aber wir durften nicht im Haus bleiben, weil, wo wir gewohnt haben, das war direkt an der Straße und das haben die als ihr Hauptquartier genommen, die Franzosen und die Engländer. Oder ich glaub nicht Engländer, Amis waren das. Die Engländer sind mehr da oben im Rheinland gewesen. Ja, wir durften auch tagsüber nicht ins Haus. Da haben wir im Keller gehaust, bei den Nachbarsleuten. Und meine Mutter war krank dort, aber die haben wir auch mitgenommen, die war da ja noch nicht so alt. Und ich geh so ins Haus und guck, ich bin ja acht Tage nicht drin gewesen, und ich hätte heulen können. Wie die Amis oder was sie waren, die da drin gehockt waren, die haben sich gekocht und alles, haben nichts geputzt, nix gemacht. Da ist das Fett am Ofen runtergelaufen gewesen, eingebrannt. Da habe ich zu meiner Mutter gesagt: „Ich lass dich nicht da rein, ich geh zuerst.“ – ich war vierzehn, fünfzehn Jahre alt, 45 war es nicht vorbei, bei uns war es fertig so März, April. Da war es bei uns, aber es ist ja noch gegangen bist zum, ich glaub bis zum Spätjahr, bis zum Juni, Juli. Das meine ich mal. Also wie bei uns mal die Besatzung da war, da haben wir we-

nigstens keine Angst mehr gehabt vor den Fliegern oder vor den Einschüssen. Da drüben waren wir gestanden, meine Mutter und ich. Morgens, wie es ruhig war, da sind sie vorbeimarschiert. Die... waren es Franzosen, waren es Amis? Kinder, ich kann es euch nicht sagen. Aber sie haben uns nix gemacht, die haben uns in Ruhe gelassen. Meine Mutter hat meinen jüngsten Bruder auf dem Arm gehabt, und ich habe einen Koffer gehabt, mein Bruder hat einen Rucksack aufhängen gehabt. Du hast das Nötigste halt immer mitgenommen. Ja, uns haben sie nichts gemacht. Sie haben gesagt im Dorf da vorne, da hätten sie die Leute in die Kirche gesperrt, um die Häuser wahrscheinlich zu untersuchen oder was, ob nicht irgendwo noch Soldaten sind.

Linde Maier: Aber an Schule war in der Zeit bestimmt nicht zu denken, oder?

Maria Stengel: Nee, also das letzte Vierteljahr, also das letzte Vierteljahr das war die Zeit, wo schon nicht mehr alles so geregelt war.

Linde Maier: War dann hier in Silz eine Schule oder in Klingenmünster?

Maria Stengel: Nee, nee, wir haben in Silz eine Schule gehabt. Aber Silz und Münchweiler waren miteinander verbunden, das war nur ein Lehrer. Also wir haben, ich noch, nach Münchweiler in die Schule gemusst, während dem Krieg. Und erst dann, wie es rum war – wir haben aber die schönste Schule gehabt. Aber wir haben nach Münchweiler gemusst, weil dort der Lehrer gewohnt hat.

Zarina Sembina: Mit 15 waren sie ja dann auch die älteste von den Geschwistern...



Maria Stengel: Genau, ich war die Älteste. Ich war sogar drei Jahre älter als der älteste Bruder, an mir ist da schon die Verantwortung gelegen. Darum geht mir das auch nicht aus dem Hirn, ich dank als unserm Herrgott, dass wir jetzt, also die ganzen Jahre gings uns ja gut. Da kann man nix sagen. Und ich sag immer, die jungen Leute, die sollen doch vernünftig sein und sollen froh sein, wenn Frieden herrscht und kein Krieg. Und die jungen Leute, schaut mal, mein Mann, der ist mit 16 Jahren schon eingezogen worden. Der war aus Birkenhördt. Aber er ist nicht lange dabei gewesen. Vier Wochen, aber er war trotzdem schon weg, da drüben im Allgäu. Und wie die Amis und die alle gekommen sind, die haben den, also meinen Mann heimgefahren bis vor die Haustür. Das waren doch Kinder noch! Sechzehn Jahre! Mit sechzehn Jahren haben die sie schon eingezogen. Der hat das auch als schon erzählt, der hat als gesagt, was hat er Hunger gelitten. Aber sie sind heimgefahren worden bis vor die Haustür. Nach Birkenhördt, der war von Birkenhördt. Das hat er uns als erzählt. In den letzten Wochen hat er noch weggemusst. Die wollten mit Kindern Krieg machen! So verrückt waren die! Hoffentlich kriegen wir keine so Verrückten mehr an die Regierung. Da, wie gesagt, mein Vater war immer in Russland, und dann war er so schwer krank, der hat mal zwei Zentner gewogen. Und dann ist er so abgemagert. Der hat das nie im Leben mehr drauf gebracht.

Zarina Sembina: Es war ja dann kein Mann im Haus, sozusagen...

Maria Stengel: Nein, war keiner, der ist ja `39 schon eingezogen worden. Und zwei Jahre lang keine Post, nix. Als sie in Russland waren, da ist fast nix durchgekommen.

Zarina Sembina: ... Und wie haben sie sich dann finanziert?

Maria Stengel: Geld hat halt die Mutter gekriegt. Sie war ja Kriegerswitwe. Oder wie sie gesagt haben, mein Vater war ja Beamter schon ehe er - also Geldnot war da keine da, sie hat schon ihr monatliches – wie es halt manchen anderen Leuten gegangen ist, das weiß ich nicht. Weil mein Vater war Beamter, und wie er vom Krieg gekommen ist, ist er auch gleich wieder hoch gekommen, da war die Klinik da oben in Klingenmünster, die kennt ihr ja. Pfalzlinik, ja. Früher hat sie geheißten „Heil- und Pflegeanstalt“. So hat sie während dem Krieg geheißten. Und dann haben sie sie umgetauft. Normal sind ja auch Leute hoch gekommen, die halt mit den Nerven Probleme hatten. Ja Kinder, ich hoffe immer, dass wir sowas nicht mehr... Ich bin ja schon alt, ich werde ja bald 84. In zwei Monaten. Ich hoffe das ihr alle so werdet und da oben das Hirn noch ein bisschen funktioniert! Siehst du, da oben, „Stadtgarten von...“ was heißt das?  
[zeigt auf die Rückseite eines Fotos]  
[allgemeines Rätseln über das Geschriebene auf der Rückseite des Fotos]  
[Betti, die Tante kommt kurz vorbei]

Linde Maier: Und wenn sie dann damals mal ein bisschen Freizeit hatten, was haben sie dann gemacht? Oder mussten sie immer im Haushalt helfen?

Maria Stengel: Gitarre habe ich gespielt. Ich habe früher Gitarre gespielt. Also unser Jahrgang war arg musisch. Wir haben gerne gesungen, wir haben Volkstänze gemacht. Später war da hinten, wo jetzt der Weiher ist, ein Sportplatz. Und da stand ein großer Baum, wie

hat man denn zu denen gesagt früher, da war ein Kranz drum rum – Maibaum! Da haben wir Volkstänze drum rum getanzt. Wir waren sehr aktiv. Doch, das muss ich schon sagen. Das war immer schön. Ich hab eine gute Jugend gehabt. Trotz Krieg hat es einem dann doch irgendwie, hat sich vieles wieder geändert.

Man hat seinen Spaß noch gehabt. Und dann mit 19 Jahren habe ich meinen Mann kennen gelernt. Ja, und der hat mich nicht mehr weg gelassen. [lacht herzlich] Ja, ich war dann 24, als wir geheiratet haben. Mit 25 ist dann mein erster Sohn, der Rudi gekommen, und alle zwei Jahre, hab ich dann 4 gehabt [?].

Linde Maier: Und damals, haben sie die politische Situation überhaupt so richtig mitgekriegt? Oder wussten sie einfach nur, es ist Krieg, aber nicht genau warum?

Maria Stengel: Ne, das hat man eigentlich... Nein, also ich könnte mich nicht, ich weiß es nicht mehr. Ich hab bloß immer zu meiner Mutter gesagt, warum sind denn da hinten immer so helle Kugeln? Abends, am Tag hat man das ja gar nicht so richtig gesehen. Das hast du immer erst abends, wenn es so dunkel wurde, dann hast du die gesehen. Vielleicht hat es die am Tag als auch schon gegeben. Westwall war der erste, wo der Krieg losgegangen ist. Westwall, das ist jetzt da, wenn man in Weißenburg, die Gegend da lang fährt. Die Leute da oben, die waren ja alle evakuiert. Wir waren ja das einzige, also das letzte Dorf, das nicht weg war. Birkenhördt, Vorderweidenthal und da hinten raus, die waren alle weg. Dörrenbach, und wie die ganzen Orte da im Grenzgebiet noch geheißen haben. Die waren, ich glaub, dass sie ein halbes Jahr von zu Hause weg waren. Ich bin auch mit meinem Mann mal in einem Ort gewesen, in Lichtenfels, wisst ihr

wo das liegt? In Oberbayern ja, Oberbayern, so weit waren die weg. Also wir haben Gott-sei-dank nicht mehr weg gemüsst. Wir konnten bleiben. Was meint ihr, was da die Leute um ihre Sach gekommen sind. Da ist dann geklaut worden voneinander. Ganze Dörfer waren leer.

Linde Maier: Und vom Franzosen oder vom Amerikaner, wurden da auch Sachen geklaut?

Maria Stengel: Nein, da kann man eigentlich nicht sagen. Obwohl, der Franzose, denen ist es ja auch nicht so gut gegangen. Da waren unsere ja die ersten, die rein sind, und das besetzt haben. Denen ist es auch nicht so gut gegangen. Also ich kann nicht sagen, dass jetzt einer irgendwie und gegenüber – aber man hat gehört, da waren so marokkanische Soldaten dabei bei den Franzosen. Die haben so einen gelbe Gesichtsfarbe gehabt, ich weiß nicht wo die her waren, da hat man gesagt: „Das sind die Schlimmsten!“, die würden die Frauen vergewaltigen und so. Also bei uns war nichts davon. Aber da oben rauszus, da gegen die Grenze, Weißenburg und so, da wäre es schlimm gewesen. Hat man gehört, ob was dran war weiß ich auch nicht. Kann ich nicht sagen.

Zarina Sembina: Und wie sind die Menschen hier im Dorf miteinander umgegangen? So die Familien, haben sich alle gut verstanden?

Maria Stengel: Die haben sich, also da hast du nix gemerkt von Feindschaft oder Neid oder sowas. Nein. Auch die vom unteren Dorf, die haben ja dann... Unten ist doch ein Kloster, also wir haben immer gesagt „das Kloster“, da wohnen die Schwestern jetzt. Also das Kinderdorf. Und in der Region, dort hinten raus, das sind die Unterdörfler, also vom Dorf. Da haben

die sich rein geschafft gehabt. Im Dorf wollte halt keiner bleiben in der Nacht. Und trotzdem hat es im Dorf noch Leute gegeben. Da war eine Frau, die im Mitteldorf – da haben sie aus Holz, also von Stämmen, eine Straßensperre gemacht gehabt, dass die Panzer nicht durchkommen sollten. So eine Idiotie, vor Panzern, wenn die da einmal drüber fahren, sind die doch weg. Und die Straße ist so gegangen, und im nächsten Haus, da haben die Leute so gehört, dass andere Fahrzeuge gekommen sind. Das hat man ja gehört. Und da ist die Frau raus und wollte gucken. Zack. Haben sie auf sie geschossen. Aber zum Glück hat sie nur einen Oberschenkel-Schuss gehabt. Also wie sie gemerkt haben, dass da gar keine Soldaten und nix sind, da haben sie die Frau schon gut versorgt. Die haben sie dann in ein Lazarett gebracht. Aber ihr ganzes Leben hat die gehinkt. Weil das, also ich weiß jetzt nicht mehr, war das am linken oder am rechten Oberschenkel, auf jeden Fall war das aber die einzige, von der man sowas gehört hat. Wenn sie vielleicht im Keller geblieben wäre, wir hatten ja keine Bunker oder was, jeder war im Keller gesessen oder in einem Unterstand, den sie irgendwo gebaut haben. Und da war auch eine, wenn du hier ins Dorf rein bist, vom Friedhof her. Und unser Bürgermeister hat gleich in der ersten Straße gewohnt. Und wir waren ja Nachbarsleute. Und dann hat der zu meiner Mutter gesagt: „Hanne, wir machen da die Straße nicht zu. Wenn die bis hier her gekommen sind,“ hat er gesagt, „dann kommen die auch da durch.“ Und das war unser Glück. Im Dorf haben sie halt um sich geschossen, aber wie gesagt, Gott-sei-dank ist nix Schlimmeres passiert. Es ist keiner zu Tode gekommen, eine Frau mal, von einer Bombe, wo die Granatsplitter geflogen sind, und des waren auch Flüchtlinge. Sonst kann ich nicht sagen,

dass da irgendwas – natürlich hat man immer die Toten sehen liegen. Ich hab drei Tage lang einen liegen gesehen, unten, einen Soldat. Bis die den beerdigt haben. Die schlimmeren Sachen, die tu ich als lieber gar nicht, ich will mich da gar nicht mehr dran erinnern. Am Friedhof, der hat auch gar nicht die Arme gehoben, ich hab als gedacht: „Was rufen die denn?“, und der hat sich überhaupt nicht gemuckst. Wenn er vielleicht die Hände hoch gemacht hätte, hätte sich ergeben, hätten sie ihn vielleicht nicht tot geschossen. Zugeguckt. Und dann liegt er drei Tage da drüben in dem Schuppen. Das war so eine große Scheune, die aufstand, und da war ein Soldat gelegen für ein paar Tage, bis sie den beerdigt haben.

Linde Maier: Und wie lange hat es dann gedauert, bis ihr Vater wieder zurück war?

Maria Stengel: Das war im gleichen Jahr noch. 45, wie gesagt, der war noch in englischer Gefangenschaft, da oben in Aachen. Und meine Mutter konnte ihn besuchen. Da ist tatsächlich ein Soldat gekommen, der die Briefe gehabt hat, dann hat meine Mutter gewusst, wo er ist. War nur, dass der halt ein bisschen Märchen erzählt hat, dass der halt Mitleid erweckt hat, dass er halt was gekriegt hat. Meine Mutter hat dann meinen ältesten Bruder mitgenommen. Aber die waren, wie gesagt, drei Tage unterwegs. Da sind die Züge nicht immer gefahren, dann mussten sie wieder warten, auf Aachen wär ja nicht so weit. Wie sie das zweite Mal rauf ist, ihn besuchen, da ist sie schneller durch gekommen. Aber er ist dann auch an Weihnachten schon gekommen. 45 an Weihnachten, da ist er schon entlassen worden. Ja, so langsam ging es dann wieder bergauf. Aber eine richtige Hungersnot haben wir halt nie gehabt. Man hatte ja seine Feldarbeit, man hat

ja selber Grumbeeren [Kartoffeln] gepflanzt und hat sein Korn draußen gehabt. Es ist nur, selber kann man kein Mehl machen. Dann sind wir als nach da hinten, auf Erlenbach gelaufen, meine Brüder und ich. Den Kleinsten haben wir als auf dem Wägelchen sitzen gehabt, wir haben ja immer einen Wagen dabei gehabt. Da haben wir schon ein paar Stunden gebraucht. Bis nach Erlenbach, das sind bestimmt zehn Kilometer. Bis nach Vorderweidenthal sind es sechs, und bis nach Erlenbach dann auch nochmal. Da haben wir schon während dem Krieg immer Korn hingegeben und dann haben wir Mehl gekriegt. Also eine richtige Hungersnot oder Hunger gelitten haben wir nicht. Im ganzen Dorf bestimmt niemand, weil die Leute halt gepflanzt haben. Wir haben Grumbeeren draußen gehabt, und Korn, Hafer, was man halt so gebraucht hat. Und die haben alle Vieh gehabt, nur wir eben nicht. Für Milch, da haben wir immer gute Leute gehabt. Meine Mutter war Näherin, Schneiderin, die hat genäht und kein Geld genommen und dann hat sie immer Lebensmittel gekriegt. Milch und sowas, wie das halt so ist, da ist man auch über die Runden gekommen. Da hat der eine dem anderen geholfen. Ja, wollt ihr noch was wissen? Kommt ihr überhaupt mit, was ich erzähl? [lacht] Ja, meine Schlabberschnute, die ist schon immer gegangen. Weil das hockt halt da oben drin, das geht ja nicht raus.

Linde Maier: Da merken Sie heute noch Sachen vom Krieg damals, denken Sie noch öfter dran?

Maria Stengel: Ich denk immer dran! Auch wenn ich dann wieder hör, dass sie wieder irgendwo anfangen, dann denke ich als: „Wie kann man denn bloß so verrückt sein, und die Menschheit in so ein Elend stürzen?“ Und der

andere Krieg vorher, da hat ja auch meine Mutter ihren Vater verloren, 14 schon. Da ist ja der schon gefallen. Ich glaube 24 Jahre war der alt oder wie viel. Noch ganz jung. Ich glaube da war es noch schlimmer, in dem ersten Krieg damals. Obwohl, später sind ja dann auch viele Bomben noch gefallen, und haben die Häuser und die Städte kaputt gemacht. Was meint ihr, wie wir mal auf der Straße gestanden sind, das hat gerauscht, und gerauscht, aber wir haben nichts gesehen. Auf einmal, wie die Wolken ein bisschen weg waren, hat man es gesehen: Ein Flieger neben dem anderen, vier oder fünf bestimmt, immer in Dreierreihen geflogen, und das hat gerauscht, die vielen Flieger am helllichten Tag. Und man hat ja gewusst, die suchen ja nicht unsere Dörfer. Die sind alle Richtung Ludwigs-hafen, und Karlsruhe, Pforzheim war ja auch so arg kaputt. Und auf einmal: Oh je, da fällt ja einer aus der Formation. Der ist getroffen worden von der Flak [=Fliegerabwehrkanone], in Annweiler war ja eine Flak gestanden. Was eine Flak ist wisst ihr ja, oder nicht? Wisst ihr nicht, was Flak ist? Das war eine Verteidigung bei der Bevölkerung. Das sind solche Kanonen gewesen. Kanonen versteht ihr besser, aber wir haben halt Flak gesagt, das war einfach die Flak. Hinter der Grenze, wenn da Flieger gekommen sind oder so, dann haben die halt als auf die geschossen. Und wir schauen so in die Höhe: Oh je, haben wir gesagt, da fliegt ja ein Flieger, der raucht ja. Der ist aus der Kolonne raus, scheinbar, dass er die anderen nicht gefährdet, und der ist dann da unten, da wo ihr auch hergekommen seid, da ist der abgestürzt. Sicher, ob der mit dem Fallschirm abgesprungen ist, das wissen wir nicht, das hat man nicht gesehen. Aber das war so ein, wir haben fast keine Luft gekriegt. Die Mäuler haben wir aufgerissen, waren dagestanden, meinem jüngs-

ten Bruder habe ich dann den Mund zugehalten. Also, das war am helllichten Tag. Das war das einzige Mal, dass sie am Tag so gekommen sind. Aber wie gesagt, da ist es schon ziemlich dem Ende zugegangen. Karlsruhe und Pforzheim haben sie ja so arg beschossen. Ich glaub Pforzheim war bis zu 80 oder 90% kaputt. Karlsruhe auch. Einmal ist in der Nähe eins abgestürzt, ein Flugzeug, da hinten, da hat auch die Annweiler Flak getroffen. Und mein Bruder und ich sind den anderen nachgerannt, das war noch während dem Krieg, also das könnte das letzte Jahr gewesen sein. Nachgeradelt und da hinten geschaut wo der Flieger liegt. Wo jetzt der Weiher ist, noch ein Stückchen weiter Richtung Lindelbrunn. Wir haben ja unsere Räder gehabt, da sind wir halt den anderen Leuten nachgebrummt, die da hingefahren sind um zu schauen. Und da sind wir wirklich bis an den Flieger vor gekommen, der da gelegen ist. Da waren zwei Verwundete, das kann man ja nicht sagen. Die waren tot. Wenn ein Flieger abstürzt, dann ist man tot. Und als wir das gesehen haben, da sind wir halt wieder weg, mein Bruder und ich, das konnten wir nicht sehen.

Linde Maier: Und das war dann auch schon gegen Ende vom Krieg?

Maria Stengel: Ja ja, das war dann alles im letzten halben Jahr, will ich mal sagen.

Linde Maier: Also das meiste haben Sie dann auch am Ende mitgekriegt, vom Krieg?

Maria Stengel: Also während dem Krieg, da war eigentlich so ziemlich bei uns Ruhe. Die Flieger sind obendrüber, die haben halt die Städte gesucht. Annweiler war arg kaputt. Das war arg. Da war ich noch mit dem Rad drin, als

sie das noch nicht aufgebaut hatten, an der Kirche. Da sind sogar zwei Silzer Mädchen, die bloß ein Jahr älter waren als ich, die sind am Tag, also die sind als viel mit den Rädern auf Annweiler gefahren oder nach Münster, und die haben sie 14 Tage gesucht und haben sie nicht gefunden. Die sind direkt in den Fliegerangriff reingekommen. Die waren bloß ein Jahr älter als ich. Vierzehn Jahre waren die vielleicht alt. Die haben lang gesucht, bis sie die gefunden haben. Da waren sie in den Trümmern gelegen. Aber ich muss sagen, die sind auch viel unterwegs gewesen. Ich weiß nicht, was die immer geschafft haben, die sind immer weg gewesen mit den Rädern. Zwei Mädchen. Ja, das war schlimm. Damals, da wurde so lange gesucht, bis man sie endlich gefunden hat, tot. Das war auch am Ende vom Krieg. Ja Kinder, ich möchte euch nicht wünschen dass ihr so etwas irgendwann mal erleben müsst. Ich glaub auch nicht, dass es so weit nochmal kommt. Dass die Menschen so bedroht werden, sogar zu Hause. Wie gesagt, der Krieg ist halt über uns weg gezogen.

So, wollt ihr noch irgendwas wissen, habt ihr noch Fragen?

Zarina Sembina: Wie war eigentlich die medizinische Versorgung so allgemein?

Maria Stengel: Wie war jetzt die... Also Apotheken haben wir auf jeden Fall gehabt, da konnte man hinfahren. Aber Doktoren waren halt Mangelware. Wir haben einen gehabt, draußen in Klingenmünster. Wenn man ihn gebraucht hat, ist er gekommen. Aber Krankenhäuser waren ja auch da. In Annweiler war ein Krankenhaus, das in Bergzabern ist erst später gebaut worden, das ist nach dem Krieg gebaut worden. Aber Landau hat eins gehabt. Ich weiß gar nicht, ich kann mich auch gar



nicht entsinnen, dass man da krank geworden ist. Ich weiß nur einmal, da war ich arg krank, da muss ich eine Erkältung gehabt haben. Ich habe Fieber gehabt und da habe ich als gesagt. „Mutter, dort vorne am Fenster, da ist doch ein Totenkopf!“ Da hat sie gesagt: „Du fantasierst, da ist kein Totenkopf.“ Den seh ich aber heut noch, ehrlich. Ich muss sehr hohes Fieber gehabt haben. Wisst ihr, das war nur ein Kopf und so große Augen. Und ich hab immer gesagt: „Da ist ein Totenkopf! Mach doch den Kopf weg!“ Und sie hat nur gesagt: „Da ist keiner, du hast Fieber, Mädchen.“

Linde Maier: Früher war man ja auch nicht so oft krank.

Maria Stengel: Nein wirklich, ich kann mich sonst an nichts erinnern. Ich weiß nur noch das eine Mal, da muss ich mich erkältet gehabt haben. Wir sind ja auch als mit dem Schlitten draußen gewesen, da gab es noch Schnee! Hoch, aber heute gibt es doch keinen Schnee mehr. Ich kann mich noch an Bilder erinnern, da war der Schnee so hoch wie meine Hüfte. Also ich muss euch ehrlich sagen, die Natur, es war alles noch anders. Wenn Winter war, dann war Winter. Dann war Schnee da. Ab Oktober war schon Schnee. Manchmal ein bisschen später, aber das ist gegangen bis Januar. 40/41 war ja ein ganz strenger Winter! Da sind sie ja rumgelaufen und haben Decken gesammelt, und Kleider für die Soldaten in Russland, da war ja mein Vater auch grade in Russland. Da sind viele Männer zurückgekommen, denen die Zehen abgefroren sind. In Silz ist auch ein Mann gewesen, den sehe ich heute noch, wie der als da rumgelaufen ist. Die konnten ja dann nicht mehr richtig laufen, weil der Fuß sich dann nicht mehr richtig abrollen kann, wenn keine Zehen mehr da sind. Aber

mein Vater hat selbst keine Erfrierungen gehabt, der war ja auch Sanitäter, ich meine, er saß ja im Grunde genommen an der Quelle. Er hat ja alles gehabt, was er gebraucht hat. Hier auf dem Bild sieht man ihn auch nochmal, vor einem großen Panzer. Das war bevor er das Fleckfieber hatte. Das hatten ja viele damals und viele sind daran auch gestorben, aber er ist davongekommen. Da hatte er Glück. Vorher, da war er ein richtiger Mann und hat über zwei Zentner gewogen. Aber als er dann zurück kam, da war er ganz schwächling geworden. Ja, da war er schwer krank. Als wir die Bilder gesehen haben, Gott im Himmel, da haben wir unseren Vater nicht mehr erkannt. Er hat als zwei Zentner gewogen. Groß ist er sowieso gewesen. Wie gesagt, er war den ganzen Krieg in Russland, aber da er ja Sanitäter war, hat er nicht direkt an der Front gekämpft, sondern hat Soldaten versorgt, die Verwundeten halt. Und dann war auch sein Glück, dass er nicht in Russland in Gefangenschaft gekommen ist, sondern die sind von Riga, also die waren oben in Riga, in Lettland, oben im Norden. Als sie gemerkt haben, dass der Russe immer näher kommt, sind die Soldaten mit dem Schiff runter nach Danzig gekommen, Danzig kennt ihr ja sicher, das ist ja ein Begriff. Das ist zwar in Polen drüben, das war früher aber deutsch. Dann sind sie von Danzig mit dem Schiff rüber nach Norwegen, oder Schweden. Dänemark! Und dort sind sie dann evakuiert worden. Also nicht direkt in Gefangenschaft, von den Engländern.

Linde Maier: Dann hatten sie ja sozusagen nochmal Glück.

Maria Stengel: Ja, mein Vater hat trotzdem nochmal Glück gehabt. Aber sie waren auf einem Schiff drauf, das hat er uns immer wie-

der erzählt, das Schiff hat „Gustloff“ geheißen. Vielleicht hört ihr irgendwann mal was davon. Und das war überladen von Flüchtlingen die von oben runter gekommen sind. Denn Lettland, Estland, was da alles war, da haben ja viele Deutsche gewohnt. Und die wollten alle noch rüber, also runter nach Deutschland. Und dann sind die auf einem Schiff gewesen, mein Vater, und dann hieß es, das Militär muss runter, weil zu viele Flüchtlinge drauf sind. Und dann sind die runter und sind auf ein extra Boot gekommen, und da höre ich meinen Vater heute noch erzählen: Sie waren vielleicht eine Stunden von dem Schiff weg, da haben die das noch gehört, wie das Schiff untergegangen ist. Das ist torpediert worden. Ja, er hat gesagt mit Mann und Maus. Aber ich habe

danach von einem Mann gehört, der auch drauf war, dass ein paar davongekommen sind, weil sie Schwimmwesten gehabt haben oder ein Boot. Aber trotzdem, sie haben Glück gehabt, dass sie von dem Boot runter gekommen sind. Aber sie mussten ja runter, weil es überladen war. Und dann ist er rüber nach Dänemark, und dann sind sie von den Amis, also den Engländern, evakuiert worden. Also richtig in Gefangenschaft ist mein Vater gar nicht gewesen. Die Engländer waren dann doch human. Ja, das war's eigentlich.

## 8. Philipp Rodrian (geboren 1927)



Herr Rodrian war am Kriegsende knapp 18 Jahre alt. Im Interview schildert Herr Rodrian seine ersten Begegnungen mit amerikanischen und französischen Besatzungssoldaten unmittelbar nach Kriegsende in Bergzabern. Waren vor allem die Amerikaner anfangs aufgehetzt und voreingenommen gegen alles Deutsche, kam es rasch auch zu persönlichen, ja sogar freundschaftlichen Kontakten. Aus einem Elektrogeschäft stammend wirkte Herr Rodrian bei der Wiederherstellung der Stromversorgung im Ort mit. Das Leben nach dem Kriegsende in Bergzabern war gekennzeichnet durch den permanenten „Mangel an allem“. Dennoch gab es hier, anders als in den Städten, keine Hungersnot: Die Landbevölkerung versorgte sich selbst. Seine Kindheit und Jugend bis zum Jahr 1939 bezeichnet Herr Rodrian als „eine gute Zeit“, gerne erinnert er sich an seine Mitgliedschaft im „Jungvolk“ und in der „Hitlerjugend“. Als „härteste Jahre“ bezeichnet er die Zeit während und unmittelbar nach dem Krieg. Herr Rodrian berichtet weiter über das Ausmaß der Zerstörungen durch den Krieg in Bergzabern und über die Beseitigung der Trümmer, bei denen er zusammen mit anderen

Jugendlichen aktiv beteiligt war. Bei Aufräumarbeiten in einem Bunker zog er sich schwere Brandverletzungen im Gesicht zu, als er eine Panzerfaust unsachgemäß abfeuerte.

Interview am 18.1.2014 in Bad Bergzabern mit Lena Himpel und Susen Meyer  
(P = Philipp Rodrian, C = Charlotte Rodrian, L = Lena Himpel, S = Susen Meyer)

S: „Was war am Hitler im Nachhinein, also ob man das eher als schlechte Zeit sieht oder was auch gut war.“

C: „Das hat sich für uns ja alles erst im Nachhinein ergeben. Wir haben ja nur Positives zu hören bekommen.“

P: „Wenn wir alles nach dem Krieg betrachten, dass wir mit 16 schon mehr oder weniger eingezogen wurden, schießen mussten – Ist das negativ oder positiv? Uns ging es gut, wir durften schießen (grinst, lacht). Und es gab zu Essen. (Pause) Das Jugendschutzgesetz wurde eingehalten, wir durften zwar schießen, ich war bei den Fliegerabwehrkanonen, so hieß das, aber wir durften nicht ins Kino, weil wir noch keine 18 waren. Ihr müsst euch vorstellen, auf der einen Seite sollst du der Held sein und Flugzeuge abschießen, Gott weiß was alles ... aber du darfst nicht ins Kino. Wenn ein Film lief und eine Frau im Badeanzug war, war das nicht mehr jugendfrei. Durften wir nicht mehr reingehen ... Die Zensur war sehr streng und der Jugendschutz wurde sehr, sehr strikt eingehalten. Es gab sehr viele Jugendstrafen, die waren sehr human. Die, die nicht pariert haben, die wurden verdonnert vom normalen Gericht, also da hat der Hitler nichts gekannt. Die haben z.B. 4 Wochenenden bekommen und mussten dann nach E-denkoben und dort Holz sägen, mussten das

dann wieder aufladen für irgendeine Kriegswitwe, also die Frauen, die alleine zuhause waren und für ältere Menschen. Und dann durften sie Sonntag nachmittags mit dem Zug wieder heimfahren. Und das hat funktioniert. Die meisten haben es sich überlegt und denen hat es nicht so gut gefallen, weil den ganzen Tag unter Aufsicht Holz zu hacken und zu sägen, macht ganz schön müde und das war dann Samstag und Sonntag. Sonntag mussten manche dann noch was ausfahren oder Briketts in den Keller tragen. Ja, das waren die Arbeiten, die sie verrichten mussten. Das Jungvolk, das ging von 4-14 Jahre, danach bist du in die Hitlerjugend, vorausgesetzt du hattest kein Strafregister. Also, es ist nicht so, dass jeder in der Hitlerjugend war. Das war das Positive am Adolf, das einzig Negative war der Überfall auf Polen, nach Kriegsbeginn oder überhaupt die Kriegsvorbereitung und die Jugendgeschichte. Alles andere war sozial, wie es heute sein sollte. Als erstes hat der Adolf die Gehälter und die Löhne erhöht. Die Beamten bekamen weniger Geld, die Arbeiter bekamen mehr. Es gab fast keine Arbeitslosen mehr, die mussten mehr oder weniger alle arbeiten, egal was war. In Winden, da war ja alles sumpfig vorher, das musste alles trocken gelegt werden.“

S: „Ja“

P: „Das waren alles Arbeitsplätze, Bachbegradigungen und was man da alles gemacht hat. (Pause) Solche Notstandsarbeiten mussten alle gemacht werden, jeder musste ran und das finde ich sozial. Und heute ist es so: die, die arbeiten, müssen zahlen und die anderen kassieren nur noch. Der Sozialstaat ist nicht sozial!“

L+S: „Ja, stimmt...“

P: „Sozial ist nur, wenn jedem das Gleiche gilt und jeder nach seinen Möglichkeiten hilft. ‚Zum Wohl des Volkes‘ hättest du früher gesagt, aber das ist ein Spruch, den hat der Adolf auch geprägt, heute hört man den nicht mehr gerne. Alles, was früher mal gesagt wurde, im 3. Reich, oder was damals war. Pflichtjahr, sie (zeigt auf Charlotte) wurde mit 14 praktisch abkommandiert, du gehst da und da hin in eine Familie, der Mann ist im Krieg, die Frau hat Kinder und geht arbeiten, machst du da den Haushalt, mit 14!

C: „Das musste ein jeder machen!“

P: „Ein soziales Jahr sagt man doch heute?! Wer das freiwillig will, aber das kannst du nicht vergleichen. Dort hast du waschen, kochen, putzen usw. machen müssen und dann noch die zwei Kinder und das mit 14! Man hat da viel gelernt ...

S: „Ja, das gibt es heute ja nicht mehr.“

C: „Und dann war da noch die Möglichkeit, das eine war Pflichtjahr und das andere Landjahr. Die von dem Landjahr, die durften dann ihr Jahr auf dem Land ausüben, bei Bauersleuten, das waren meistens die aus der Stadt, die, die nichts zu essen hatten, keine Möglichkeiten ... die sind gerne aufs Land gegangen! Da haben sie Milch gehabt und Brot und Kartoffeln und Gemüse. Aber ein Jahr musste von jedem Jugendlichen durchgemacht werden und dann kam später noch der Arbeitsdienst.“

P: „Der kam schon früh.“

C: „Ja, vom Alter her war das abhängig.“

P: „Die Jahrgänge 1923 und 1924, das waren die ärmsten überhaupt. Die mussten also mit 18 zuerst zum Reichsarbeitsdienst und dann wurden sie sofort von der Wehrmacht über-

nommen. Dann war der Krieg, dann mussten sie, wenn sie es überlebt haben, in den Krieg ziehen für vier Jahre oder fast fünf Jahre. Und dann waren sie in der Gefangenschaft.



C: „Das hier sind alles Bücher, die solltet ihr danach irgendwann gesehen und gelesen haben. Das beinhaltet auch, was nach dem Krieg war, und zwar heißt das: ‚Das Wirtschaftswunder, Deutschland nach dem Krieg‘.“

P: „Naja, der Adolf, der hat ja die meisten Anhänger durch die Kirche gekannt. Die Katholiken sind ja heute noch die, die am meisten glauben. Was der Papst darf, was der Pfarrer sagt, ist alles noch wahr. Bei den Protestanten ist das nicht ganz so. Und als der Adolf gekommen ist und hat die ganzen Versprechungen gemacht, haben die als erste an das geglaubt. Und da hat er den meisten Zulauf gehabt ... aber als das alles wieder vorbei war, waren sie wieder die ersten, die die CDU gewählt haben.“

C: „Hier ein Bild: Ein Orden aus Blech, ein Bein aus Holz. Das war dann ein Soldat gewesen, der dann das Bein amputiert hat, und dann hat er ein Holzbein gekriegt. Das ist der Dank des Vaterlandes bei dem Prothesenmacher in Bonn.“

S: „Wie und wo wurde das Kriegsende hier erlebt?“

P: „Das war zwar unterschiedlich, meine Frau war in der Unterkunft und ich war noch hier, weil ich noch beim Volkssturm war. Das war mit 17 Jahren. Und wir haben uns im Amtsgericht einen Keller hergerichtet, weil uns der einigermaßen sicher erschien. Und wenn Dienst war, wenn man vom Volkssturm gerufen wurde, mussten wir da hin und unser Führer war dabei oder wir waren eben unten im Keller. Und es kam dann der Beschuss, der Granatenbeschuss von den Amerikanern, die haben hier stark reingeschossen. Eine Granate ist z.B. von unserem Haus 100 Meter oberhalb eingeschlagen. Und eine andere ist ins Amtsgericht eingeschlagen. Aber wir saßen ja unten, das hat uns nicht gestört. Ja und dann waren wir da und wurden dann plötzlich nachts, um 3, halb 4 Uhr hat es gepoltert und dann standen die Amis schon da, bei uns in dem Keller. Und raus, bis du das verstehst, die Amis verstehst du ja nicht mit dem komischen Englisch, was die haben (grinst). Und wir waren ja dann zu zweit unten, dann haben wir sie gefragt, ob sie Englisch können. Dann haben sie uns raus, also wir mussten die Hände hoch machen „Hands up, hands up, hands up!“ und wir durften uns nicht bewegen, die haben Angst gehabt. Als erstes haben sie uns die Uhren abgenommen, the watch and the knife, also das Taschenmesser, weil die Amis waren ja wirklich arme Säcke, die hatten noch nicht einmal ein Taschenmesser. Da haben sie uns dann alles abgeknöpft und uns raus geführt „Hands up“ bis raus ins Hotel Westenhöfer. Dort haben sie die ersten Gefangenen eingesammelt. Der Anblick, als wir da rein mussten, der war schon grausig. In dem Hotel waren deutsche Landser, die wollten flüchten und dann wurden sie entweder erschossen oder angeschossen. Einer lag draußen tot und der andere sah gesund aus. Ich hab dann zuerst



gedacht, naja, die nehmen sie jetzt alle dahinten raus und schießen sie tot, das haben sie dann Gott sei Dank nicht gemacht. Am nächsten Tag hat gleich jemand gefragt, ein Ami, aber ich glaube, er war eher aus Kanada, wo wir unser gutes Englisch gelernt haben. Unser Englischlehrer war sehr, sehr streng und hat viel Wert auf gute Aussprache gelegt. Ja dann hat er gesagt, ja wieso, die deutschen Soldaten seien doch die besten der Welt. Und dann haben wir gesagt: Ja, das stimmt auch, aber wann er denn zuletzt Post bekommen hat, das letzte Essen. Ja, er hat alles, also Zigaretten und so, hat er gesagt ... Und bei uns vielleicht vor vier Wochen das letzte Essen, weil zu Hause hattest du keine Milch oder so was. Ja, und dann war der Krieg so oder so vorbei. Ja, also dann haben sie uns später rausgeführt, und haben uns, bei dem jetzigen Weingut Lorch in die Garage eingesperrt. Da kam dann, alle halbe Stunde/25 Minuten ein LKW und nochmal 10-15 Mann kamen herein. Du konntest nicht umfallen, es war unmöglich. Nicht mal die Nase hätte man putzen können, so eingequetscht standen wir. Dann haben sie am Tag selektiert, wer Soldat ist. Bei den meisten hat man es gesehen, jetzt hatte ich noch die alten Klamotten von den Luftwaffenhelfern, von denen hatte ich die Hosen an. Irgendwann wurde ich hochgerufen, jetzt waren die Vernehmenden ein Amerikaner und ein Franzose. Der Franzose konnte zwar Deutsch, aber nur ein ganz schlechtes Englisch und dann hat der dem immer das erklären müssen, was ich gesagt habe. Deshalb hab ich genau gewusst, was der dem gesagt hat und was die nächste Frage sein wird. Und dann hat es geheißen: Ich bin von hier, ich war noch kein Soldat, weil ich erst acht Tage später 18 geworden bin. Und ja wieso ... und ob ich bei der Hitlerjugend war. Ja, war ich, und ob ich den Werwolf, so

hat man damals gesagt, eine Untergrundbewegung, die kämpfen sollten gegen die Siegermächte, kenne. Die haben uns das gar nicht geglaubt, dass wir die nicht kannten. Das Wort *Nazi* hab ich auch zum ersten Mal gehört. Das Wort *Nationalsozialismus*, ja klar, das gab es, aber von *Nazi* hatte ich nie was gehört. Aber naja, auf jeden Fall hat er mich dann gefragt, wenn ich jetzt heim darf, was ich dann mache. Dann hab ich gesagt, dass bei uns eine Granate im Dach ist, und dass ich versuchen werde, das Dach zu reparieren. Ja, und was ich von Beruf bin; da hab ich gesagt, dass ich noch Schüler bin. Ja und dann hat er gesagt: „Dann, dann kannst du Englisch!“ Darauf hab ich gesagt: „Yes, ein bisschen.“ Dann haben sie mich von der Rampe springen lassen, hast dir den Passierschein geholt, dass du nicht mehr verhaftet werden konntest und dann durfte ich heim. Ja und dann war ich alleine zu Hause und hab mich dann gleich dran gemacht das Dach wieder zu reparieren. Und dann waren die Amis da, ob ich was zu Essen habe. Ich hab dann im Keller noch ein paar Kartoffeln gefunden und hab dann Feuer gemacht, dass sie da oben gesehen haben, dass es raucht. Und dann kamen die Amis und haben ihr Päckchen aufgemacht. Da war ja alles drin, Kaffee, Zucker, Zigaretten. Dann haben sie gegessen, was sie wollten und den Rest haben sie auf den Boden gemacht und weißt du, da waren ja so viele hungrige Mäuler, und was die noch hatten, haben wir nicht bekommen, weil wir ja alle Verbrecher waren. Und die haben auch ein Buch, ich habe es später mal gefunden, wie sie sich den Deutschen gegenüber verhalten sollen. Sie dürfen nichts zu essen annehmen, nichts zu trinken, weil es ja alles vergiftet sein könnte. Die Deutschen waren echt alle Monster. Dann im Amtsgericht waren Amis einquartiert und dann

kamen mal zwei, die haben gefragt, ob ich ihnen nicht Kartoffeln kochen kann. Dann hab ich gesagt, ich kann ihnen Kartoffeln abkochen, aber ich habe kein Fett. Dann kamen die und haben so einen Kanister gehabt, der war so 35 cm x 35 cm und der war gut halb voll mit Fett. Den haben sie mir dann gebracht, um Kartoffeln zu machen. Dann bin ich noch raus zu einer Schulfreundin, deren Vater hatte ein Weingut und dann hab ich ihr gesagt, dass ich unbedingt ein oder zwei Flaschen Wein bräuchte. Sie hat sie mir dann gegeben und ich bin wieder rein, hab die zwei Flaschen Wein hingestellt. Ja, und dann sind die leider wieder ab, und in der Kaserne hatte man alle ehemals Zwangsverschleppten untergebracht, hier in der Kaserne. Das waren ca. 4000-5000 Polen, Russen, und das Kriegsgefangenenlager wurde dann geöffnet. Und weil es ja nicht wirklich viel zu essen gab, und Alkohol gab es ja auch keinen, haben die sich aufgemacht und sind plündern gegangen. Aber es war hier ja nichts zu plündern. In der evakuierten Zone, von Schweigen bis hier her, war kein Vieh, war gar nichts mehr da! Erst ab Pleisweiler, die waren ja nicht weg. Dann haben sie den Leuten dort die Betten aufgeschlitzt und haben da gehaust auf eine Art und Weise - es war furchtbar! Naja, dann hast du halt nichts gehabt und dann hat man langsam aber sicher wieder versucht, von kaputten Häusern ein paar Ziegeln zu holen, die nicht ganz kaputt waren. Man hat dann alles notdürftig wieder zugebracht. Nach etwa sechs Wochen kam dann meine Mutter wieder hierher. Die war unterhalb Landau, wo sie geboren war, bei der Oma, weil während des Krieges die ja nicht hier sein durften. Nur ich durfte hier sein, weil ich eben beim Volkssturm war. Und die ist dann eben über die Pfälzer Höhe hergelaufen gekommen und hat ein Fahrrad geschoben,

ein altes. Da hat sie ein bisschen was drauf gehabt. Ja und dann war die wenigstens noch hier. Meine Schwester war irgendwo in Baden-Württemberg und mein Bruder irgendwo in Russland. Ja, und ab dann ging es dann etwas leichter. Zu Essen hatten wir nach wie vor nicht viel, doch in den Bunkern gab es noch die sogenannten eisernen Reserven. Ein Schulkamerad, der ist leider schon tot, und ich, wir sind hoch in die Bunker und haben dort die Konserven geholt und was da noch alles war. Und natürlich waren die schwer und Rucksäcke gab es damals noch keine. Ja, als wir dann daheim waren, haben wir sie aufgemacht und oh, was war drin: In der einen war Bohnensuppe drin, im anderen war Fleisch drin und das war alles auf dem Deckeln oben gestanden. Am anderen Tag sind wir dann wieder ab und haben dann nur noch Fleisch und Dörrzeugs geholt, sodass wir durch der Amis ihr Butterschmalz, ich glaub ein halbes Jahr haben wir damit kochen können, bestimmt ein halbes Jahr, ja das Fleisch haben machen können. Und wir haben dann 10 Dosen mit Fleisch aus den Bunkern gehabt und das war unheimlich viel. Es gab dann ja für die Allgemeinheit die Lebensmittelmarken und da stand immer drauf: 10g Mehl, 10g Mehl, 10g Mehl. Bis du bis 100 kamst, waren das vielleicht für eine Scheibe Brot, so ein kleiner Streifen. Und es gab auch Butter. Pro Woche, pro Person gab es 12,5g Butter. Wisst ihr wie viel das ist?“

L: „Nicht viel ...“

P: „Es gibt doch so die Würfel, was man im Hotel kriegt an Butter, und das war für die ganze Woche! Eier gab es, glaub ich, im Monat einmal.“

S: „Einmal?“

P: „Kannst vergessen, kannst vergessen, das war alles nichts. Es war ja so, die Grundnahrungsmittel, die Nudeln, ach je, die konntest du so oder so nicht essen, weil die so gebeppt haben. Gut, es wurde dann langsam wieder besser. Dann kam noch was, was die Alten nicht hatten: Ich kam dann schließlich zu den Franzosen. Die haben ja Wohnungen beschlagnahmt. Sind dort einquartiert worden, ob das Offiziere waren oder Unteroffiziere, ja, die wurden dort überall einquartiert. Die mussten ihr Haus komplett verlassen und die haben dann Elektroherde beschlagnahmt und alles Mögliche, was sie gebraucht haben, und das hab ich dann dort meist wieder anschließen sollen. Und von denen hab ich dann auch immer wieder was zu Essen bekommen. Und ein paar Zigaretten und mit Zigaretten hat man ja tauschen können. Eine Schachtel Zigaretten, dafür hast du 1946 gut 100 Mark bekommen. Aber wenn du getauscht hast, hast du mehr dafür bekommen. Dann war in Kandel unten, die Firma David & Bader, ich weiß nicht, wer die kennt, die machen Heizkörper. Und die haben dann auch langsam angefangen Kochplättchen zu produzieren. Du musstest aber für solch eine Kochplatte eine Schachtel Zigaretten abgeben und noch bezahlen. Und ich hab dann, als die Soldaten kamen, jeweils zwei Zigaretenschachteln verlangt und das Geld, so dass ich dann immer noch eine Packung für zum Tauschen hatte. Dann war ja hier alles kaputt, Schweigen und Oberotterbach usw., aber die Leute bekamen dann langsam wieder ihren Strom, so um 1945. Du musstest ja aber Leitungen legen können, brauchtest Schalter und Steckdosen und es gab ja nichts. Und hier erst recht nicht. Drüben, über dem Rhein, ging es. Wenn du also etwas wolltest, hast du einen Passierschein gebraucht, für über die Rheinbrücke. Dann hast du mitnehmen müssen:

Altkupfer oder Messing, Papier, Wein und eine Schachtel Zigaretten. Für den Wein hast du wieder Ausfuhrbescheinigung gekriegt von den Franzosen. Die hat man bekommen, weil man für die ein bisschen gearbeitet hat.

Also sind wir mit dem Fahrrad losgefahren nach Karlsruhe. Dort hast du dann ca. 10 Schalter bekommen und vielleicht 10 Steckdosen und das Papier hast du gebraucht für Isolierrohr. Dann wurde das alles in Rohre gelegt. Das war aus bisschen Blech. Und innen drin war dann das in Teer getränkte Papier. Aber Papier gab es ja auch keines, also mussten wir uns welches besorgen, dass wir wieder die Leitungen legen konnten. So, dann haben wir endlich was gehabt und dann sind wir wieder mit dem Fahrrad aus Karlsruhe heimgefahren. Und es war keine Brücke da, die war kaputt. Die hatten so eine Ersatzbrücke, die man für den Verkehr brauchte. Aber die Leute haben dir nicht viel geben können, weil sie ja selbst nichts gehabt haben. Die haben nichts gehabt! Einige, die dann von da zurück gekommen sind, haben vielleicht einen halben Zentner Weizen bekommen. In Oberotterbach die Mühle blieb ganz. Der konnte mahlen mit Wasserkraft, und ja, die haben dann Mehl gemacht. Nach dem ersten Jahr 1946 haben die Leute dann viel Mais gepflanzt.“

S: „Die Nahrungsmittel kamen dann also von der Gegend hier?“

P: „Ab 1946. Nach der Kartoffelernte 1946. Im Frühjahr hat es schon angefangen, wenn du Samen gehabt hast, von irgendwoher hast du Samen z.B. für Radieschen bekommen können, aber mehr hast du nicht bekommen. Nachdem dann die erste Ernte hier war, ging es den Leuten schon deutlich besser. Wir hat-

ten dann, glaube ich zwei/ drei Hühner und eine Ente.



Enteneier hast du nicht abgeben müssen, aber Hühnereier hast du abliefern müssen. Oder du durftest dann von deinen Hühnern zwei oder drei Eier behalten, pro Woche oder Monat, ach, das war egal. Es war koordiniert. Aber ab dann hat man bei uns keinen Kohldampf mehr schieben müssen, weil wir eher wieder Kartoffeln hatten. Was auch sehr gut war, 1945 schon haben die Leute im Wald Bucheckern und Kastanien gelesen. Das waren hochwertige Lebensmittel! Hier war eine Öl-Mühle und wenn du dort hingegangen bist, hat der dir das Öl geschlagen.“

S: „Dann noch mal zur nächsten Frage: Zur Schule konnten alle gehen, oder? Die Kinder, die Jugendlichen, und das dann auch in der Nachkriegszeit?“

P: „Ja, das war aber dann erst wieder ab dem Spätjahr 1945. Im März kamen die Amis und

bis das dann alles einigermaßen lief, so im Spätjahr dann, so ungefähr nach den großen Ferien war die Schule wieder möglich. Ich bin gar nicht mehr zur Schule gegangen, ich war in der 7.Klasse im Gymnasium, als der Krieg dann fertig war. Und dann, bis wir zu Hause alles Mögliche wieder gemacht hatten, da hab ich gesagt, dass ich nicht mehr in die Schule gehe. Ich bin so oder so nicht gerne in die Schule gegangen. Und ich hatte ja eine Schwester, die hatte fast nur Einsen, egal, in Latein eine Eins, in Deutsch eine Eins, nur in Mathe eine Zwei. Ich hab sie immer getriezt. Ja, und ich hätte lieber einen Beruf gelernt. Was ich dann später auch gemacht habe. 1946 hat das Leben wieder ein klein bisschen Normalität angenommen. Es war zwar noch Sperrstunde, wenn ihr euch darunter etwas vorstellen könnt? Um 22:00 Uhr abends musste man spätestens zu Hause sein und bis um 6:00 Uhr bleiben. Und es gab dann die ersten Tanzstunden und da hab ich mit meiner Frau schon Tanzen gelernt. Wir mussten aber, wenn wir in den Tanzsaal gingen, entweder Holz mitbringen oder Briketts. Man musste am Tag davor schon Feuer machen, weil es so kalt war. Briketts hatten die wenigsten Leute. Ein paar Kohlestücke gab es dann im Sack. Was es auch nicht gab, wir hatten 1945 kein Salz, noch nicht mal Salz konntest du kaufen. Die Leute haben gesagt: Wenn ich doch jetzt ein bisschen Salz zu meinen Kartoffeln hätte. Und dann auf einmal gab es dann ungewaschenes Salz, sieht fürchterlich aus, ist ganz dreckig, aber wer gewollt hätte, hätte es ja waschen können und das Ganze wieder kristallisieren, aber es war so, dass so ein Tütchen Salz, du hast kein Pfund Salz kaufen können, dann warst du schon froh, wenn du ein kleines Tütchen bekommen hast. Die einfachsten Dinge, die es damals nicht gab. Nur wer dann

Beziehungen hatte, vielleicht zu den Amis, hatte Glück. Die meisten Deutsch-Amerikaner haben dann ihren Verwandten diese Pakete geschickt. Und da war dann alles Mögliche drin oder Zucker, oder Zucker gab es ja auch nicht, Zuckerrüben gab es aber. 1945 gab es, glaub ich, schon die ersten, ja ein paar gab es schon. Und die Zuckerrüben hat man dann geholt, wenn man welche bekommen hat, so einen halben Zentner oder einen Zentner, so irgendwas. Hat den zu Hause, im, wenn man hatte, im Waschkessel, gekocht. Ja, und dann, äh des, den Trester, den haben dann die Bauern bekommen, zum Viehfutter, oder wenn man Hasen hatte, hat man denen das verfüttern können, und von dem Sud unten hat man dann langsam sicher eingedickt, und dann gab es Sirup, der war dann wie der Kastanienhonig so schwarz. Das war dann immerhin süß, das war dann etwas zum Süßen. Hast du backen können und alles Mögliche. Und das war dann wieder etwas, was nicht alle Leute hatten. Aber so ging das doch einigermaßen. Aber bei uns war keine Hungersnot, wie in den Großstädten, das war nicht. Ja wie gesagt, fast immer gab es irgendetwas, Löwenzahn, der wächst heute noch, den kannst du holen, der kostet nichts, der schmeckt sogar gut, ja, kennst du Löwenzahnsalat? Ja, dann ging es, ganz langsam ging es dann bis zur Währung. Ja, ich mein dann, dann war man, die vielen Franzosen hier, mit denen hat man sich dann doch ein bisschen angefreundet. Ich hab einen, einen Soldat, der kam auch, und zu dem hab ich gesagt, ich brauch mal Benzin. Dann hat der gesagt: „Ah, Benzin!“, dann hat der mir Benzin besorgt. Das hat er immer da unten in den Schuppen gestellt und ich hab`s dann abgeholt. Eines Tages ist er aufgefliegen und dann hat dem halt Benzin gefehlt, der hat einen LKW gefahren, und dann, äh, hatte er den

vollgeladen mit Benzin ... Und mit dem Soldaten haben wir bis vor Jahren, vor 15 Jahren haben wir immer noch Verbindung gehabt, aber in letzter Zeit, weiß gar nicht, ob er noch lebt. Das waren dann so kleine Freundschaften, ne. Dann damals, als es die ersten Schuhe gab, mit Krepptsohlen, kennt ihr die, nee, das war die erste Weichsohle. Und dann hat er uns, meiner Schwester, so ein paar Schuhe besorgt aus Frankreich, und ein Paar, nee, Strumpfhosen gab es nicht, aber ein Paar Damenstrümpfe, mit der Naht hinten, ne. Das war ja, hast dich gar nicht getraut auf die Straße zu gehen, weil`s dann gleich geheißen hat: Ein Ami-Liebchen oder ein Franzosen-Liebchen. Und die hatten es normalerweise, wir konnten es nicht kaufen. Das waren dann so die, trotz aller Strenge, die sie hatten, doch recht ordentlich. Ja, die hatten selbst nicht sehr viel, die Franzosen haben den Krieg genauso verloren, wenn`s genau betrachtest. Und die hatten nicht sehr viel, aber wir kamen gut mit ihnen zurecht.“

L: „Ja, wenn sie jetzt an die Nachkriegszeit zurückdenken, was sind denn da besondere Ereignisse gewesen oder Erinnerungen?“

P: (*seufzt*) Dass sie ganz, ganz schlecht war. Du konntest, wenn du noch ein Fahrrad gehabt hast, konntest du nicht mal ein, ein Ventilgummi kaufen, es gab gar nichts. Musstest du entweder improvisieren, oder wie du`s sonst gemacht hast. Jetzt war ehrlich, ich musste dann in meiner Lehrzeit immer nach Landau fahren mit dem Fahrrad. Wenn du mal versuchst mit dem, das Fahrrad dreimal zu flicken, und machst einen zweiten Mantel über den ersten Mantel, der kaputt ist, und versuchst dann damit zu fahren, dann wirst du hundemüde, das geht fast gar nicht. Ja, das waren so Dinge, die gab's dann halt, „Kann ich



nicht, mach ich nicht, geht nicht“. Ja, so die, es gab nichts, die Leute sind alle zur Arbeit gelaufen, ob die von Oberotterbach kamen oder von Schweigen, wenn sie hier ihre Arbeit hatten, sind die gelaufen. Es gab keinen Bus, es gab kein Auto, es gab kein Fahrrad, noch nicht einmal einen Schlauch zu kaufen für das Fahrrad, kein Fahrradventil, gar nichts, gar nichts. Du bekommst auch keine Nähnadel für ne Nähmaschine, ne Ersatznadel vielleicht, wenn du Bekannte gehabt hast in Kaiserslautern, beim Pfaff, das dann, dann kamen halt die Leute von der Stadt und kamen dann: Hier, ich hätte was zum Tauschen, aber nicht hierher, ja so in der Landauer Gegend und wo die Leute nichts verloren hatten, äh, ich hab was zum Tauschen. Brauchen Sie das, oder das oder ich hätte gerne ein paar Kartoffeln, dies und jenes ... Und so gab's dann doch langsam aber sicher, da hast du dann mal wieder von jemandem `ne Nadel bekommen für deine Nähmaschine. Also, sogar die einfachsten Dinge gab es nicht mehr. Streichhölzer, bis du wieder, wieder mal 10 Streichhölzer bekommen gehabt hast, also wenn man irgendwo noch eine Schachtel gehabt hat, also die, die du noch überall anzünden kannst, dann hast du aufgepasst, dass da keins verloren geht. Jaja...“

S: „Und wie würden sie Ihre Kindheit oder Jugend jetzt so grob beschreiben?“

P: „Die Jugend war äh, ehm, ... normalerweise gut, du kannst nicht nur meinen Fall nehmen, wir sind ja ohne Vater groß geworden, und das zählt ja nicht zur Allgemeinheit, weil ja, weil unser Vater sehr früh gestorben ist, meine Schwester und ich waren 15 Monate alt, als mein Vater starb. Und da hat meine Mutter das Geschäft alleine führen müssen, Elektrogeschäft, mit lauter fremden Leuten. Das war hart. In den Jahren 28 bis hoch. Und als wir

dann durch die Großeltern, also die Eltern meiner Mutter, die in der Landauer Gegend sind, da hatten wir dann doch viele Möglichkeiten, die haben uns personell unterstützt, durch Tanten oder Cousinen, und äh, wir waren im Kindergarten und das war eine schön, geregelte gute Zeit. Dann kam auch die Zeit bis 1939, da ging's uns gut. Auch die Hitlerjugend und das Jungvolk hat niemandem geschadet, wir wurden zur Strenge und zur Disziplin erzogen und das fehlt heute. Jaa, da hättest mal gucken müssen, wenn bei uns, wir kamen auch dann mit 16, noch nicht ganz 16, in das sogenannte Ertüchtigungslager, da kam dann ein Offizier, da hast die Schuhe vorzeigen müssen, dann hast du deinen Spind, das Bett, der hat die Karos abgezählt oder abgemessen, das Bett musste da stehen wie eine Eins. Da war alles, musste alles sauber sein, es durfte, damals noch Hände vorzeigen, wir in der Schule auch, wir mussten früher in der Schule, das war aber kehrt Ruhe ein, du darfst nicht reden, du sitzt so (*zeigt es*). Da bleibt dir gar nichts anderes übrig, du guckst halt deine Hände an, dann wird's ruhig, auf einmal. Wirklich, ja? Und dann kam die Lehrerin und hat geguckt, ob jeder saubere Finger hat, das gehörte dazu. Die Klamotten wie heute, die gab's nicht, wenn einer mit gestopften Hosen gekommen wäre, hätte es geheißen, ach Gott, sind das arme Leute, der hat sogar gestopfte Hosen an. Jaa, also die Jugend, die war recht gut, äh, während des Kriegs mit vielen Einschränkungen, damals ist man sehr, sehr jung in den Krieg eingezogen worden, ja, und äh, musste, aber das Jugendschutzgesetz war immer noch für uns, wurde immer sehr streng ausgelegt.“

L: „Das gibt's ja auch bei uns!“

P: „Ja, das gibt's heute auch noch, da darfst du nicht rauchen unter 16 auf der Straße.“

S: „Ja, das gibt's ja bei uns auch noch, aber so streng war das bei uns nicht ... auch das mit dem Kino.“

P: „Ne, aber bei uns war's, da durftest, da hast du gar nicht versucht ins Kino zu kommen, die, da hättest du eine Jugendstrafe bekommen, des war so, man hat sich dran gehalten, so wie sich heute jeder an das Straßenverkehrsrecht, an die Straßenverkehrsordnung halten sollte. Ja, so hätte es da auch sein sollen. Die härtesten Jahre, die waren da nach dem Krieg, die waren während des Krieges und waren dann bis kurz nach dem Krieg. Danach, wie gesagt, als die Leute erste Kartoffeln haben ausmachen können, ist's denen wieder besser gegangen.“

S: „Und wie habt ihr die Besatzungskräfte, also die Soldaten und so erlebt, also du hast gesagt...“

P: „Die ersten, die Amis, die waren aufgehetzt, gegen alles, gegen alles Deutsche. Denen hat man weisgemacht, die Deutschen seien alle Barbaren und seien falsch und hinterhältig und, und, und ... sie waren voreingenommen. Erst bei Bekanntwerden mit den Leuten sind sie anders geworden, da ging's besser, ja. Und mit den Franzosen war's dann ähnlich, hat sich dann aber sehr schnell normalisiert. Wenn man drauß, an der, an der französischen Fahne, war immer die Fahne gehisst, ne, vorm Gouvernement. Und die hatten die Fahne gehisst, und wenn'd vorbei bist, hast die Mütze abziehen müssen. Und wer den Hut nicht abgezogen hat, den ha'm se sofort verhaft`. Und was hab ich gemacht, ich hab immer eine Baskenmütze gehabt, und die hab ich 50 Meter vorher abgezogen und in die Tasche gesteckt, und wenn ich an der Fahne vorbei war, zehn Meter weiter, hab ich sie wieder aufgezogen. Ja, also das hast du doch, ir-

gendwie hast du, warst der Unterdrückte. Ja, wir waren die Verlierer. Und das war dann, dass du den Hut abziehen musstest. Wer sich, wer sich so wie früher, wie bei Adolf, wer sich dann an die Gesetze gehalten hat, kam auch gut davon. Ich sag ja, wer beim Adolf pariert hat, hat auch bei den Franzosen pariert, äh, und wer früher ruhig war und später ruhig, dem ist nichts passiert. Aber wenn ihr mal diskutiert, dann fragt mal euren Lehrer nach den Nationalsozialisten, ob die jetzt rechts waren oder Linke. Heute sind die Nazis alle rechts, ne, ah, des sind die Rechten, die diese **Kernliteratur** (?), mit den Glatzköpfen, mit den Springerstiefeln, die hätte Adolf alle eingesperrt, die hätte er alle eingesperrt, wär da einer dabei gewesen. Und äh, sozial, es ist nicht mehr so sozial, wie's bei Adolf war. Adolf war ein Verbrecher, die Juden sind's heute auch. Nehmen wir die Palästinenser, was sie mit denen machen, wenn heut einer kommt, und fragt, ob er da drauß mal schlafen darf, in deinem Garten, er hat ein kleines Zelt dabei, dann bleibt er da, auf einmal sagt er: „Hör halt einmal, ich will auch dein Klo benutzen, und alles, ich bin da.“ Und dann sagt er: „Dein Garten ist groß genug, ich bau da ein Haus rein.“ So machen's die Juden heute mit den Palästinensern. Haben sie verjagt von ihrem eigenen Land. Und da darfst des nicht sagen, sonst bist du gleich Nazi oder judenfeindlich. Und der Antisemitismus, der ist ja heute wieder sehr groß in Polen zum Beispiel. Da gab's einen Bericht, als der Willy Brandt in Polen war, war doch der berühmte Kniefall, dieses Bild wurde nie veröffentlicht. Weil's vor einem Judendenkmal war. Und die Polen wollen keine Juden haben.“

S: „Aber in Polen gab es ja auch einige...“

P: „Es gab sehr viel polnische Juden, des waren die dreckigsten, die es gab. Früher bist du

eingesperrt worden, wenn du was gesagt hast, heute wirst du nicht eingesperrt, aber es nützt nichts. Es geht immer weiter. Die Reichen werden immer reicher, die, die nichts schaffen wollen, die schaffen auch heute nichts, und halten alle die Hand auf, das ist asozial. Wir haben keinen Sozialstaat. Das ist wieder typisch, dass wir die Leute ausbeuten, die arbeiten. Genau so ist es. Wie unsere Jugend war, unsere Jugend war normalerweise geregelt, war geregelt durch die, durch das strenge Jugendschutzgesetz und nach dem Krieg war sie kurz geprägt durch die Armut. Es gab noch keine Klamotten zu kaufen. Die Leute haben in den Bunkern so ein paar Schlafdecken, so graue, die Leute haben sich einen Mantel davon genäht. Es gab nichts. Wer Glück gehabt hat, hat einen Faden gehabt und noch eine Nadel. Aber die Leute waren trotz alledem, sie waren zufrieden, sie haben den Krieg überlebt, sehr viele waren gesund, und was es auch kaum gab, kaum kranke Leute. Die haben sich nämlich weder überfressen, noch hatten sie Alkohol, noch hatten sie Zigaretten. Kaum kranke Leute.“

L: „Gab es hier auch die Trümmerfrauen, so wie es sie in den Großstädten gab?“

P: „Wir haben damals, unser Haus ist kaputt gegangen damals, das war aber auch erst Anfang der 50er Jahre, haben wir Steine noch sauber gemacht. Backsteine abgeklopft, und dann wieder vermauert. Ja, und da war sehr viel, wir haben Nägel wieder gerade geklopft, verbeulte Nägel wurden wieder gerade geklopft. Heute würde jeder lachen drüber, ja, aber es gab keine zu kaufen, oder aber, du hast die Mark nicht gehabt für neu zu kaufen. Aber man muss doch sagen, hier war doch ziemlich alles kaputt, es gab hier 14 unbeschädigte Häuser, vierzehn! Alle anderen hat-

ten entweder Granatsplitter im Dach, Ziegel kaputt, und wenn's in ein Haus mal rein regnet, dann ist gleich der Schaden groß, ja, es gab keine Betondecken früher, dann läuft des, läuft des bis runter, wenn ein Ziegel fehlt. Das war so, ja, das war so, wie heißt die Straße, Bachgass`, nein, Königsstraße, ne, Marktstraße, die war fast ganz kaputt. Fast alle Häuser. Und dann hat man, den Schutt musste man ja beseitigen und die Firma Benz hatte unten eine Ziegelei. Und in der Ziegelei haben sie den Ton, Tonerde von den Lehmgruben über ein Rondell zum Brennofen gefahren. Ja, zum Formen und zum Brennen. Und nachdem das ja auch nicht ging, da hat man diese Gleise abmontiert und hat sie durch die Stadt hochgelegt und hat die Wägelchen genommen, diese wie's in den Minen schon gab, und hat die da unten vollgeladen mit Schutt, haben die rausgeschoben, bis zum Sportplatz, heutiger Kurpark, der war früher, oben der Weg hat gestimmt und unten war ein guter Meter tiefer. Und dann zum Schwimmbad geht's schon wieder ne Böschung hoch. Und dieses Ding wurde aufgefüllt mit dem Schutt von Bergzabern.

C: „Die Jugendlichen mussten antreten: Wenn sie das ebnen, kriegen sie einen Sportplatz gemacht und können dann Sport treiben.“

P: „Und da haben wir dann die ganzen Häuser, den ganzen Schutt, was unbrauchbar war, die ganzen Steine, die hat man schön aussortiert, die, du findest keine ganzen Backsteine da drauß, du findest nur den echten Schutt. Ja, den hat man da rausgefahren, du findest auch kein Holz, das haben die Leute, die's gehabt haben, verbrannt. Und haben das auch gemacht von Hand, gab keine Maschinen. Und alles von uns Jugendlichen getan oder von den Leuten hier. Die Fußballspieler oder der Sport-

verein. Der Zusammenhalt war wesentlich besser wie heute. Und äh, aber zu essen gab's nichts.“

L: „Hat man da dann auch nicht, wenn man den Schutt weggeräumt hat, dafür was zum Essen bekommen?“

P: „Also ein Wurstbrötchen oder so, so was gab's nicht, und wir haben halt dann, wenn da unten alles sauber war, den ganzen Schutt eingeebnet und dann war erst mal gut, dann hat's geheißen: ‚Wir machen ein Fest.‘ Das Fest, das bestand aber nur aus so Wasser, Limonade, es gab halt nur was zu trinken. Und ob's was zu essen gab, weiß ich gar nicht mehr. Wir waren alle stolz, dass des Dingens eben war und eingesät. Ja, das waren also diese Gemeinschaftsarbeiten und das hat gut funktioniert, was in der DDR auch lange war. Bis sie zusammengebrochen ist, haben die mehr oder weniger zusammen gehalten. Das Gemeinschaftsgefühl, das noch vom 3. Reich her befohlen war, das hat geklappt. Und das war auch noch nach dem Krieg. Man hätte ja sagen können, oh, Sportplatz, das interessiert mich gar nicht, so würde man's heute sagen, ne, aber nee, ein jeder hat gesagt, wir wollen unsere Stadt wieder, wir wollen unser Ding wieder machen. Wir haben allesamt zusammen gehalten. Wir haben den Schutt sortiert, dass ja nichts Gutes wegfliegt, weil wir des brauchen; wenn man was Neues kaufen muss, musste man Geld haben, das Alte hat nichts gekostet. Das war also dann diese Zeit. Nachdem wir hier aber fast immer `ne Kartoffel hatten zum Essen, `ne Suppe ohne ein bisschen was schmeckt nicht. Hält auch nicht an, im Moment hat man den Bauch voll, aber nicht viel ... Aber keine kranken Leute, keine kranken Leute. Keine Überfressenen, keine Zuckerkranken, kein gar nichts ...“

L: „Wie war's denn dann so ab 50, als dann auch die DM kam?“

P: „Jaa, ab 50, da kam der Franzose, den ich vorhin gesagt hab, der mir damals das Benzin besorgt hat, der kam und hat noch gesagt, kein Geld mehr. Ob er uns Geld geben kann und dann haben wir gesagt: ‚Nee, jetzt gibt's morgen neues Geld!‘ Ja, und dann hat jeder seine 20 Mark gekriegt, man hat 20 DM gekriegt, es gab Geld. Und dann hat jeder 20 Mark gehabt und dann, 47 muss das gewesen sein ... und dann, ab dann gab's ja über Nacht fast alles wieder, das ging wieder ganz schnell. 46 war der Sportplatz oben fertig. 45 ist ja schon angefangen worden aufzuräumen. Sie (*zeigt auf seine Frau*) ist zwei Tage unterwegs gewesen, damit sie ein Ei bekommt. Für einen Kuchen zu backen. Hier hat man sie nicht gekriegt, das war nur da, wo dann die Leute sowas hatten ... Da weiß man das zu schätzen, wenn sowas ist, dann weißt du das zu schätzen, heute kannst du fortgehen, kaufst dir was. Und wenn die Männer hart arbeiten mussten, haben sie was essen müssen. Und die sind früher, wie gesagt, ob von Blankenborn oder von Dörrenbach oder von Oberotterbach, alle hierher gelaufen, haben dann ihre zehn Stunden gearbeitet, keine acht Stunden, zehn, und dann sind sie wieder heim. Die Leute haben sich alle gegenseitig geholfen. Heut würd man Nachbarschaftshilfe sagen, aber das war einfach die Solidarität, weil das war, wenn du in dieser Nazi-Zeit erzogen wurdest, das bringst du nicht mehr raus. Das sind so Kameradschaftserziehungen. Das steckt drin. Das war genauso wie Kameradendiebstahl, dem anderen was wegzunehmen, das war die höchste Strafe, die es geben konnte, für den, der eine bekommen hat. Deine Uniform musste gepflegt sein, wir mussten ja dann immer antreten in Uniform. Die musste gepflegt sein, das war ... das sind

solche Dinge, die stecken drin, die bringst du nicht mehr raus. Das war genau das gleiche wie mit dem Gruß, man hat ja früher nicht guten Tag gesagt, man hat gesagt `Heil Hitler`, in der Schule morgens, wenn du deinen Lehrer gesehen hast, `Heil Hitler, wie geht's?` So ungefähr. Das war der Gruß. Nach dem Krieg ist eine junge Frau hier ins Gouvernement reingegangen und wie sie die vielen Männer in der Uniform gesehen hat, stellt sie sich hin und sagt `Heil Hitler`, die haben sie sofort rausgeworfen und eingesperrt. Das war drin! Ich hab jahrelang, heut noch, ich glaub heut noch, ging des leicht von den Lippen. Das war der Gruß, und das bringst du kaum raus. Auch das Deutschlandlied sollte man singen. Dann das Franzosenlied. Heute gesehen war's weniger schön, aber es gab damals, das war in Berlin, war einer, der hatte ein Seil gespannt über die Straße und dann ist da ein Motorradfahrer rein und war tot. Dann war wieder ein Seil gespannt, ein Auto, und dann wieder ein Stahlseil, ein Omnibus reingefahren, der hatte anhalten müssen dann, weil die Scheibe vorne kaputt war und dann ist da einer reingekommen und hat alles abgenommen, Geld, Hände hoch, alles. Und dann hat eine Frau ihm die Maske von Gesicht gerissen, dann hat man ihn gesehen, dann hat man ihn ein paar Tage später auch gehabt, wurde sofort standrechtlich erschossen, er war weg. 1945 haben die Polen Häuser angesteckt, in Dörrenbach war alles soweit abgebrannt. Weil sie nichts gefunden haben, keinen Alkohol haben die aus lauter Zorn die Häuser angesteckt. Wir haben dann, ich weiß nicht mehr Datum genau, Eisdiele, das Haus, abgebrannt, die ganzen Häuser hochzu's waren abgebrannt. Da haben die uns dann abgeholt, zack, zack, zack, dann haben sie uns geholt 1945, von der Straße weg, ab, Bunker ausräumen, ja. Da war ein

Soldat dabei mit einem Gewehr und dann mussten wir mitgehen Bunker ausräumen. Was die alles gesucht haben, und äh, dann, aber die Lebensmittel waren dann schon weg, vorher schon. Das war vorher... Und dann mussten wir da alles, was sie interessiert hat, und da waren auch Scherenfernrohre ... Da war ein Hauptmann, der wollt ein Scherenfernrohr haben und wir haben eins gefunden, Scherenfernrohr, wisst ihr, was das ist? Nee, passt auf, unten ist das Okular, dass man nicht den Kopf rausstrecken muss aus dem Schützengraben, sitzen zwei Prismen drin, es geht hoch, und oben geht's dann raus. Und das Scherenfernrohr haben wir gefunden. Und haben's mitgenommen und ich hab des Ding aufgemacht und hab das Prisma raus, ich hab noch eins, und dann haben wir ihm das gebracht, oh, der war ganz happy über sein Scherenfernrohr. Natürlich hat's nicht mehr funktioniert, das war klar, ich hab's Prisma gehabt. Und wir sind dann, Tage später sind wir raus, wieder ein Scherenfernrohr, ich hab's Prisma wieder raus. Die hätten mich erschossen, wenn sie das gewusst hätten, dass ich das raus hab. Und das Scherenfernrohr wieder abgeliefert, und es geht wieder nicht, wieder nicht. Das hab ich nur gemacht aus, das sollt ihr nicht haben. Des, ich war bö's drüber, dass dies ...“

C: „Deutsches Eigentum, deutscher Stolz, das war's ja ... das andere war ja Feind, die uns besiegt haben.“

P: „Und dann haben wir, dann haben wir noch ausgeräumt, aber wie des dann war, des weiß ich nicht mehr ... Ich weiß bloß, wo es war. Es war oben, vor den Höckerlinien runter, waren auch einige Bunker und da war ein Elsässer, war mit uns gefahren, des weiß ich, als Soldat. Und der wollt immer schon Panzerfaust, Pan-

zerfaust abschießen. Und ich weiß nicht wie, ich hab jedenfalls ne Panzerfaust oder haben sie oder hab ich sie abgeschossen, ich weiß es nicht. Ich bin erst einen Tag später, bin ich mit verbranntem Gesicht wach geworden. Die haben mich, des Ding is` losgegangen, gibt `nen riesen Feuerstrahl hinten raus, ja, und der hat mir das ganze Gesicht verbrannt. Das war alles, das war ganz blau mein Ohrläppchen. Eingebrauntes Pulver, wie `ne Tätowierung. Ja, und der eine Schulkamerad auch, der Walther, der hat, was er gefunden hat, hat er immer gesammelt. Der hat Brandbinden gefunden. Das haben sie sofort da oben drauf gemacht. Und haben mich dann gleich heimgefahren. Und am Gesundheitsamt war zufällig eine Fürsorgerin, die hat bei uns gewohnt, und der Arzt war grad da und die haben mich dann versorgt. Bin ich heimgekommen, und bin erst andern Tags wach geworden. Da war ich halt einige Tage im Bett, das Gesicht verbrannt, total. Und das hat sich dann aber Gott sei Dank, vielleicht war`s das, was da drauf gekommen ist, ich weiß es nicht, ach, des blaue Ohrläppchen, in meinem ersten Pass nach dem Krieg stand Pulverschein am rechten Ohr. Des war das Kennzeichen, mit der Zeit ist es raus gewachsen. Das war dann, da war die Zwangsarbeit, wir mussten auch mal ins Erholungsheim, also Unteroffiziersheim, also Kasino. Jetzt war das, weil vorher auch die ganzen Polen da waren, war total verdreckt. Die Betten, die drin waren, ah ne, die Lungenkranken haben sie drin gehabt zuerst. Und dann haben die die ganzen Betten, musste alles raus, haben die wieder Leute gesucht, komm, auf, zack, zack, mit, dann haben wir da hochgemusst, die Betten alles abstauben, runtertragen und die neuen wieder hoch, das war ... die ganzen Toiletten waren voll versch\*\*. Von oben bis runter. Da hat`s geheißen, wer die

Toiletten sauber macht, der darf heimgehen. Und da hat dann einer gesagt: „Mach ich`s, mach ich`s! Da werd ich sehen, bin ich schneller fertig wie die anderen.“ Wir hatten einen LKW voll Möbel gehabt, runter, raus und hoch und alles. Aber weißt was, wir waren fertig mit unserer Arbeit, da war er immer noch am Dreck wegmachen. Denn wie er`s unten rausgeschöpft hat, ist es unten nachgelaufen. (*lacht*) ooh, der hat dazugelernt an dem Tag. Einziges, was wir gekriegt haben, das war ein Schnaps. In denen ihrer Bar, haben die eingerichtet gehabt. Das war`s Einziges, was wie gekriegt haben. Des waren solche Dinge, einfach, des war da, die Arbeit musste gemacht werden, waren keine Leute da. Die, die grad hergelaufen sind, die hat man geholt, zack, zack. Konnte man nicht nein sagen, das geht nicht, ne? ... Wie gesagt, da war noch die Sperrstunde, die war ... Wir sind nach, nach unsrer Tanzstunde, also Tanzkränzchen, da sind wir, es ging bis kurz vor zehn, da haben wir uns schnell, schnell beeilt, dass wir die Stadt rausgekommen sind ... sind wir an der Wappenschmiede, warst du da schon mal, Wappenschmiede? Pleisweiler? Dort, haben wir gesagt gehabt, dort feiern wir fertig. Feiern, ja also, du hast ja nichts zu essen und nichts zu trinken gehabt ... aber Hauptsache gefeiert. Und da sind wir dann raus gerannt, gerannt, gerannt, dass wir ja noch außerhalb der Sperrstunde außerhalb des Stadtbezirks sind. Und dann mussten wir bleiben bis morgens um sechs, ne. Erst dann durftest du wieder heim ... Das sind so kleine Erinnerungen, es war aber, es war schön. Das waren die Freiheiten, die hat man dann. Dann haben viele gesagt, jetzt können wir machen, was wir wollen, wir sind frei. Ja, so hat`s angefangen. Ja, des hat, ich war da bei der Feuerwehr schon damals, bin dann 42 Jahre dabei geblieben, und wie wir`s



erste Mal dann wieder en ordentlichen Amtsträger gehabt haben, vorher mussten wir nur schnell durchführen, was zu machen war. Da gab's auch keine Motorpumpen, dann des erste Mal Antreten war, da haben sie auch die Zigaretten noch geraucht und da hat der, der damalige hat gesagt: „ ... und die Zigarette aus!! Wir sind kein Sauhaufen! Merkt euch das! Ihr stellt euch ordentlich dahin!“ Und so ist es dann geblieben. So ist des in Ordnung geblieben. Und diese Feuerwehrfreundschaften, die pflegen wir heute noch. Die Jungen wollen aber nicht. Zur Feuerwehr wollen sie sowieso kaum, weil sie Angst haben, sie müssen so früh am Morgen raus oder sie müssen so raus und müssen was schaffen. Das ist wirklich so. Die jetzigen Ausscheidenden, mit 60 musst du ja gehen, die wollen nicht gehen, die wurden mit dem Geiste wie wir nicht erzogen. Durch ein Unwetter war die Ziegelei Benz unten und da wär fast das Wasser in den Brennofen gelaufen. So hat's damals geregnet. Es kam in Strömen runter. Und wär` da Wasser in den

Ofen. Der wär explodiert. Ist ja klar ... da waren sofort die ganzen Feuerwehrkameraden und alle ohne alles, es waren sofort alle da. Haben das abgeschirmt, dass das Wasser wegläuft. Die meisten haben gesagt, paar Tage später, was ist zu machen, was in den Weinbergen zu machen ist. Da hat keiner gesagt, was krieg ich dafür oder sonst was ... das war die heute so verrufene Erziehung im Dritten Reich. Wollt ihr noch was wissen?“

S: „Nein wir sind so ziemlich durch.“

P: „Die Nazi-Zeit, die war für uns die Freizeit, da gab's dann Suchspiele, `ne Landkarte und `nen Kompass bekommen, sagt man heute ooh, alles für den Krieg, du kannst alles auslegen, wie du willst, aber das alles haben wir nicht gewusst. Da wir haben Schießen lernen, gehst du an den Schießstand am Jahrmarkt, darfst schießen. Ja, und damals hast du`s halt auch gelernt. Solche Dinge die bleiben, wir haben zum Beispiel auch Motorrad fahren lernen ... Ja, das waren so meine Eindrücke ...“

## 9. Marie-Thérèse Perrin (geboren 1927)



*Marie-Thérèse Perrin (geboren 1927) erlebte den Kriegsbeginn zunächst in Wissembourg. Die dortige Bevölkerung wurde jedoch von den deutschen Besatzern in verschiedene Gebiete im Westen Frankreichs evakuiert. So wurde auch Marie-Thérèse Perrin mit elf Jahren im Viehwaggon zunächst mit ihrer Familie nach Le Dorat im Limousin (Westfrankreich) gebracht, wo das Leben unter schwierigen Bedingungen weiterging. Ihre Eltern, die sich zwar als Elsässer fühlten, sprachen zum Glück auch Französisch, so dass die Verständigung mit der Dorfbevölkerung für diese kein Problem war. Nach dreizehn Monaten kehrte Marie-Thérèse Perrin mit ihrer Familie wieder zurück nach Wissembourg, welches jetzt Weißenburg hieß und von den Deutschen kontrolliert wurde. Nichts war mehr wie früher, und nicht alle waren zurückgekehrt. Dennoch gelang es der Familie, das alte Geschäft wieder aufzubauen. Der Alltag unter der deutschen Besatzung brachte neue Schwierigkeiten: So durfte man z.B. kein Französisch mehr sprechen, aber vor allem musste man sehr vorsichtig sein, mit dem, was man sagte. Auch seine Gefühle über bestimmte Nachrichten durfte man nicht zeigen.*

Interview vom 7.6.2014 in ihrer Wohnung in Wissembourg mit Max Berger, Elisabeth Kurzewitsch und Eleonore Beinghaus

Mme. Perrin (P): Gut...lacht)

Also, also was soll ich sagen? Es ist ein sehr, sehr großes Thema. Haben Sie spezielle Fragen?

Elisabeth (E): Ja also, Sie haben ja einen Lebensmittelladen geführt zu dieser Zeit oder ihre Eltern haben ja einen Lebensmittelladen geführt zu dieser Zeit, und ich würde gern wissen, zu dieser Zeit sind ja auch manche Lebensmittel knapp gewesen, sowie das Geld. Haben Sie das Tauschprinzip wieder eingeführt? Also haben Sie z.B. Eier gegen Schinken oder so getauscht?

P. Aah ja.. Ich will zuerst von 39 reden, vom Anfang des Krieges. Wir wurden am 01. September 39 evakuiert, als Flüchtlinge. Das Prinzip war: die Städte in andere Städte und die Dörfer in die andere Dörfer. Wir waren in einer kleinen Stadt und ... im Limousin, das ist bei Limoges in der Mitte von Frankreich. Wir waren acht Tage unterwegs, weil der Zug musste die Vorfahrt den Militärzügen lassen und wir wurden in Limoges im Zirkus installiert für 3 Tage und danach in Le Dorat, einer kleinen Stadt und wir sind gut empfangen worden, aber die Leute dort, wie soll ich sagen.. wir waren zu zahlreich. Und andere waren in Maniac-Laval und wir waren 13 Monate dort.

Max (M): Wie ging das dann vonstatten? Wurde einfach gesagt von der Regierung aus, so Ihr werdet evakuiert und ihr müsst alles zusammenpacken und es geht morgen los und ihr..?

P. :

Ja, von einer Stunde auf die andere. Man hat sich darauf erwartet aber, aber es ging dann doch los am 01. September, die Stadt wurde total geräumt, so wie Strasbourg und alle Orte

zwischen der Maginot-Linie und der Siegfried Linie, und die Leute, die eine Kuh oder ein Pferd hatten, haben angespannt und den Wagen beladen mit dem Dringendsten, aber alle wurden in Marmoutier, das war die erste Etappe, da mussten sie ihr Vieh lassen und alle wurden in zwei Zügen für unsere Region, Wissembourg und die Dörfer drumherum, verladen. Wir wurden in Viehwagons verladen, ein bisschen Stroh, im Prinzip 40 Personen pro Wagon, aber manche waren weniger, es war nicht angenehm. Das Rote Kreuz hat uns manchmal was zu essen gegeben oder zu trinken; sogar eine Tafel Schokolade für drei bis vier Kinder haben wir bekommen. Und dann sind wir in Le Dorat angekommen und mussten Unterkunft suchen, das heißt, man hat uns einer Lehrerin anvertraut, und die hat uns in der Schule der Stadt untergebracht, und da sind wir nur 2-3 Wochen geblieben, weil die Schule am 1. Oktober wieder angefangen hat.

M.: Ganz Wissembourg wurde in dieser Schule untergebracht?

P: Nein, nein! Nur ein paar Familien. Ganz Wissembourg war in Magnac-Laval und Le Dorat und in darumliegenden Dörfern und ja die Schule, es waren damals 5000 Einwohner (lacht) und ja, mein Vater hat eine neue Unterkunft gesucht, und wir haben eine Wohnung mit zwei Zimmern gefunden in einem Haus, wo es fließendes Wasser gab, eine Seltenheit in dieser Gegend.

B: Für eine Familie mit wie vielen Kindern ?

P. Wir waren zwei, aber wir waren vier Familien in diesem Haus, ja, vier Familien. Zwei Zimmer, das war schon schön. Und die meisten Leute holten Wasser vom Brunnen in der Straße, und wir hatten Glück, das seltene Glück, laufendes Wasser zu haben. Und sogar

eine Toilette im Garten mit Doppelsitz. (lacht). Und viele mussten in den Garten gehen und Schluss... Es war viel primitiver als bei uns, wir sind doch eine Gegend, die verwöhnt war, wenn man das so sagen kann. Es ist gut verlaufen, am Anfang hatten wir, hatten wir (Pause) hatten wir zu essen und wir haben Flüchtlingsgeld bekommen.

B: Das heißt, ihr Vater konnte dort auch keine Arbeit finden?

P: Manche haben Arbeit gefunden, aber wir hofften immer, es würde nicht so lange dauern und mein Vater war Kaufmann, was kann man machen, wenn man sein ganzes Vermögen hier hinterlassen hat in den Waren, im Geschäft?

B: Und dann dauerte es doch 13 Monate, wie war das mit Schule und Ähnlichem?

P: Ja, wir haben Schule gehabt und wir haben die Lokalitäten mit den Kindern von Le Dorat geteilt, schichtweise, eine Woche vormittags, eine Woche nachmittags und sogar das Certificat d'Etudes vorbereitet, das ist das Schlussexamen der Volksschule. Aber immer hatten wir große Sehnsucht nach der Heimat, aber das kann man nicht verstehen, wenn man nicht gezwungen ist, wegzuziehen ohne bestimmtes Ziel und ohne bestimmte Zeit, ja das war hart.

B: Und Sie haben jetzt eben gesagt, dass war in Schichten. Heißt das, dass Sie auch keinen Kontakt mit den jungen Leuten dort hatten?

P: Nicht viel, nicht viel. Wenn wir in der Schule waren, hatten sie frei und umgekehrt. Aber mit der Bevölkerung hatten wir Kontakt in den Geschäften, aber das große Problem war, dass manche kein Französisch reden konnten. Weil viele Leute vor dem Krieg Dienstmädchen

in Wissembourg waren, und sie kamen aus den Dörfern bei Dahn oder Schaidt oder... ja Steinfeld, Kapsweyer und haben sich verheiratet in Weißenburg und sind dort geblieben und haben nie gefunden, dass es nötig sei, die Sprache zu lernen. Meine Eltern waren gezwungen durch das Geschäft, Französisch zu lernen, trotz ihrem Alter. Im Jahre 1919 war meine Mutter 30 und mein Vater 35; es war nicht leicht in diesem Alter, aber sie haben sich doch integriert. Eine kleine Anekdote: Meine Mutter hat eine alte Frau getroffen, die Grießknödel kochen wollte, und dann hat sie im Geschäft Grieß verlangt, und die Geschäftsfrau von Le Dorat hat das nicht verstanden, und dann hat sie geschrien und geschrien, und am Ende hat sie Reis bekommen, und sie war ganz traurig, und dann hat sie meine Mutter getroffen, meine Mutter hatte auf ein Stück Papier geschrieben „semoule“ und dann hat sie Grieß kaufen können... und so gab's oft Probleme mit der Sprache, und die Leute dort haben uns die Jaja genannt, denn wenn die Elsässer etwas gefragt hat, haben sie immer „Jaja“ gesagt, auch wenn sie es nicht verstanden haben. Aber wir waren nicht unglücklich, man sagt aus Hunger oder Unterkunft, wir haben uns mit Karton möbliert (lacht) das war ganz schön, und die Lehrerin und ihr Mann, wo wir am Anfang waren, haben sogar alte Bettstollen für uns gefunden auf dem Land und etwas, dass meine Eltern nicht auf dem Boden schlafen mussten.

M. Perrin (Sohn) Une autre anecdote, celle du boucher...

P. ...ah ja ja.. das Haus Nummer 9 hier, das gehörte einem Metzger und die Leute fragten alle nach elsässischer Wurst, Knackwurst. Dann hat er den einen Metzger gefragt: „Darf ich bei Ihnen arbeiten? Ich muss den Flüchtlin-

gen Knackwürste machen.“ Und der Metzger hat gesagt: „Ja gerne.“ Und er hat Knackwürste gemacht, und der hat so großen Erfolg gehabt, und auch andere Sorten Fleischwurst, Leberwurst und Schinkenwurst und alles alles Mögliche... und die Leute von dort haben auch probiert, was das ist, und sie haben das sehr gut gefunden

B: Aha, und seitdem gibt es Knackwürste im Limousin?

P.: Jaja und sie haben, ich weiß nicht, nach dem Krieg, ob der Metzger von dort die Rezepte weiter produziert hat, ich denke, ich denke schon, weil das hat ihm Erfolg gegeben für seine Metzgerei.

M: Und wie war die Begegnung dort mit den Leuten, war die immer freundlich ?

P. : Für uns ja, für uns, besonders die Jugend, aber auch für meine Eltern, die Französisch sprachen, wir waren eingeladen bei der Lehrerin und ihrem Mann und waren sehr amicale, sehr freundlich. Manche haben einen schlechten Eindruck gemacht, weil sie geklaut haben, das war nicht schön. Das ist so überall, es gibt so Leute, die nicht ehrlich sind, und das hat einen schlechten Eindruck gemacht.

B: Ja und wie war das denn, als Sie zurückgekommen sind, der Krieg dauerte ja noch sehr lange...das war, wenn sie 39 für 13 Monate.. dann haben Sie ja noch lange den Krieg erlebt.

P.: Es war furchtbar, denn alles war geplündert, unser Haus hatte keine Schäden bekommen, aber es waren noch viele Schlachten und die Ratten. Die Ratten, es war ein cauchemar, (Alptraum), die hatten viel zu fressen, viel Käse. Mein Vater hat viel Käse verkauft Münterkäse, Schweizerkäse und die hatten großen

Unterhalt, aber die Stadt hat gleich Maßnahmen getroffen, um die Ratten auszurotten.

B: Sind Sie auch alle gemeinsam zurückgekommen in einem solchen Zug oder ging das so peu a peu?

P: Nicht alle, es waren – äh - Leute, die wussten, dass sie nicht zurückkommen konnten.  
(Pause) Und das -äh- wurde schon in Beaune ( Burgund), die Demarkationslinie, da kam ein Militär und fragte: „Sind hier Juden, Schwarze, Behinderte, Zigeuner, Schwule und – im selben Satz - Franzosen - wurden schon im Burgund rausgesiebt. Aber die Leute wussten es, die Juden blieben dort und – - die anderen auch, die mehr oder weniger, wie kann man sagen? Also die, die wussten, dass sie ausgerottet werden würden... Also, natürlich kam kein Jude zurück, erst nach dem Krieg, aber ganz wenig, ganz wenig, ja und ... wir haben dann la soupe populaire gegessen, wir haben jeden Tag Suppe bekommen. Haben die mit der Milchkanne abgeholt und wir haben langsam wieder das Haus sauber gemacht, damit mein Vater und meine Mutter das Geschäft öffnen könnten, also wir sind Anfang Oktober wieder gekommen.

M: und da war Weißenburg dann unter deutscher Kontrolle

P: Ja ja, ab Burgund, und natürlich war épuration (Säuberung) und vieles wurde verboten durch die Nazis: „Hinaus mit dem welschen Plunder“, hieß es und es gab große Plakate, und wir durften kein Wort Französisch mehr sagen!

B: War das für viele nicht schwierig?

P: Das war schlimm, das war sehr schlimm, nicht mehr oui, nicht mehr bonjour und nicht mehr au revoir sagen zu können. Und wir soll-

ten den Hitlergruß machen, aber das war das Schlimmste, wir haben versucht, es nicht zu machen, und, um nicht Guten Tag sagen zu müssen, sagten wir Guten Mojie und Guten Owend, es war elsässisch und nicht französisch.

B: Also das durfte man, man durfte Elsässisch reden?

P: Natürlich und ich habe nur in der Schule Deutsch gesprochen, Deutsch gelernt habe ich vier Jahre lang, aber zuhause haben wir natürlich immer Elsässisch gesprochen.

B: Waren denn die Lehrer jetzt Deutsche oder waren das...

P: Beides. Wir hatten einige unserer alten Lehrer, unserer Weißenburger Lehrer, für die es sehr, sehr schwer war. Sie sollten den Hitlergruß machen am Anfang des Unterrichts, und unserer Geographielehrer, der hat das nicht gemacht und wurde von der Schule weggenommen und ein Jahr nach Schirmeck in der Nähe vom Struthof, zum Umschulen gebracht und nachher durfte er nicht mehr Schule halten und hat eine Arbeit auf dem Rathaus bekommen, um Lebensmitteltickets auszugeben, aber es war sehr schwer für die Lehrer und für die Schüler und –äh- es waren auch – ein guter Teil – mehr als die Hälfte deutsche Lehrer: Manche waren Nazis und manche nicht, aber man durfte es sich nicht anmerken lassen. Wir hatten ein möbliertes Zimmer vermietet an einen Herrn, der hat uns anvertraut, dass er kein Nazi ist. Aber nicht niemandem was sagen und die, die dénoncé, äh, die, die verraten wurden, Schirmeck, das war das einzige Konzentrationslager auf französischem Boden. Man hat uns Papiere ausfüllen lassen, u. A. Nationalität, und wir sollten Deutsch schreiben, aber niemand hat das geschrieben, wir haben



alle Elsässer geschrieben. Sie konnten nichts dagegen sagen, natürlich war die Hitlerjugend und für die Mädchen der BDM obligatorisch und am Anfang hatten wir noch zu essen... es hat gleich Essentickets (Lebensmittelkarten) gegeben, und dann, es war eine große Arbeit für die Geschäftsleute, eine große Arbeit, die Leute waren sehr beschränkt beim Einkaufen. Natürlich sind alle hamstern gegangen.

B: Hat ihr Vater dann auch wieder ein Geschäft eröffnen können nach dem Krieg?

P: Ja, er hat alles wieder sauber gemacht und wieder ein bisschen Ware bekommen, aber alles nur auf Karten, so viele Karten wie er abgegeben hat, so viel Ware hat er bekommen. Es war alles sehr streng kontrolliert.

M: Gab er die Ware dann auch gegen Karten aus oder nur gegen Bares?

P: Ah beides ! Wir mussten leben und die Lieferungen bezahlen, jaja die Karten waren kein Geld, sie waren ein Anrecht, etwas zu bekommen. Ich bin oft sehr oft hamstern gegangen, ich bin immer auf Schaidt gefahren zu einer Tante, die hat gut den Metzger gekannt, und da haben sie mir immer was besorgen können, und in einer Mühle hat sie mir Mehl besorgt. Und ...ja auf dem Land, auf dem Land konnte man Waren holen, viel Leute gingen auf die Dörfer, um Eier, Speck, Mehl und wir hatten Hunger, oft Hunger und in dem Alter, in der jugendlichen Zeit hat man Hunger. Aber es wurde nichts weggeschmissen, alles wurde benutzt, nichts wurde weggeschmissen, wir hatten einen Garten, haben wir Gemüse gepflanzt und Obst geerntet und ein Grundstück mit Zwetschgen und Mirabellen und Äpfeln, da konnte man schon kochen

B.: Was ist denn mit den Häusern passiert... Sie haben ja gesagt, einige, also Juden sind ja auch nicht zurückgekommen. Was ist dann mit dem Eigentum passiert?

P: Ja, die wurden besetzt durch deutsche Familien. Es sind viele Familien aus der Pfalz gekommen, aus Landau und umliegenden Dörfern, und die haben die Häuser besetzt und sich die Möbel angeeignet. Natürlich, als die Familien nach dem Krieg zurückgekommen sind, haben sie versucht, ihr Eigentum wiederzufinden, das war ein anderer Kampf.

Bei uns - und wir hatten das Glück, dass nicht viel zerstört war - zum Beispiel man hat uns gesagt, nichts abzuschließen, die würden dann aufgebrochen. Einige Möbel, die wir nie benutzt haben, waren abgeschlossen und die waren alle aufgebrochen. Aber das ist wenig gegen andere, die ihre Häuser verloren haben. Und es ist auch niemand gestorben in unserer Familie, wir haben eine große Familie, aber niemand... ein Vetter hat den Arm verloren als Soldat, aber sonst sind wir gut durchgekommen. Was soll ich noch sagen, was habt ihr für Fragen?

M. Perrin (Sohn) L'église à Le Dorat...

Ah jaja, das ist ein großes Problem, die Leute von Le Dorat, die gingen nicht mehr in die Kirche, und wir Elsässer haben die Kirche voll besetzt, und der Pfarrer dort war sehr zufrieden und wir haben auch unseren Pfarrer mitgenommen und unsere Lehrerinnen und unsere Schulschwester und ja alle.

P.- Ja, und auch der Arzt dort war sehr lieb. Er hat von uns kein Geld genommen, da wir nicht mehr versichert waren und wir persönlich, hatten sehr gute Kontakte zu der Bevölkerung.

B. Und haben Sie den auch heute noch zu den Menschen dort?

P. Die sind jetzt alle verstorben, wie auch meine Eltern. Aber wir haben uns jahrelang zu Neujahr geschrieben. Es war ein Ehepaar, das keine Kinder hatte und das sehr lieb zu uns war.

M. Hat sich ihre Situation dann im Verlauf des Krieges verändert, also verschlechtert?

P. Ja,Ja ..Natürlich.. es gab immer weniger Lebensmittel und aus den Rosskastanien wurde Mehl gemacht, gemischt mit anderem Mehl.

B. Aus den Rosskastanien oder einer anderen Kastaniensorte?

Z- Rosskastanien..ja,ja.. und unser Lehrer sagte dann auch mal: „Macht doch mal das Fenster auf, da hat wieder einer Kastanientorte gegessen.“ (lacht). Aber wenn man Hunger hat, isst man das schlechteste Brot. Man hatte das Anrecht auf ein kleines bisschen Weißbrot einmal in der Woche, aber meine kranke Tante, die wollte nur Weißbrot. Da haben wir es für sie gelassen.

Ja, und wir hatten in der Schule auch viele Mädchen aus Landau, Bergzabern, aus der Pfalz .Sie kamen alle zu uns ins Weißenburger Gymnasium.

B. Gab es dort kein Gymnasium oder warum kamen sie hierher nach Weißenburg?

P. Ich weiß nicht, ob sie keines hatten...

B. Oder war es vielleicht zerstört?

P. Warum, weiß ich nicht. Vielleicht, was soll ich sagen, um uns auszuspionieren, um die Lehrer auszuspionieren. Warum, weiß ich

nicht. Oder war alles zerstört bei ihnen? Ja auch die Lehrer aus der Pfalz, ja, da habe ich Deutsch gelernt. Unser Deutschlehrer war ein Weißenburger, ein Elsässer. ...Ja, das Latein war obligatorisch, weil kein Französisch mehr unterrichtet worden ist. Hingegen an der Saar, haben sie Französisch gelernt. Aber bei uns war es strengstens verboten. Daher wurde Latein obligatorisch. Geschichte und Geographie...welche Fächer gibt es noch? Mathematik, natürlich und Englisch und Physik-Chemie. Und wir hatten einen Rhythmus, wie Ihr ihn noch habt, morgens Schule, von morgens bis 13 Uhr. Und Sport, viel Sport natürlich.. und wir mussten oft Kräuter sammeln, wenn die Saison gekommen war, wildwachsende Kräuter - Scharfgarbe und Schachtelhalm für Tee. Gegen Ende des Krieges im Juli '44 mussten wir in den Süden von Freiburg, mit dem Zug, mit der Eisenbahn in den Süden nach Freiburg um dort Sanddornbeeren zu pflücken. Wir waren zahlreich in Baracken untergebracht. Die Sanddornbeeren enthalten sehr viel Vitamin C und das wurde aus den Beeren gewonnen, für die Soldaten auf See, gegen Skorbut. Wir mussten auch Schanzen gehen, das war schwer... das heißt, wir mussten Schützengräben von 1,80m Tiefe graben. Eine équipe (Gruppe) mit Jungen und eine équipe mit Erwachsenen. Aber wir haben es nicht fertig gebracht, auf der Höhe gegen Steinseltz, aufgrund der vielen, großen Steine. Das war unmöglich... Es war ein Alptraum. Das sollte die Soldaten im Krieg schützen und die Panzer aufhalten.

M. Können Sie uns auch vom Ende des Krieges etwas erzählen?

P. Ja, da kann ich viel erzählen.. Wir waren 4 Monate lang im Keller.

M. Wegen den Kämpfen?

P. Nein, in Weißenburg waren keine Kämpfe, aber ganz in der Nähe, in Hatten und Rittershoffen. Ich rede vom Keller, wegen der Granaten, der Schüsse. In manchen Momenten konnten wir rausgehen, wenn es ruhig war. Und wenn wir die Flieger hörten, gingen wir wieder runter. (Pause) Und dann hatten wir kalt, es war im Winter, Dezember, wir waren im Keller meiner Cousine, da haben wir Feuer gemacht. Aber das Ofenrohr ging nicht nach außen, denn man durfte ja keinen Rauch sehen, sondern ging zwischen der Decke ihres Geschäfts und dem Boden. Also, wir hatten einen Brand. Wir haben die Soldaten um Hilfe gebeten und waren zum Glück neben der Lauter, denn wir hatten kein Wasser mehr. Die Soldaten hatten wie im Mittelalter, mit Eimern, Wasser aus der Lauter geschöpft, und sich weitergegeben und in den Keller auf den Ofen geschüttet. Wie im Mittelalter. Wir hatten keinen Strom, kein Gas und kein Wasser mehr, weil die Postbrücke gesprengt worden ist, und auch die kleinen Brücken. Da hatten wir nichts mehr.

M. Von den Amerikanern?

P. Nein, Nein! Von den Deutschen, in der Hoffnung, die Amerikaner aufhalten zu können. Aber es brachte nichts. Sie ließen einen Tanker (Panzer) in die Lauter fallen und fuhren über ihn. Das hielt sie nicht auf. Aber die Häuser um sie herum wurden sehr schwer beschädigt, die Post wurde dann nach dem Krieg wieder aufgebaut und die Häuser auch. Aber es war schlimm, denn wir konnten kein Radio mehr hören und vorher haben wir immer den Engländer gehört.

B- War es denn nicht zu gefährlich?

P. Es war sehr gefährlich! Sie haben sogar einmal unser Radio konfisziert, damit wir den

Engländer nicht hören, aber wir hatten zwei, denn meine Tante hatte noch einen Apparat. Das, welches gut ging, haben wir behalten und gaben ihnen das eine, das kaputt war. Im 2.Stock hat sie dann immer den Engländer gehört.

B. Wie war die Stimmung der Menschen als klar war, dass die Deutschen den Krieg verlieren würden, dass die Amerikaner kommen würden?

P. Große Hoffnung, natürlich. Wir hofften, dass es schneller ginge..

M...Als die 4 Monate dann, die Sie im Keller verbrachten..

P. Wir wurden das erste Mal befreit am 16.12.'44. Da waren wir überglücklich. Dann kam die Operation Nordwind und in der Nacht auf den 1. Januar hat die Schlacht dann wieder begonnen. Es fielen wieder viele Granaten auf die Stadt und es hat überall gekracht. Und dann waren große Schlachten, aber nicht in unserer Stadt, aber in zwei Nachbardörfern, die total kaputt waren. Und Menschen waren noch dort, die nicht flüchten konnten, sind dort gestorben.

M. Sie wurden somit zuerst befreit und dann haben die Deutsche nochmal zurückgeschlagen?

P. Ja, es waren Kämpfe von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Es war die Kirche...alles, alles wurde zerstört. Es waren Hatten und Rittershoffen, ungefähr 10 km von hier... die Schlacht ging auch bis Haguenau, da auf der Moder, auf dem Umleitungskanal der Moder, dort gegenüber waren die Truppen auch sehr lange. Überall waren Schlachten, auch in Colmar, überall. Aber wir wussten nichts mehr. Wir hatten kein Radio, denn der

Transistor existierte noch nicht und man benötigte Strom, um es zu hören, und dann war unsere einzige Anzeige die Richtung der Soldaten. Ob sie nach rechts oder nach links gingen. Sie gehen zurück und sie gehen vorwärts.

M. Waren Sie sich also generell nicht mehr sicher, ob die Amerikaner überhaupt gewinnen würden gegen die Deutschen, oder ob es noch ganz anders kommt?

P. Nein, wir waren uns sicher, dass sie gewinnen werden. Aber wie lange es dauern würde, wussten wir nicht. Weißenburg wurde am 19.03.'45 befreit. Haben Sie gestern im Fernsehen gesehen (gemeint ist der D-Day, 06.06.1944). Wir waren die letzte Stadt, die befreit wurde, also fast 10 Monate später. Paris wurde am 24.08. befreit und Straßburg auch. Die Schule hat dort dann auch gleich angefangen, aber bei uns erst Ende April.

B. Zurückblickend auf den Krieg: Was war für Sie das Schrecklichste am Krieg?

P. Die Bomben. Ja, wir wurden auch bombardiert. Und noch schlimmer war die Stimmung. Man musste ständig vorsichtig sein, was man sagt, das geringste Wort...nach Schirmeck.

B. Wussten die Menschen hier, was Schirmeck bedeutete?

M. Ja ja, natürlich. Natürlich...

M. Wie war das Leben, nachdem Sie wieder aus dem Keller konnten, nachdem alles soweit wieder „geregelt“ war, nach dem Krieg, konnten Sie sich da das gleiche Leben wie zuvor wieder aufbauen?

P. Nein, es war alles anders. Ich war nach dem Krieg in der Abiturklasse und dann haben wir unsere Examen gemacht. Ich bin nach Strasbourg gekommen, um mein Studium zu ma-

chen, aber wir haben lange Hunger gehabt. Wir haben noch Brotmarken gehabt, Lebensmittelkarten bis zum 01. Februar 1949. Die Bauern konnten nicht gleich Weizen säen, es waren ja überall Minen. Die Felder mussten zuerst entmint werden, und es wird jetzt noch manchmal auf Minen getroffen. Und dann wurde langsam wieder gepflanzt und der Wohlstand kam wieder, aber es dauerte doch 5-6 Jahre und noch mehr. Wir hatten immer noch mehr oder weniger Hunger. Ich war in Pension, in der Lehrerinnenschule, und wir hatten immer Hunger. Es gab nie genug zu Essen. Und das lange noch, bis 49. Nach einem Krieg geht es nicht so schnell, wieder normal zu leben.

Habt ihr keine Fragen mehr? Ja, man muss unterscheiden zwischen Nazis und Deutschen. Das ist das große Problem gewesen. Und das war nicht leicht. Aber wir haben das Leben durchgebracht. Die ganze Familie. Ich hatte nur eine Schwester. Meine Eltern haben viel gearbeitet, und wir haben auch viel geholfen im Geschäft wegen der Tickets. Die halbe Nacht hat mein Vater die Marken aufgeklebt. Und auch noch lange nach dem Krieg, ja ... das sind Erinnerungen! Das sind Jahre, die ich euch nicht wünsche. Meine ganze Jugend! Ich war elf Jahre alt, als wir evakuiert wurden. Ah, was ich noch sagen wollte; ich wurde am 1. Juni 1944 gemustert. Weißt du, was das heißt?

M. Nein, von wem gemustert?

P.: Na vom Einzug ins Militär. RAD, Reichsarbeitsdienst. Ich war bloß 16, weil ich Ende des Jahres geboren bin. Und ich konnte ein Jahr zurückgestellt werden. Ich habe gesagt, ich will Apothekerin studieren, und da das eine lange Zeit ist, habe ich ein Jahr Aufschub bekommen. Und weil ich im Dezember geboren bin auch. Aber es war Zeit.

M. Dann hatten Sie Glück, dass dann nach diesem Jahr der Krieg vorbei war?

P. Ja. Und die Jungen von meinem Jahrgang sind gestorben, 1927. Ein Kamerad in Karlsruhe während einer Bombardierung, ist zwischen zwei Maschinen gedrückt worden und erstickt. Weil man die Jungen in die Fabriken geschickt hat, um zu arbeiten. Als wir durch Karlsruhe fuhren in Richtung Freiburg, war der Bahnhof noch da, und als wir zurückkamen; kein Bahnhof mehr. Ah und wo man sich auch nichts durfte anmerken lassen; nach dem Putsch. Sie wissen, was ich sagen will?

M.: Stauffenberg?

P. : Ja, und das war in der Zeit, in der wir in Baden waren. Dort hat man uns versammelt und hat uns einen großen Vortrag gehalten; „Die göttliche Vorsehung hat unseren lieben Führer vor einem sicheren Tod bewahrt.“ Und man durfte sich nichts anmerken lassen. Das ist sehr schwierig gewesen. Wir haben nicht darüber gesprochen unter uns. Denn es waren viele deutsche Jungen, die mit uns dort Sanddornbeeren gepflückt haben. Kein Wort darüber geredet. Das waren schwere Stunden. Da hat man Gott angerufen.

(nach einer kleinen Pause wird das Gespräch noch einmal weitergeführt)

P. Mein Onkel war Deutscher, der jüngste Bruder meiner Mutter, hatte '18 die deutsche Nationalität gewählt, also konnte er nicht mehr nach Weißenburg, er hat seine Mutter und Schwestern über die Zollschranke begrüßt. Weil er 14/18 bei den Uhlanten gedient hat und deutsch bleiben wollte. Er hat sein Studium in Freiburg und in Berlin gemacht. Da seine Mut-

ter ihm kein Geld geben konnte, war es der Reichskanzler Wirth, der ihm geholfen hat beim Studium. Er hatte Recht und Diplomatie studiert. Am 01. August 44 wurde er in Paris inhaftiert durch die Nazis, er hat vier KZs durchgemacht und wurde durch die Engländer befreit.

B. Das heißt, er hat überlebt und wurde dann wieder frei?

P. : Er war im Widerstand, im französischen Widerstand. Er hat es überlebt. Und er wollte etwas tun für die Wiedervereinigung Deutschland – Frankreich. Er hat mit einem französischen Freund ein Projekt gemacht, mit einem Pariser Kunstmaler, den er im KZ kennengelernt hatte, der hieß Pescadere. Er wollte hier eine Immunitätszone zu gründen, an der Lauter entlang, und er wollte das „The Whitecastle“ nennen, „Weiße Burg“, „Le Bourg Blanc“. Er hat viel Papier und Poster drucken lassen und er glaubte wirklich, er kann etwas tun. Er wollte eine deutsch-französische Schule für Studenten gründen. Jahrelang hat er daran gearbeitet, und es kam nicht zum Ziel. Aus zwei Gründen: Die Kommunisten waren zu stark, die haben Artikel in den deutschen Zeitungen geschrieben, ganz negative Artikel, und zweitens, die Gemüter waren noch nicht bereit dafür. Die Leute hätten das nicht gut gefunden. Ja und das ist alles ins Wasser gefallen. Leider, leider. Er hat viel Zeit und Geld geopfert. Das gehört noch zu meinem Kriegsbericht.

P.S.: Ab 1942 wurden viele Altersklassen zwangseingezogen: Tausende kamen nicht mehr zurück.



## 10. Gustav Eck (geboren 1923)



*Gustav Eck war 19 Jahre alt, als er als Soldat an die Front in Russland ging; im Anschluss geriet er in sowjetische Gefangenschaft in Estland. Er erzählt vor allem von seiner Kriegsgefangenschaft und den Entbehrungen, die diese mit sich brachte: dem Hunger, dem Mangel an Hygiene und den Arbeitseinsätzen und Arbeitsanforderungen, aber auch vom Glück, eines Tages völlig überraschend wieder zurück in die Heimat zu kommen.*

Interview vom 24.7.2014 in Bad Bergzabern mit Benedikt Gubisch (G.), Larissa Rohde (L.), Eleonore Beinghaus (B.) und Elke Neumann (N.)

E.: Ich habe ein paar Sachen mitgebracht, darf ich die mal auspacken? ... noch einen Schluck trinken [sucht in seinem Beutel] und das sind Zeitschriften vom VdK, wisst ihr was das ist, VdK? Der Verein der Kriegshinterbliebenen und die schicken jedes Viertel Jahr so ne Zeitschrift da und ich hab se mal mitgebracht, gell?

B.: Ja, danke.

E.: Und da hab ich noch was von' nem Kollegen, das sieht sehr christlich aus, ist es aber nicht, das ist, ich lass es euch hier, wenn ihr lesen wollt, es ist ein Gelöbnis von dem Mann und das hat die Tochter von diesem Mann, der lebt auch nicht mehr, der ist älter als ich, aufgezeichnet und das ist sehr interessant an sich, gell?

B.: Auf jeden Fall.

E.: Ich lege Ihnen dann mal alles raus. Und dann habe ich noch so ein bisschen was zum Lesen „Hinter Stacheldraht“. Und dann habe ich noch [...] Bilder, das ist zwar kein schönes, ein Heldenfriedhof, einer von dreien von uns und das ist doch ein ganz alter Brief von einer Frau aus Oldenburg, die hat mich angeschrieben, weil ihr Mann, der ist im Lager verstorben, verhungert und da hat sie mich angeschrieben, ob ich das bezeugen kann und alles, das geht dann auch um Rentenansprüche. Soll ich alles da lassen?



B.: Sehr gerne.

E.: Ich habe ihnen schon über die Frau Imhoff irgendwie etwas...

B.: Ja das haben wir alles, wir haben es auch aufgeschrieben, dass das alles von Ihnen ist und da sind wir auch sehr dankbar für dieses Material, was wir schon von Ihnen haben.

E.: Und dann ist noch was, ich weiß nicht, ob ich Ihnen das überhaupt zeigen darf, ein Eisernes Kreuz.

B.: Haben Sie das bekommen?

E.: Ja, da ist noch was, ich habe nicht alles dabei, vieles haben mir die Russen abgenommen, gell? Das ist ein Sturmabzeichen, das hatte ich zweimal und das habe ich während des Krieges eingeschickt und das Eiserner Kreuz auch, weil das ist das Eiserner Kreuz zweiter Klasse, das hat man so am Band getragen, an der Uniform, vielleicht kennt ihr das, das Eiserner Kreuz zweiter Klasse, da wusste man nicht so von, das Band war ausreichend, das Band hatte ich da an der Uniform, nit? Und das habe ich dann heimgeschickt. Aber die anderen Auszeichnungen, die höheren, die haben mir die Russen alle abgenommen. Ich hatte da noch das Eiserner Kreuz erster Klasse, das wurde hier auf der Brusttasche getragen, das war zum Anheften mit Nadel, gell? Und dann war da das Verwundeten-Abzeichen, das musste getragen werden und, naja, das andere, das war die sogenannte Nahkampfspange, habt ihr das schon mal gehört? Noch nie, ne? Die hat man verliehen bekommen bei 15 Nahkampftagen, das war die bronzene, die hat es in dreifacher Form gegeben und bei 25 die silberne, bei 50 Nahkampftagen die goldene Nahkampfspange, die wurde dann über der Brusttasche getragen, aber das hatte ich noch in Gefangenschaft alles dabei und die Russen haben mir das dann abgenommen, ist ja verständlich, nit? [leises Lachen]

B.: Ja klar.

E.: Ja und dann habe ich Ihnen nichts mehr... ja da ist noch ein Bild aus Russland

B.: Aus Russland?

E.: Ja, das ist im Winter. Wenn ich mal genau gucken würde..



B.: Steht sogar drauf: „Ewald Graf ,Bahnhof in Mussbach, Wachenheim.

B.: Das würden wir gerne alles ausleihen.

E.: Ja [lacht] und das lasse ich Ihnen auch hier, wenn Sie es mir wieder geben.

B.: Ja natürlich, Sie bekommen alles zurück, wir schreiben das sorgfältig auf Herr Eck..

E.: Das ist eigentlich etwas nach dem Krieg, das ist unser Divisionszeichen, jede Division hatte ja ihr eigenes Erkennungszeichen und wir als Süd-Pfälzer, als Weinbauern und so, wir haben die Weintraube, das war auf jedem Geschütz oder auf jedem Fahrzeug war dieses abgedruckt, da hat man gewusst, der kam da her, ungefähr, nit? Zum Schluss war das ganz anders. Und da stand nach dem Krieg, das steht sogar drauf, in Mainz haben wir ein Denkmal, sogar heute noch. Auf dem 117. Ehrenplatz, wo wir alle drei Jahre noch mal her gekommen sind, jetzt auch nicht mehr, da sind ja keine mehr da, Divisionstreffen und dabei hat man dann diese Sachen verkauft. Und ja wir haben auch ein Denkmal, habe ich schon

erzählt, in Mainz, von der Division, das hat einer aus Idar-Oberstein, so ein Steinmetz selbst gemacht, der Divisionsweg und ja, da habe ich auch noch ein Bild daheim davon, das müsste man eigentlich suchen, aber vielleicht reicht Ihnen das schon aus.

B.: Ja, das ist auf jeden Fall schon mal sehr nett, dass wir das haben.

N.: Wissen Sie, wo das in Mainz steht, das Denkmal?

E.: Ich muss mich jetzt entschuldigen, ich höre nicht ...

B.: Wo das Denkmal in Mainz genau steht...?

E.: Am 117er Ehrenfriedhof, in der Nähe vom Schloss, am Kurfürstlichen Schloss, zwischen drinnen ist noch die Christuskirche, da haben wir auch Gottesdienst bei jedem Treffen, nit? Und das war nicht weit von der Christuskirche. 117, da ist noch ein Denkmal von 1914-18 oder was dabei da, nit? Ja, da steht das. Und ja, in Mainz hatten wir einen guten Sponsor, den Eckers Edelkirsch, ja jetzt lachen Sie...

N.: Aus Nieder-Olm?

E.: Genau (Lachen) und der hat das Schloss für drei Tage gemietet, weil es kamen auch Leute aus Norddeutschland überall da her, mit den Übernachtungen, das war schon eine Aufgabe für den, aber der hat das alles schon gut gemacht und auf dem Rückweg nach Hause sind wir durch Nieder-Olm gefahren und da haben wir Einkehr gemacht (lacht)...

B.: Wollt ihr mal jetzt Eure Fragen stellen, Larissa...?

L.: Ja, wir haben ja das Thema Erinnerung und was ist denn so Ihre dominanteste Erinnerung, wenn Sie an Kriegszeiten zurückdenken?

E.: Zurückdenken?

L.: Ja, was ist Ihre stärkste Erinnerung an den Krieg?

E.: Krieg und Gefangenschaft, also ich würde sagen Gefangenschaft, das war die schlimmste Zeit, nit? Und die Länge der Gefangenschaft: '45 bei der Kapitulation ging der Krieg zu Ende, da waren wir oben in Lettland bei Riga und dann \*45 bis 29. November 49, war die Heimkehr.

L.: Und haben Sie irgendetwas da mitgekriegt von ihren Verwandten, von außen? Waren Sie sozusagen völlig abgekapselt von der Welt während der Gefangenschaft?

E.: Ja, gute Frage, wir...

E.: Ja, so... Ja wir hatten ja keine Verbindung nach Hause, nit? Drei Jahre wussten weder die Eltern, weder Verwandte noch Bekannte, die wussten gar nichts und ab '48 durften wir monatlich, so übers Rote Kreuz, Kärtchen schreiben, nit? Natürlich, nit? Das war ein Problem, wir hatten ja keinen Bleistift, Füllfederhalter, Ihr könnt Euch das nicht vorstellen, wie das war (leises Lachen), da war überhaupt nichts da und das Kärtchen, wenn der eine fertig war, hat man dann dem anderen... also monatliche Karte, die ist auch angekommen, aber nur deshalb, weil wir nur Gutes geschrieben haben...: „Uns geht's gut, wir haben genug zu essen“ und nur Vorteile, ne? Wenn wir was anderes geschrieben hätten, dann wäre das nie zu Hause angekommen, nit? Wenn wir die

Tatsachen geschrieben hätten, aber das nicht. Aber von 45 bis 48 war überhaupt, die Eltern wussten nichts, leben wir noch oder wir wussten von dort nichts, vollkommene Funkstille sozusagen.

N.: Wussten Sie, wo Ihr Gefangenenlager war?

E.: Ja, mehrere, ja. Das erste war Riga, das war am 8. Mai, Kapitulation, nit? Also, wir waren da noch in Stellung, da mussten wir drei Tage zu Fuß nach Riga ins Gefangenenlager, das war das erste. Ja und von Riga aus, ein halbes Jahr war ich dort im Gefangenenlager und dann, ja was wir geschafft haben in Riga und alles, wollt ihr das auch alles... nee.

B.: Ja.

E.: Ja, ich war dort im Sägewerk beschäftigt und ein halbes Jahr, nit? Dann wurde das Lager aufgelöst und wir kamen von Riga aus in drei Tagen Fahrt mit der russischen Bahn, die haben ja andere Gleise, viel breitere Waggon. Da haben wir in einem großen, langen Zug, mit zwei Lokomotiven vornedran, dann haben sie uns 100 Mann, genau einhundert in einen Waggon ja und dann wusste ja keiner, wo es hin geht, nit? Drei Tage und drei Nächte waren wir in dem Waggon. Alles zugeriegelt, beim Waggon war so ein kleiner Schlitz da oben, so ein kleiner Luftschlitz und da war draußen noch Stacheldraht dran. Die hatten Angst vor uns, furchtbar, nit? Ja und stellen Sie sich vor: 100 Mann in einem Waggon, was das heißt, nit? Da kann sich keiner hinlegen und im Zug gab's nichts zu essen, nichts zu trinken, nit? Da sind nicht mehr alle lebend rausgekommen. Ja und manche sind auch durchgedreht. Durch den Sehschlitz da noch die Richtung durch den Polarstern zu suchen, wenn einer da gesagt

hat: „Oh, jetzt fahren wir Richtung Westen“, das war ein Hoffnungsschimmer. Hat nicht lange gedauert, da hat ein anderer gesagt: „Wir fahren Richtung Norden.“ Das war richtig (leises Lachen). Na gut, um es kurz zu machen, dann sind wir von Riga aus diese drei Tage und Nächte Fahrt nach Estland gekommen, das liegt da...nach Nord-Estland, Reval hat es damals geheißen, heute heißt es Tallinn. Ja und da sind wir dann ausgeladen worden, also die wir noch gelebt haben, nit? Und dann waren, das eine Lager von einem Kollegen, der war lange dort, dort war hauptsächlich Schachtbetrieb, aber keine Kohle sondern Ölschiefer hat das geheißen, das war nicht schwarz, das war braun. Das war schon ein Schachtbetrieb mit Tagebau, mit drei Spatenstichen runter ist man schon auf den Ölschiefer gekommen und das muss früher alles Meer gewesen sein, da konnten sie noch viel studieren, die Meerestiere da, die Skelette, aber in der Hauptsache auch untertage.

L.: Und als Sie zurückgekommen sind, hatten Sie da noch Kontakt zu Ihren Mitgefangenen?

E.: Ja, das war ja das Schöne, diese Dreijahres-Treffen in Mainz, aber das ist inzwischen schon lange ausgelaufen, weil, es lebt einfach keiner mehr, oder es lohnt sich nicht mehr oder so... Da war noch Kontakt da, am Kurfürstlichen Schloss im Raum wo der Karneval manchmal ist und (kurzes Lachen), der Eckes hat alles bezahlt.

B.: Sie haben gesagt, nach Estland waren Sie noch in einem anderen Lager?

E.: Ja, aber innerhalb Estlands.

B.: Ah, innerhalb, Sie sind dann in Estland nochmal in ein anderes Lager gekommen?

E.: Ja in zwei Nachbarlager sozusagen, net. Und das ist sehr ausführlich beschrieben von diesem Mann da. Wenn sie es lesen wollen, net. Ja und dann, ja vielleicht die Verpflegung, wollen Sie dazu noch etwas wissen?

B.: Ja oder wie der Tagesablauf war, vielleicht?

E.: Also es sind ein Großteil ist verhungert, net, weil die Verpflegung, sie war nicht ausreichend zur Arbeit. Wenn wir gesagt haben, also, das ist ein längeres Kapitel, die Norm. In den Lagern da sind wir eingeteilt worden in Brigaden, immer zehn bis achtzehn Mann, zusammen eine Brigade. Ja und dann mussten wir, sobald wir von dem Bergwerk dort in acht Stunden so und so viel Kubikmeter Leistung bringen. Na, und wenn wir das nicht gebracht haben, wir brauchten keinen Antreiber und keinen Vorarbeiter, weil wenn wir das nicht gebracht haben, dann haben die gesagt, es ist genau errechnet, die 600 Gramm Brot, was weiß ich, was das für ein Brot war, dieses Brot reicht aus, um diese Leistung zu erbringen. Und dann kam das Allerschönste: Und wenn einmal einem schlecht geworden ist oder es ist einmal jemand ausgefallen, dann haben wir gesagt: „Stell dich nicht so lang hin, heut Abend kommt der Vorarbeiter und der scheltet dich dann auf Russisch.“ Es wurde ausgemessen, was wir da geschafft haben. Wenn wir die Norm nicht erfüllt haben, dann haben wir keine 600 Gramm Brot gekriegt, sondern nur 400.

B.: Alle?

E.: .Ja, die gesamte Brigade. Die Brigaden, die das erfüllt haben, ok.

B.: Aber die Brigade ist dann komplett ...

E.: Ja, die wurde gekürzt, nicht. Und echt, einen Hunger haben die Leute, aber das Brot, das war nicht, das können Sie sich gar nicht vorstellen, das wurde im Kasten wie das Kommisbrot, kennt Ihr das? Das Kommisbrot, es wäre auseinandergelaufen, da war mehr Wasser drin und kein Mehl, ne, Haferschrot, Gerstenschrot und Maisschrot, nicht. Und wenn du in der Küche das Brot geröstet hast, das sollten 600 Gramm sein, wir hatten ja keine Waage, net, nur eine selbstgebastelte Waage, so mit Holz, keine Gewichtssteine und auf der einen Seite haben sie so ein paar Steinbrocken da gehabt, einen halben Backstein oder so liegen gehabt und das war das Gewicht und dann haben sie gesagt das sind 600 Gramm. Und dann konnten wir das ja nicht kontrollieren. (lacht) Wir mussten mit dem zufrieden sein. Ja, jetzt das Brot, wenn Sie das in die Hand genommen haben, ist das Wasser herausgelaufen, dann bei jedem Schnitt, wo der da geschnitten hat, das wurde in der Küche hergerichtet, die 600 Gramm, da musste man die Spelze vom Messer wegmachen. Also gut, praktisch einer von uns hat dann den anderen antreiben müssen, um die 600 Gramm Brot zu bekommen. Ja nur Brot. Keine Beilage. Überhaupt nix.

B.: Keine Suppe oder so etwas?

E.: Suppe hat's morgens - das ist ein bis zwei Stunden Tagesunterschied zwischen Russland und hier bei uns - morgens um sechs, da hat es so gebimmelt, da war Suppe, ja. Als wir ins Lager gekommen sind, wir hatten da bei der



Wehrmacht ein Kochgeschirr und Besteck, das hatten die und da alles abgenommen und haben gesagt dahinten ist ein großer Berg mit so Konservendosen - Oscar Meyer, USA, Amerika, die hatten die Russen versorgt mit Lebensmitteln – gut, da könnt ihr euch so ne Dose holen. Es war mein ganzes Vermögen. Und diese Suppenzuteilung war auch genau ausgemessen: 7/10. Da hatten die so eine Suppenkelle mit so einem Stiel dran und dann hat er gesagt: „Das sind 7/10 Liter.“ Naja, also die Dose war nicht ganz voll. Ja und was für 'ne Suppe... Da oben in Estland, da ist die Ostsee und das Finnische Meer. Da gab's viel Fische, net und da haben wir mal ein paar Monate, mindestens drei bis vier Monate nur Fischsuppe gekriegt. Aber die Suppe: die Köpfe, die Schwänze, die haben wir gekriegt, net und das Mittelteil, das haben die Russen selbst gegessen und jetzt waren bei der Fischsuppe die Gräten, die haben sich unten abgesetzt und die Fischaugen und Köpfe, die waren obendrauf, net. Das ist grässlich, nicht? (lacht). Aber wir waren froh, wenn wir das gekriegt haben. Dann haben wir gesagt, mit dem Essensempfang, also es ging da immer barackenweise, also da hat sich einer hinter den anderen hingestellt, net, mit der Dose. Und dann haben wir gesagt: Heute gehen wir nicht so früh, sonst haben wir oben lauter Fischköpfe und Augen, net. Wir warten, wir lassen die anderen erst dran, dann kriegen wir wenigstens ein paar Gräten unten mit. Das haben die Russen alles spitz gekriegt dann haben die das eingeteilt, dann haben die gesagt: „Diese Woche kommt die Baracke zuerst dran“, meinetwegen zehn oder zwölf und es geht immer im Wechsel. Wenn einer lauter Gräten kriegt und ein anderer lauter Köpfe. (lacht) Ja und wir brauchten keinen Löffel und kein Messer, überhaupt nix. Das konntest du trinken, und

die Gräten unten, die haben wir mit den Fingern schön rausgefischt, nicht, denn wir hatten ja Hunger. Die Dosen brauchte man nicht zu spülen, die waren immer sauber. Ja gut, also mindestens, es ist nicht übertrieben, ein Viertel Jahr lang gab's diese Fischsuppe. Wenn diese Fischsuppenperiode vorbei war, dann gab's Kabuska. Kennt ihr Kabuska? Das ist Weißkraut, net und das wurde nicht wie bei uns, da werden die Deckblätter außen weggemacht, net. Und da waren noch Schnecken zwischendrin, und da ist das Ganze in große Kessel hereingekommen, wie es war, vom Feld. Ja und dann war das Problem, wie ich eben gesagt habe: Das war eine Auswahl und du möchtest so ein Blatt von dem Kraut kriegen, das sind so große Kessel, die Blätter war'n alle verkocht und so. Aber es war dünn, net, man konnte alles trinken, man brauchte keinen Löffel und kein Messer. Gut, Kabuska, ja ich muss jetzt nochmal zurückgreifen wegen dem Arbeitspensum, wegen der Norm. Auch die russischen Zivilisten hatten eine Norm und dann waren alle vier Wochen sogenannte Arbeitsgruppenuntersuchungen im Lager. Abends, wenn wir heimkamen, da war so eine leere Baracke. In der Mitte stand so ein runder Tisch und in Russland gibt's so bei Militär und bei den Gefangenen kaum Ärzte, die hatten auch keine Medikamente. Die Frauen, es waren alles Frauen, im Ärztstand. Die haben Uniformen angehabt, mit großen gelben Schulterklappen mit ein paar Sternen drauf. Hat man auch schon erkannt, ob man sagen wir mal Hauptmann war oder Leutnant oder Major. Und dann sind wir, die Brigade, mehrere Brigaden spliternackt in diese Baracke rein. So, wie wenn ihr so Musik macht und einer tut dem anderen die Hände auflegen, so um den Tisch rum und die Frau und ihr Schreiber, die haben dann eine Liste gehabt und wir hatten ja eine

Nummer. Im Vorbeimarsch ging das. Bei jedem, der vorbei ist, hat sie einen Strich gemacht: eins oder zwei oder drei; ich weiß nicht, was die geschrieben hat. Und dann, das waren dann die Arbeitsgruppen. Die Arbeitsgruppe zwei musste dann 80% leisten, aber ich weiß nicht, woran die unseren Zustand festgestellt hat. An den Arschbackenknochen. (lacht) Wenn da noch ein bisschen was dran war, net, dann war es eins, die mussten 100% die Norm, wenn die gesagt hat zwei oder so, dann musste der 80% machen, net und dann gab's noch eine Dreier, die waren mit 60% veranschlagt. Na gut, und dann gab's noch etwas ganz Schlimmes. Habt ihr das mal gehört Dystrophie? Wisst ihr, was das ist, Dystrophie? Eine Krankheit, also Schwäche, das sind die, die gar nichts mehr leisten können, net. Die haben die eigene Wegsteuer nicht mehr, net. Die mussten nicht mehr zur Arbeit, die durften im Lager bleiben, aber was war das für die, die hatten ja keine Möglichkeit, die hatten kein Radio, keinen Fernseher, kein Buch, nix, wie Hunger und Heimweh, net. Und aus der Dystrophiegruppe, da haben sie von mehreren Lagern ab und zu einen Transport zusammengestellt, die durften nach Hause. Von denen sind die meisten nicht zu Hause angekommen, die sind unterwegs irgendwo verhungert oder so. Schwach waren wir alle. Ich zum Beispiel war in den Monaten Mai/ Juni nachtblind, weil ich Vitaminmangel hatte. Die Ärzte haben gesagt: „Nachtblind oder schlecht gehört“. Und, was wollte ich noch alles erzählen. Das war dann noch im Nachtrag sozusagen, wegen der Arbeitsleistung. Die Arbeit war das A und O, net. Raboti, das heißt Arbeit, gut. Und, ach Gott, noch mal von vorne anfangen, morgens beim Ausmarsch aus dem Lager.

B: Um wie viel Uhr war das? Wann musste man morgens im Lager sein?

E: Also um acht Uhr musste man dort sein, je nach Streckenlänge. Alles zu Fuß. Und im Winter, einen Meter Schnee, aber alles muss raus aus dem Lager. Und immer fünf Mann einhängen. Allein einlaufen gab's gar nicht. Auch wegen dem Zählen, wenn wir raus sind. Genau gezählt. Und immer fünf Mann. Wehe, wenn einer einen Schritt auf die Seite gemacht hat. Auf dem Weg zur Arbeit wurden wir streng bewacht. Von so russischen Soldaten und im Lager selbst, diese Türme da, die hohen. Vierfach Stacheldraht und Hunde drin und ein Ausreißen. Mancher hat es versucht, vielleicht aus Verzweiflung. Der ist ja nicht weit gekommen, der hatte ja keine Kraft und keinen Weg. Und dann waren wir so gekennzeichnet, auf dem Rücken. Unsere Uniform haben sie uns ja abgenommen. Ich war Unteroffizier. Und da haben wir so russische Klamotten gekriegt - von russischen Soldaten, alte Klamotten. Und auf dem Rücken war ganz groß mit weiser Farbe ein W und ein P. Das W heißt война (Woina) und bedeutet Krieg. und das P heißt Gefangener. Also Kriegsgefangener. Ja, gut. Ja, dann sind wir marschiert, die fünf Mann. Manche haben's gar nicht geschafft durch den Schnee. Es durfte aber keiner zurück ins Lager. KEINER! Die mussten wir dann auch noch mitschleppen auf die Arbeitsstelle. und dort sind sie gelegen, im Freien, verfroren, verhungert, acht Stunden. Abends ist dann so ein russisches Fahrzeug gekommen und hat die aufgeladen. Und am nächsten Tag früh sind sie beerdigt worden. Ich hatte dann noch einen Bekannten dabei aus Klingenmünster, der Pfarrer Kehrt. Der war Pfarrer von Beruf. Und der war dann „Lagergeistlicher“ sozusagen. Die Russen hatten ja keine Religion. Also, aber

wir hatten ihn noch als Pfarrer betrachtet. Und der musste die morgens sozusagen beerdigen. Und dann sind die Verstorbenen oder Erfrorenen jeder einzeln in so ein weißes Tuch eingewickelt worden, war ein Massengrab. Und das hat mir der Pfarrer erzählt. Aber das Tuch musste er immer wieder zurückbringen. Das war nur ein Tuch für die ganzen Verstorbenen und ja. Er lebt jetzt auch nimmer in Klingenstein, dort ist er beerdigt. Ich komme oft an seinem Grab vorbei. So, wo sind wir jetzt überhaupt stehen geblieben?

B: Na, wir waren jetzt noch beim Leben im Lager.

E: (*lacht*) Wenn ihr genug wisst, hör ich auf.

B: Ne, wir haben noch genug Fragen. Wie war das denn, mussten sie jeden Tag arbeiten oder gab es auch einen Sonntag zum Beispiel?

E: Nein es gab keinen Sonntag. Sonntag war ein sehr gefürchteter Tag. Wir wussten, sonntags kam der Zementzug. Und wir hatten ja keinen Lagerschuppen, alles mit losem Zement. Zement, lose! Und der ist auf freier Strecke stehengeblieben, links und rechts vom Bahndamm. Und bei den Russen ganz hoch und heilig war: die Räder müssen immer laufen. Sonntags haben wir gefürchtet, so einen Zementzug auszuladen, vielleicht zehn, zwölf Waggons in loser Form. Hinne und drübe die Türen auf, und das hat ja gestaubt mit der Schaufel, so einen großen Wagen leerschaukeln, egal. Links und rechts den Bahndamm runter, die Hauptsache ist, der Zug muss schnell leer werden. Und dann (*lacht*) ist der Zement am Bahndamm gelegen, da hat's drauf geregnet und drauf geschneit und winters haben wir mit dem Zement Häuser gebaut. Da

hat man erst mit einem Pickel - einer Spitzhacke - die Brocken losgemacht, dann auf die Baustelle und dann haben wir auf der Baustelle so große riesige Eisenplatten gehabt und da haben wir den Sand gewärmt, eben mit der Kohle da. Und das Wärmen, das war gut für uns, weil man da schwarz war voller Ruß. (*lacht*) Ja, Wasser in so Loren, wissen Sie, was eine Lore ist?

B: Ja.

E: Solche Wagen aus dem Bergwerk, die man so kippen kann. Da haben wir das Wasser gewärmt. Das waren alles wunderbare Beschäftigungen. Man kann sich wärmen, man hat nicht gefroren. Und dann haben wir gemauert. Im Winter! Mitten im Winter.

Und mit dem Zement, Kies hatten die keinen gehabt. Die hatten nur Schotter. Bei uns sagt man Kies dazu. Und die hatten nur Schotter. Und dann haben wir geschafft. Aber alles mit der Schaufel. Handarbeit. Jetzt eines schönen Tages, haben wir eine Mischmaschine gekriegt, die kam aus der Ostzone<sup>12</sup>. Die Russen haben die da geklaut. Da haben wir eine Mischmaschine gekriegt. Ja, das ist ein paar Tage besser gegangen wie Schaufeln und zu einem Montagmorgen kommen wir wieder dahin, will da einer von den Kollegen das Ding anmachen und dann geht ja gar nix. Dann hat er erst mal geguckt. Da war der Motor weg unten. (*lacht*) Die haben uns alles klaut, alles geklaut. (*lacht*) Ja, und zu der Ernährung noch, jeder von uns war ein kleiner Botaniker, weil wir nie satt geworden sind, da haben wir draußen an der Baustelle im Freien, im Feld oder so uns Brennnessel, das war eine Delika-

---

<sup>12</sup> gemeint ist wohl die SBZ (Sowetische Besatzungszone, spätere DDR)

tesse, Löwenzahn, Fetthenne und Schafgarbe, um mal so ein paar zu nennen, gegessen. Die haben wir alle gegessen.

B: Aber das ging ja nur im Sommer, nicht?

E: Ja, eben. Aber das nur. Das war verboten.

B: Ach, das war verboten?!

E: Ja, zum Glück waren da ein paar. Zum Glück nur ein Wächter dabei und dem war das egal. Ein russischer, nicht. Und wenn der mal nicht nebenraus geguckt hat oder hat einmal geschlafen, da sind wir durchs Gras gerobbt und haben gegessen. Aber schlimmer war es für die Raucher. Ich war Gott sei Dank Nichtraucher. Das ist schlimm. Raucher und nix zu rauchen. Plötzlich, abrupt. Der hat ja keine Zigarette gekriegt. Die haben manchmal Laub von Bäumen genommen, da so. Und Zeitung, die Russen hatten ja eine Zeitung, wo dann ab und zu mal einer eine Zeitung ergattert hat. Und dann wurde das im ganzen Lager verteilt an die Raucher. Dann haben die in Zeitung das Laub eingewickelt. Aber jetzt kam's große Problem: Wir hatten kein Feuer! (*lacht*) Da waren manche Schlaue dabei, die haben im Sommer, mit so einem Glas in der Sonne, haben die so Feuer herbei gezaubert. Und wenn's bei einem gebrannt hat, dann wurde das immer weitergegeben. (*lacht*) Ah ne, ich muss jetzt aufhören, ich kann euch nicht alles erzählen. Das dauert viel zu lang. Ja, aber was war noch so gravierend? Ah ja! Die Unterkunft im Lager. Also in den Baracken. Da waren meistens zum Teil vorher schon so Belege mit russischen Zivilsträflingen sozusagen. Die haben sie dann raus nach Sibirien geschafft. Und uns da rein. Aber das muss man gesehen haben. Da war kein Fenster mehr drin, zum

größten Teil die Dächer, das waren so Pappdächer, so überdeckt. Und es hat reingeregnet. Und im Winter kein Feuer. Keiner hat ja Feuer gehabt, Streichholz, gab's ja überhaupt net. Und ja, bei jedem Einlass wurde jeder einzelne von uns visitiert, gefilzt haben wir gesagt, jeder einzelne. Wie wir da in diesem Kohlelager geschafft haben. Wehe, wenn einer einen Brocken dabei gehabt hätte oder sowas, nutzte uns ja auch nix, wir hatten ja keinen Ofen, was wollten wir dann mit der Kohle. Ja, aber trotzdem jeder einzelne wurde durchgeschaut, ob er irgendwie was dabei hat, so ein Messer oder Essbestecke, bei der Wehrmacht hat man ja die klappbaren Essbestecke, Messer, Gabel. Die hatten so Angst vor uns. Und an der Gabel mussten wir die Zinken...Angst hatten sie, dass wir damit stechen (*lacht*). Wahnsinn, nicht? Aber so war das. Gut. Ah ja. Die Baracken. Voll mit Wanzen, die Wanzen sind oben gesessen in der Decke. Die Wanzen sind ja nur bei Nacht, wenn es dunkel war, haben die sich fallen lassen. Das hast du ja gemerkt, die Wanzen sind ja groß. Wenn da so ein Ding auf dich fällt, das hast du ja gemerkt. Aber die Läuse, am Hemd da. Abends oder wenn ja mal sonntags sein sollte. Wir wussten selbst nicht, ob Sonntag ist. Von oben bis unten eine Laus an der anderen. Und da war unsere Freizeitbeschäftigung immer knipsen. (*lacht*) Und dann kam noch ein Drittes dazu, die Flöhe. Die waren so massig, wir hatten da so Leinenhemden, da haben wir das Ding ausgeschüttelt und da hast du die Flöhe weghüpfen sehen. So viele waren das. Und da hat jeder gekratzt und gemacht und keine ärztliche Hilfe, nix. Im höchsten Fall war ein Russenarzt im Lager und ein deutscher Arzt, keine Medikamente, überhaupt nix. Das einzige war ein Fieberthermometer, was der deutsche Arzt gehabt hat, der russische Arzt hat auch nicht mehr

gehabt. Und da war 40 Grad die Grenze, bei 40 Grad Fieber hat man im Lager bleiben dürfen. Aber bis 40 Grad, raus zur Arbeit. (*überlegt*) Ja, nochmal und das Brot, das haben wir auch abends gekriegt, wenn wir dann reinkommen, die 600 Gramm. Das war's mit dem Brot. Schnellstmöglich essen, wo willst denn hin mit dem Brot? Du hast ja keinen Schrank und keinen Tisch und keinen Stuhl, nix. Und der andere hintendran, dein Kollege, auch Deutscher, egal, der hat schon gelauert, bis das bissel, bis du einen Blick weggemacht hast und ob er da nicht ein Stückchen Brot klauen kann. Die einzige Wichtigkeit war: schnell essen, da war's gut aufgehoben. Ja gut. (*lacht*) Ja aber kein Fett, kein Fleisch, und Vitaminmangel war.

Bei mir war das der Fall, der Körper war so funktionslos. Beim Wasserlassen, das hat man gar nicht mehr gemerkt, des is einfach so gelaufe. Und ja da waren noch mehr so Dinge.

Alles kann ich heut' nicht erzählen. Wir machen jetzt Feierabend. Ich glaub Ihr habt genug geschrieben. (*lacht*) Oder haben Sie noch eine besondere Frage oder sonst was?

B.: Ja, vielleicht noch ...

E.: Oder von der Wehrmacht?

B.: Wie der Heimweg dann noch war, Sie sind ja dann von dort. Wie war das denn? Ich mein jetzt nicht aus der Arbeitsstelle wieder zum Lager, sondern nach der Gefangenschaft. Wie war denn die Rückkehr? Wie sind Sie zurückgekommen? Ist das organisiert worden? Oder mussten Sie alleine dafür sorgen?

E.: Die Russen haben nichts verraten. Überhaupt nix. Keiner wusste von uns. Wann kommt er heim oder irgendeinen Termin wie

ein Strafgefangener bei uns. Wir wussten überhaupt nix, ne! Wenn wir zu den Russen gesagt haben, wir sind jetzt schon drei oder vier Jahre da, wir wollen ja endlich mal heim. Wissen Sie was die gesagt haben? Wir haben euch nicht gerufen. Ihr habt uns überfallen und habt uns alles kaputt gemacht. Und jetzt bleibt ihr hier und baut wieder auf! Das war die Antwort, das war alles. Es wusste keiner, wann er heimkommt. Ich auch nicht. Oder ob er überhaupt nochmal heimkommt. Das war die große Frage. Das war schon schlimm. Hunger und Heimweh. Das waren die zwei Faktoren.

B.: Ja und die Rückkehr, wie war das dann genau? Haben Sie dann an einem Tag erfahren: So, heute können Sie gehen oder?

E.: Es kam ganz plötzlich! Einmal hat's geheißen, morgen, wird das Lager geschlossen, also komm, keine Arbeit mehr...und nachdem in der Gegend, also in unseren Nachbarlagern, ab und zu hatte man das auch schon gehört, dass ein Lager entlassen worden war...aber da hat man gar nicht dran gedacht, nicht, da hat man gedenkt, jetzt werden wir erst einmal abwarten, nicht, die hatten schon so viel versprochen... ob das wahr wird, nicht. Und dann war's auch so, von einem auf den anderen Tag, hat man's erfahren...ja. Und dann wieder in die großen Güterwaggons rein da, bis zur polnischen Grenze, bis Brest-Litowsk, und dann musste man umsteigen in polnische Waggons, weil die Gleise nicht mehr gepasst haben, die Breitspur...Ja da sind wir gefahren bis Frankfurt/Oder. Und dann kam noch das Allerschlimmste, in Frankfurt/Oder. Da waren wir immer noch in russischer Gefangenschaft. Jeder, der entlassen wurde, der musste einen Fragebogen ausfüllen mit 52 Fragen, nicht. Die Russen haben genau gewusst, die haben auch



schon vorher gewusst, wo der Kriegseinsatz war, das haben die alles schon vorher gewusst, was da passiert war...usw., aber wir mussten das noch einmal schriftlich machen und verpflichten, niemals mehr Krieg gegen die Sowjetunion...(Pause) Und dann ist es passiert, da waren wir drei Tage in Frankfurt/Oder, ist alles nochmals überprüft worden, genau überprüft... die Fragen und alles, und dann ist es passiert, dass mancher auch in Frankfurt/Oder ist noch einmal zurückgeschickt worden, nicht. Also das hätte ich glaube ich nicht überstanden...aber das ist passiert so etwas. Ja... (Pause)

L.: Weil die dann die Fragen falsch beantwortet haben, oder?

E.: Oder falsche Angaben gemacht haben, nicht.

B.: Ja, wenn die das ja auch schon wussten...

E.: Ja, die wussten das genau...wo wir im Einsatz waren und was da alles passiert ist, nicht, genau...falsche Angaben, oder, ja, man muss schon ehrlich sein, nicht.

B.: Waren Sie denn die ganze Kriegszeit im Einsatz in Russland, oder waren Sie auch woanders?

E.: Ich war nur in Russland; reingekommen, aber nicht wieder raus...

B.: Wie alt waren Sie denn, als...

E.: Neunzehn. (Pause)

Einen Schlägen haben wir auch dabei gehabt, einen Elsässer, bei der Wehrmacht, ja, die Elsässer, die sind ja auch in Gefangenschaft

gekommen und die Elsässer, die durften, das hatte die französische Regierung gemacht, ja die durften nach vier Wochen heim, ja. Und da hatten wir einen dabei (lacht), ja der war verwandt mit dem Beck, der stammte aus Steinfeld, und wir mussten ja auch aufschreiben, wo wir herkommen, und der hat anstatt *Steinfeld* *Steinseltz* geschrieben. Und Steinseltz liegt im Elsass, nicht. Und der durfte heim (lacht). Aber ich hab' mich so etwas nicht getraut, denn ich hab' gedacht, wenn die das rausfinden, dann kommst du statt heim wieder nach dort zurück, nicht. Ja gut, das hat es alles gegeben. Und gut, dann ging es nach drei Tagen gründlicher Überprüfung in Frankfurt/Oder weiter nach Ulm an der Donau.

B.: Und wer hat das dann organisiert? Das Deutsche Rote Kreuz?...

E.: Nein, das war ja Besatzungszone.

B.: Die Amerikaner... also haben die Amerikaner das dann organisiert?

E.: Jaja, die Amerikaner. Und wie wir in Ulm an der Donau waren, da habe ich gedacht, Mensch, jetzt kann uns nichts mehr passieren, jetzt sind wir daheim sozusagen, denn die Amerikaner, die haben ja da nicht viel gemacht. Mein Bruder, der war bei den Amerikanern in Gefangenschaft, in England, das war ja fast Erholung...Das war ein Gefühl! Und frei laufen, einmal allein laufen und zurückschauen, ob keiner hintendrein guckt. Das war die amerikanische Zone und dann sind wir weiter verfrachtet worden in die französische Zone, das war in Baden-Württemberg heute, nach Tuttlingen. Und dann, ja dann ist es schnell gegangen, dann haben wir dann Entlassungspapiere gekriegt.

B.: D.h., Sie waren mit mehreren hier aus der Gegend mit Ihnen in der Gefangenschaft zusammen?

E.: Ja, das kann passieren, dass da jemand ganz aus der Nähe in Russland im Lager war, und da war ja alles zusammengebebt, man hat das aber nicht gewusst, erst später, bei der Entlassung, da hat man das gemerkt. Ja gut, und dann (lacht) von Tuttlingen, hat man die Entlassungspapiere gekriegt und dann ist man über Speyer, Landau, Insheim nach Winden, da bin ich zu spät, da war der Bergzaberner Zug, der Anschlusszug weg, und heimlaufen wollte ich nicht, dann habe ich in Winden bei Bekannten übernachtet und dann am nächsten Tag mit dem Zug nach Barbelroth, das war unsere Bahnstation. (lacht)

L.: Ja, nach drei Jahren Gefangenschaft, da hat sich ja sicherlich einiges bei Ihnen zuhause verändert?

E.: Zuhause, ja, das ist eine gute Frage. Ich hatte eine Schwester, die ist 11 Jahre jünger als ich, die hab ich gar nicht gekannt (lacht)... und die mich auch nicht. Das kann passieren, so war das. Aber trotz allem hatten wir noch Glück, wir hatten eine Heimat, wir wussten wohin. Wie viele aus der Großstadt, wo die Städte zerbombt waren und kein Haus und keine Angehörigen mehr...die noch mal von vorne anfangen mussten, ja ein schwerer Anfang. Ja, das hat es auch gegeben. Wir waren daheim, konnten uns satt essen. Und mein größter Wunsch, wenn ich heimkomme, wir waren ja Landwirte und hatten Kartoffeln, und vielleicht haben die einen Kartoffelkessel, wo sie die Schweine füttern und dann hab ich gedenkt, und den ess ich leer (lacht). Aber

während der Gefangenschaft, ja da habe ich immer gedenkt, meine Mutter, die hat die Schweine gefüttert mit Kartoffelschalen und so, da hab ich immer drangedacht: „Wenn Du jetzt bei denen hocken tätest, bei den Sauen, da könnte ich mich vielleicht auch einmal satt essen, nicht“. Das war das, der Hunger, das ist etwas Schlimmes. Und die Folge, wenn Sie richtig Hunger haben, dann können Sie auch nicht schlafen...

B.: Ja, wahrscheinlich waren Sie durch die Erschöpfung von der Arbeit dann...

E.: Ja, es gab ein russisches System. Jede Arbeit, auch die der Zivilisten, genormt. Jede Arbeit genormt. jeder Arbeiter muss abends seine Leistung, nicht. Der kriegt auch weniger Rubel. Und bei uns, wir haben zwar kein Geld gekriegt, aber wir waren durch den Hunger auch angetrieben.

B.: D.h., Sie hatten überhaupt gar keinen Kontakt in der Gefangenschaft zur Zivilbevölkerung in Russland? Das gab es überhaupt nicht?

E.: Oh Gott, nein, das, das wär auch für den Zivilisten noch Sibirien gewesen und für uns Karzer, nicht. Karzer, das ist Gefängnis, nicht.

B.: Gefängnis im Gefängnis.

E.: Ja. (lacht). Ah, was wollte ich noch erzählen...das muss ich Euch noch erzählen. Ich war ja ein bisschen wahnwitzig. Da waren wir an einer Baustelle, wir sind aus dem Lager rausgezählt worden und in der Mittagspause, das hieß Mittagspause, aber zu essen hatten wir nichts, auch wieder Zählung, immer die Fünf, und wie die Zählung dann war, das war in Järve, eine Ortschaft in Estland, das war so

ein Marktfleck, so wie, sagen wir einmal Billigheim oder so, und da war eine Mühle, ja, so wie das früher bei uns war, Mühle. Da ist ein Bauer und zwei, drei Säcke voll Getreide, für Schrot zu machen, so 'ne Mühle. Und die war mitten in Järve drin und unsere Baustelle, die war eingezäunt, jetzt, die Russen hatten ja keine Nägel, die Nägel mussten wir selber aus Draht machen, nicht, da war keine Spitze dran, nicht. Und dann bin ich hin, nach der Zählung, ich wusste ja, wo die Mühle ist, hab da so ein Brett weggedrückt und bin da durch, abgehauen in die Mühle (lacht) und... ich hab mich dann da erst einmal satt gegessen mit Schrot und hab mir noch die zwei Hosentaschen vollgesteckt, hab mir gedenkt, dann kann ich den anderen auch noch etwas geben... und wie ich wieder weg will, kommen zwei russische Soldaten, das waren zwei ganz gefährliche, so wie bei uns die, die ganz jungen von der Hitlerjugend. Die Russen haben ihre Frontsoldaten auch entlassen und das waren jetzt unsere Bewacher, Komsomolzen oder wie die heißen, wie bei uns die Hitlerjugend... Aus, Ende, denk ich. Und die hatten Befehl, jeden, den die so aufgreifen, erschießen. Ja, denk ich, egal. Es war mir irgendwie egal, wenn sie mich erschießen. Ich dachte, irgendwie verhungerst du doch oder kommst nicht mehr heim. Und wenn sie dich erschießen, da hast du deine Ruh. Jetzt hab ich gemerkt, wie die zwei miteinander verhandelt haben, was sie mit mir machen sollen, nicht. Und nach einer Weile sagt der Eine „Dawaj“ zum anderen, das heißt: „Los, schnell!“. Und ich denk, was haben die denn jetzt mit dir vor? Und die haben mich dann zurückgebracht zum Lagerkommandanten, sie haben mich nicht erschossen. Da musste ich in den Karzer. Und den nächsten Tag musste ich wieder raus, musste zur Arbeit. Jetzt das Schlimme war, die haben mich bald

erschlagen. Abends bei der Zählung, da haben die gestanden, da hat einer gefehlt, das war ich, da sind die gestanden bis um Neune, bis zur Dunkelheit, weil einer gefehlt hat. Die sind drei Stunden da nur gestanden, es wurde gezählt, es fehlte einer. Ein Glück, dass ich nicht an dem Abend zurückgekommen bin, dann hätten die mich gewiss erschlagen, tot geschlagen... Aber am nächsten Morgen haben sie mich ganz schön verprügelt, kann ich ihnen auch nicht verdenken,.. wegen mir sind die da drei Stunden rumgestanden, waren schon schachmatt, und immer wieder zählen. Jeden Abend, wenn wir ins Lager gekommen sind, Zählung, Zählung und wieder Zählung, die ganze Baracke. Bis so ein Lager durchgezählt war, von 600, 800 oder 1.000 Gefangenen, nicht. Und wenn wir uns erzählt haben, wieder zählen, scheußlich, müde und dann stundenlanges Stehen auf einem Fleck. Und dann ist auch einer zusammengeklappt, nicht. Ja, das war's. Jetzt mach ich nicht mehr weiter.

B.: Vielen Dank, das war sehr interessant für uns.

E.: Ich habe Euch Sachen erzählt, ja es war viel schlimmer noch, als ich es Euch erzählt habe. Die Prügel, von den Russen, die wir gekriegt haben, das war schon schlimm. Und wenn einer mal aus Verzweiflung abhauen wollte, dann haben sie den nicht erschossen, sondern erschlagen, mit dem Gewehrkolben, ja. Und da war auch einer an einem Tag am Ausgangstor gelegen, damit wir den sehen. Ach, wir hören jetzt auf.

## 11. Jörg Engel (geboren 1967)



*Jörg Engel berichtet aus der Sicht eines Westberliners über die Zeit vor und nach dem Fall der Mauer. Die Situation bis 1989 als „Insulaner“ wurde als normal empfunden. Selbst nach dem Amtsantritt von M. Gorbatschow und den Reformen in der Sowjetunion kam das Ende der Teilung Berlins völlig unerwartet.*

Interview vom 16.1.2014 in Bad Bergzabern mit Xenia Zimmermann, Patrick Luber, Benedikt Gubisch und Franziska Bartz

-Teil 1:

Xenia Zimmermann:

Guten Tag Herr Engel.. Das Zeitzeugengespräch wird ungefähr eine Stunde dauern, je nachdem, wie viele Fragen wir an sie haben, und wir bedanken uns schon einmal im Voraus, dass Sie sich bereit erklärt haben, mit uns dieses Zeitzeugengespräch zu führen.

*(kurzer Technischer Einwurf)*

Wir würden dann mit ein paar persönlichen Details anfangen: Wann sind Sie geboren, wo

haben Sie um die Zeit gelebt, wo die Mauer noch stand, und ähnliches.

Herr Engel:

Geboren 1967, das heißt ich bin jetzt im 46. Lebensjahr.

Ich fange einmal gleich mit einer kleinen Vorgeschichte an: Mein Vater ist in Ostberlin aufgewachsen und ist 1965 in den Westen geflohen. Und dort hat er dann, als er in die Bundesrepublik gekommen ist meine Mutter kennen gelernt, und 1971 war es also so gewesen, dass West-Berlin, was ja damals zur Bundesrepublik gehörte, ein bisschen ausgeblutet ist, weil keiner wusste, wie es sich mit der Situation der Mauer weiterentwickeln würde. - Personell etwas ausgeblutet, das heißt, es wurden immer weniger Einwohner, und da hat die Bundesregierung eine Initiative erlassen, dass Menschen aus der Bundesrepublik wieder nach Westberlin ziehen sollten. Und in diesem Rahmen sind wir mit unserer Familie dann auch nach Westberlin gekommen. Was für meinen Vater eben sehr schön war, weil er eben wieder in der gleichen Stadt wohnte, in der auch seine Mutter, nur im Ostteil der Stadt wohnte. Von daher, von 1971 bis 2005, habe ich dann eben in Berlin – bis 1989 in Westberlin gelebt.

Patrick Luber:

Sie haben also den Mauerverlauf nachvollziehen können. Hat es Sie dann verwundert, dass plötzlich die Mauer gekommen ist, oder war das abzusehen, dass die die Grenze dichtmachen würden?

Herr Engel:

Nein, Nein, nein, ich bin ja erst 1967 geboren, also von daher, da gab es ja schon eine Mauer, ja. Ich habe immer nur in Westberlin

gelebt bis zum Fall der Mauer, 89, bzw 90 dann die Wiedervereinigung war für mich eben mein Gebiet, auf dem ich mich herumtollen konnte, Westberlin. Und Westberlin war eben von einer Mauer eingezäunt, und für mich – wir haben damals in Staaken gewohnt, das war 1 1/2 Kilometer entfernt von der Mauer – für mich war immer ganz normal, dass Staaten sich voneinander abgrenzen, indem sie Mauern bauen und Selbstschussanlagen haben.

Und immer wenn wir in Urlaub nach Österreich beispielsweise gefahren sind, habe ich mich als kleines Kind gewundert: „Warum gib es denn hier keine Mauern? Warum gibt es denn hier keine Selbstschussanlagen?“ Da standen dann nur die österreichischen Grenzer, die haben dann die Personalausweise sehr oberflächlich kontrolliert, und damit war die Sache erledigt.

Und wenn wir, also aus Westberlin, Transit, nach Ostberlin, in die alte Bundesrepublik, wie wir immer gesagt haben reisen wollten, dann mussten wir da immer eine irre Prozedur über uns ergehen lassen, Das heißt, du bist rein gefahren in den Grenzbereich, du hast das erste Mal deine Ausweis vorzeigen müssen, bist mit deinem Auto ein Stück weitergefahren. Da haben sie dir dann den Pass abgenommen, der lief dann über so ein langes Laufband irgendwo zu einer anderen Grenzstation, wo ihn einer genau geprüft hat.– Alleine das Durchkommen durch die Grenze hat je nach Aufkommen von 30 bis 240 Minuten gedauert. Also je nachdem, zum Beispiel im Sommer, wenn dann Haupt-Reiseverkehrszeit war, Berliner Kinder Schulferien hatten, dann sind die alle raus gefahren, und zwar alle an einem Tag. Oder es ballte sich eben an zwei oder drei Tagen. Und da war es voll, weil es ein Nadelöhr war, weil da eine Mauer war. Und es

gab in Berlin, lasst mich überlegen, Heiligensee, Spandau, Dreilinden, es gab drei Grenzübergänge, wo du raus fahren konntest, einer nach Norden, einer nach Westen und einer nach Süden. Und da mussten dann zwei Millionen Berliner, wenn sie alle zur gleichen Zeit in die Ferien gefahren wären, und alle mit dem Auto gefahren wären, zur gleichen Zeit dann eben raus.

Xenia Zimmermann:

Bedeutet das, dass Sie die Mauer niemals hinterfragt haben?

Herr Engel:

Nein, das ist so. Das war normal für mich. Ich bin aufgewachsen mit dem Glauben, alle Staaten grenzen sich so ab. Ich hab das nie hinterfragt. Du wächst mit etwas auf - das ist eben so.

Und da, wo wir gewohnt haben, da gab es auch Mauertote, da waren dann ein paar Kreuze oder Grabsteine, die kurz mit Namen versehen waren, und da stand dann „Starb beim Fluchtversuch“ oder sowas.

Ja man hat da irgendwie so nachgefragt bei seinen Eltern: „Warum ist den der gestorben?“ und die habe dann immer so gesagt: „Ja, ja der wollte da rüber“. Aber man hat nicht gefragt „Warum durfte der das nicht“ oder „Machen andere Staaten das genauso“ - Das war einfach normal.

Dieses Bewusstsein kam dann erst später, wenn du ein bisschen älter bist, 17, 18 oder so, wenn du das dann einmal hinterfragst „Naja, was ist das überhaupt für ein System“, wenn man ein bisschen politischer wird.

Xenia Zimmermann:



Wie beurteilen Sie aus ihrer heutigen Sicht Ihre damalige Einstellung? Halten Sie ihr Verhalten für normal für ein kleines Kind?

Herr Engel:

Ich glaube schon, weil man sich ja nicht so Gedanken darüber macht. Die Welt war ja in Ordnung, für uns. Wir konnten ja reisen. Unser Terrain, auf dem wir uns bewegen konnten war eben irgendwann begrenzt durch eine Mauer, aber wir wussten ja, wir konnten darüber hinweg, also Transit oder wir konnten rüber fliegen oder was auch immer. Von daher war das nicht das Problem gewesen.

Es war einfach die Besonderheit, dass wir Insulaner waren, so sagten wir immer, aber wir hatte ja alle Freiheiten der Welt gehabt.

Von daher, ich habe gespielt, die Mauer war daneben, und unsere Welt war gut und bunt und schön, weil ich auf der richtigen Seite der Mauer gewohnt habe.

Xenia Zimmermann:

Haben Sie etwas von der anderen Seite mitbekommen als die Mauer noch stand?

Herr Engel:

Ja, wegen dieser Sache habe ich diese Einführung ja auch gegeben. Meine Großmutter hatte zwei Kinder gehabt: Meinen Vater, der geflüchtet ist, und einen Onkel, der lebte weiter noch in Ostberlin, und hatte auch zwei Kinder. Von daher hatte ich auch Cousins und Cousinen im Ostteil der Stadt.

Xenia Zimmermann:

Gab es Kontakt in den Ostteil der Stadt?

Herr Engel:

Ja, regelmäßig, mindestens einmal im Jahr zu Weihnachten. Aber das muss man auch erklären politisch.

Die DDR war ja ein Staat gewesen, der wirtschaftlich immer sehr klamm gewesen ist, der wenig Wertvolles produziert hat, dementsprechend auch einen geringen Export hatte, zumindest in Länder, die auch Devisen, harte Währungen bringen würden, Dollar, D-Mark oder was auch immer. Und die waren aber immer darauf angewiesen, dass sie irgendwo harte Währungen beschaffen müssen, und da war natürlich die Bundesrepublik in ihrem Bemühen, das Sichaneinander Annähern der Deutschen oder beider deutschen Staaten zu fördern, da war man ein gern gesehener Gast, den man für bestimmte Zugeständnisse, die man von der Ostseite aus anbietet, eben schöpfen kann. Oder sagen wir eben finanzielle Forderungen stellen kann.

Es wurden auch viel Dinge verkauft aus dem Osten in den Westen mitrein, auch zu hohen Preisen, die aber dann auch für die Bürger zu gewissen Teilen eine gewisse Erleichterung geboten haben.

Und eines Tages war es also so, dass die DDR wieder klamm war, und nach ein neuen Einnahmequelle gesucht hat, und die Überlegung war dann, dass jeder Westbürger, der in die DDR einreist, ob für einen Tag oder mehrere, der muss einen Mindestumtausch machen, 25 D-Mark, eins zu eins gegen die Ostmark waren zu bezahlen, damit er da sein darf. Und das bedeutete für uns, eine vierköpfige Familie, wenn wir also rüber gefahren sind, wir sind 100 Mark losgeworden. Und wir konnten mit dem Geld ja nichts machen. Du hast getauscht eins zu eins, aber Ortsmark, die hatte auf dem internationalen Devisenmarkt einen Wert von ein zu fünf oder

ein zu sechs zur D-Mark. Mit anderen Worten du hast 100 D-Mark gegeben, und hast Geld mit dem Gegenwert von 15 oder 20 Mark zurückbekommen. Aber die wollten die 100 Mark eben haben. Und damit ist dann der Besuch im Osten ein sehr teures Unterfangen gewesen und man hat sich das überlegt. Nicht nur wir, sondern auch andere Leute. Naja, wir können mit dem Geld drüben nichts anfangen, denn kaufen konntest du auch nichts, außer vielleicht ein paar Fachbücher, die man haben wollte, weil man sie vielleicht für die Schule oder so etwas brauchte. Ansonsten war alles, was du kaufen konntest drüben in den Geschäften, nicht von der Qualität, die man im Westen irgendwo gewöhnt war. Du wärst also niemals hingegangen und hättest gesagt, ich kaufe mir ein paar Jeans im Osten oder ein T-Shirt, es war nicht messbar am westdeutschen Standard. Das heißt, die 100 Mark, die konntest du abschreiben.

Patrick Luber:

Haben Sie auch mitbekommen wie die Lebensverhältnisse in Ostdeutschland waren?

Herr Engel:

Ja, klar. Was gebraucht wurde, und was immer gerne in den Paketen von den Verwandten im Osten gewünscht wurde: Kaffee, Süßigkeiten, Haribo, Südfrüchte: Bananen, Orangen, gab's da nicht, denn die hätte die DDR nämlich mit Devisen bezahlen müssen, denn der einzige Staat der sozialistisch war und auch Orangen hatte, das war Kuba und da konnte man dann also auch gegen Ostmark kaufen. Und wenn man dann woanders Orangen herhaben wollte, dann musste die man mit harter Währung bezahlen können, weil die anderen Länder keine Ostmark haben wollten, weil sie gesagt haben „Das ist ja nichts wert, das Geld“. Oder

sie hätten das in dem internationalen Kurs eben bezahlen müssen und dann wäre die Banane oder Orange viel zu teuer gewesen. Von daher war das Angebot von Orangen in der DDR immer sehr begrenzt, und wenn wir rübergefahren sind, dann haben wir netzweise Orangen mitgebracht und da haben die sich drüber gefreut. Und im Osten gab es, ich habe viel Kontakt mit den Leuten gehabt, auch hinterher, den Begriff „das riecht ja wie ein Westpaket“ beispielsweise.

Xenia Zimmermann:

Neben den Unterschieden, die Sie jetzt schon genannt haben, würde ihnen noch ein anderer erwähnenswerter Unterschied einfallen, der jetzt nicht in die Kategorie mit der Währung fällt?

Herr Engel:

Es gibt ganz viele Unterschiede, da fehlt mir jetzt der Anlass, kommen wir noch dazu bei Gelegenheit. So und so wars und bei uns war das so und so. - So allgemein kann ich nicht.

Xenia Zimmermann:

War es für Sie irgendwie vorhersehbar, dass die Mauer fällt oder bald fallen würde?

Herr Engel:

Also ich habe ja vorhin erwähnt, ich habe mir darüber nie Gedanken gemacht und die zwei, drei Jahre, bevor dann die Wende kam, war ich in der Oberstufe und habe Geschichte Leistungskurs gehabt und da nimmst du dann ja auch Revolutionen, Aufstände und Lebensbedingungen von Volksgruppen durch und da war mir dann irgendwo so klar, „Auf Unterdrückung entsteht Widerstand“. Es hat in der DDR nun auch schon mehrfach Aufstände, das beste Beispiel ist der 17. Juni 1953 –

Arbeiteraufstand in der Stalinallee, der dann niedergeschlagen wurde mir der Hilfe der Sowjets, gegeben. Mir war klar, dass auf Dauer so etwas nicht gut geht. Nein - das kann man ja nicht voraussehen. Ich war der Meinung „Das geht nicht, das kann nicht gehen“.

Und ich weiß, dass ich mich mit meiner Mutter einmal darüber unterhalten habe und da meinte sie: „Ja, ja, das glaubst du doch nur. Der Honecker hat ja gesagt, das ist ein Zitat von ihm „Die Mauer wird noch in 100 Jahren bestehen.“ Und da habe ich gesagt: „Ne, ne, das glaube ich nicht, irgendwann wird da etwas passieren“. Da war aber noch nicht absehbar, dass irgendwann was passiert. Und dann waren ja im Mai 1989 die Öffnungen, dann kam Gorbatschow, der ja ein Liberaler war, Kommunist war, der gesagt hat, wir müssen das Land ein bisschen öffnen, hinsichtlich der gesellschaftlichen Ordnung und vor allem auch der wirtschaftlichen Organisation, weil ein sozialistischer Staat oder ein kommunistischer Staat hat ja immer eine Planwirtschaft und eine Planwirtschaft funktioniert nicht, weil du eben nicht planen kannst, was der Kunde eben möchte, und deshalb gab es diese Defizite, dass es eben einige Dinge einfach irgendwo nicht gab. Gorbatschow hat das eben erkannt und hat gesagt wir müssen uns mehr öffnen. Das ist eben von den Ungarn so interpretiert worden, naja wenn der Gorbatschow sagt wir sollen uns mehr öffnen, dann heißt das, wir müssen also auch mehr Kontakte in den Westen irgendwo haben und da war eben diese Mauer, war es ja da nicht in Österreich-Ungarn, aber der Stacheldrahtzaun eben und die Grenzanlagen zu Österreich waren ein Hindernis und ich weiß nicht mehr, wie der hieß, der ungarische Staatschef, der hatte

dann aber gesagt: „Wir wollen uns öffnen, wir wollen uns austauschen mit Österreich.“ Und dann hat man im Mai 1989 angefangen, diese Grenzanlagen abzubauen, unter der Prämisse, dass alle Leute, die aus Ungarn, also alle ungarischen Staatsbürger, die auch mal nach Österreich rüberreisen wollen, dass die sich anmelden, anständig über den Grenzübergang gehen, aber dass dann die grüne Grenze mehr oder weniger offen ist. Und Ungarn gehörte ja zu den Warschauer-Pakt-Staaten, das heißt Bürger aus der DDR, die durften ja nur nicht in den Westen, aber sie hatten einigermaßen eine Reisefreiheit innerhalb der Staaten des Warschauer Paktes. Die mussten also auch ein Visum beantragen, wenn sie in die Tschechei, Tschechoslowakei, Ungarn fahren wollten Rumänien, Bulgarien, was auch immer. Aber es war ihnen rein theoretisch möglich. Und natürlich haben die DDR Bürger auch Westfernsehen geguckt, wo darüber berichte wurde, dass da eben neuer Wind weht und dann haben viele von den DDR Bürgern eine Reise nach Ungarn beantragt in diesem Sommer, weil ihr Ziel war, alles in den Kofferraum zu packen von ihrem Trabi und über die grüne Grenze nach Österreich in den Westen abzuhausen. Und das hat der ungarische Staat nicht erlaubt, weil sie natürlich auch keinen Ärger mit der DDR wollten. Von daher sind die Leute dann aufgegriffen worden und wurden teilweise wieder zurück in die DDR geschickt und andere die haben dann Zuflucht in der deutschen Botschaft in Budapest gesucht und dann später auch in Prag oder in Warschau in den deutschen Vertretungen – weil das dann sozusagen ihr Schlupffenster war. Und zu diesem Zeitpunkt konnte man sehen, dass sich da etwas tut. An der Flüchtlingsbewegung oder dem Druck der

Bevölkerung, der weiter ansteigt, dass sie einfach ihre Freiheit haben wollten, dass sie diesen Staat verlassen wollen, der sie unterdrückt hat. Dass es zu einer Wende kommt oder zu so einer Wende, war nicht abzusehen. Zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt.

Xenia Zimmermann:

Die grüne Grenze, von der Sie gerade gesprochen haben, ist das die Grenze zwischen Ungarn und Österreich?

Herr Engel:

Ja.

Zwischen Bundesrepublik und DDR gab es eine grüne Grenze nur bis '61 und dann ist die Mauer, bzw. eine feste Grenzanlage gebaut worden.

Also eine grüne Grenze ist etwas, wo du eigentlich rüber gehen kannst, obwohl du es eigentlich nicht darfst. Eine grüne Grenze haben wir auch zwischen Deutschland und Frankreich.

Xenia Zimmermann:

Wie haben Sie dann letztendlich vom Mauerfall erfahren. Rundfunk oder Fernsehen?

Patrick Luber:

Oder waren Sie selbst dabei?

Herr Engel:

Also in der Nacht nicht, da habe ich geschlafen, aber dazu später.

Es zeichnete sich ja ab, dass der Druck der DDR Bürger immer massiver wird, dass die geflohen sind, in die Botschaften Budapest, Prag und auch Warschau, dass die Bundesrepublik mit der DDR verhandelt hat, dass diese Leute ausreisen können in die

Bundesrepublik, und Honecker, damals Staatsratsvorsitzender der DDR, hat dann gesagt: „Leute, die bei uns nicht mehr bleiben wollen, die wollen wir ohnehin nicht haben.“ und man hat sie sozusagen entlassen. Und bei den Pragern war es also so gewesen, die, die da in der Botschaft waren, denen hat er aber noch einmal eins auswischen wollen und hat gesagt: „Ja, ihr dürft ausreisen, aber den Zug, den ihr nehmt, der fährt durch die DDR.“ Und der Zug kam dann zufällig auch in Dresden vorbei. Und es war dann so, dass viele DDR-Bürger sich im Westfernsehen informiert hatten und darüber Bescheid wussten. Die haben sich dann auf Verdacht in Dresden auch versammelt und der machte dann da auch Halt, aus welchen Gründen auch immer. Die Leute sind dann an den Bahnhof gegangen in Dresden und haben dort demonstriert, und da hat man dann auch gesehen: Das wird eine Volksbewegung.

Es gab zur gleichen Zeit auch immer diese so genannten Montags-Demos in Leipzig, wo immer mehr Menschen auf die Straßen gegangen sind, zum Schluss waren es, glaube ich, 200 oder 250 Tausend oder so, also sehr massiv.

Und der DDR Staatsapparat wurde gezwungen zu handeln, was nicht ging, weil die Welt eben darauf geachtet hat, dass er die Demonstranten niederknüppelt und sagt, wir machen das wie all die Jahre vorher, weil auch zu viel Westfernsehen mit dabei war und so. Sie haben sich also etwas einfallen lassen müssen, wie sie angemessen darauf reagieren. Sie haben also sehr zurückhaltend reagiert und das hat die Menschen noch mehr motiviert.

Und dann war zum 40. Jahrestag der DDR, das war dann der 7. Oktober 1989, Gorbatschow zu Besuch. DDR ist gegründet

worden 7. Oktober 1949. Das gleiche Spiel wie jedes Jahr, wenn die DDR etwas zu feiern hatte: Fackelaufmärsche und mit klingendem Spiel über die Stalinallee, nein, so hieß die damals nicht mehr, Frankfurter Allee. Viele Menschen haben eben auch Gorbatschow zugejubelt und Gorbatschow wurde dann auch einmal gefragt von einem Kameramann, vom Westen glaube ich, wie er das denn sieht, dass in der DDR sehr viel Opposition ist, dass die Leute auf die Strasse gehen, ihre Rechte ihre Freiheit irgendwo einfordern. Und Gorbatschow konnte natürlich als großer Bruder, Vertreter der Sowjets, natürlich nicht den Honecker oder die DDR verteufeln und sagen: „Die machen ein schlechte Politik“. Er hat dann irgendwie gesagt: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ Was von allen so interpretiert worden ist, was auch richtig war, „so Leute ihr müsst euch anpassen, sonst fliegt euch das alles um die Ohren.“

Aber in der DDR saßen eben Betonköpfe da, Erich Honecker und sein Staatsapparat und die haben das nicht kapiert, die wollten es nicht kapieren. Das sind alte Männer gewesen, Honecker war damals glaube ich auch schon über 70, der hat gedacht, alles geht so weiter wie bisher hat die jungen Leute in seinem Politbüro unterschätzt, die gesagt haben: „Wenn wir den Honecker weiter beibehalten, dann fliegt uns das um die Ohren, dann haben wir eine richtige Revolution hier, dann endet das mit Blut eventuell. Es sieht auch nicht gut aus für die DDR, wir müssen etwas ändern.“

Und das, was man geändert hat in der DDR war, dass man den Honecker geopfert hat, man hat ihn abgesetzt und es kam dann ein jüngerer Mann dran, Egon Krenz, der war letzten Endes auch nicht viel besser. Aber der hat eben erkannt „Das Volk will Redefreiheit, Meinungsfreiheit haben, das müssen wir ihm

geben.“ und so geschah es also, dass Anfang November in Ostberlin auf dem Alexanderplatz eine große Demonstration erstmalig erlaubt wurde, wo die Leute in einer ausgesprochen improvisierten Weise sagen konnten, was sie wollten, was sie am System kritisieren, und viele von den Leuten, die man heute kennt, zum Beispiel Joachim Gauck haben dort auch geredet, er weil er Vertreter der Kirche damals war.

Sie haben protestiert und haben ihren Willen zum Ausdruck gebracht, und man hat sie gelassen und das hat immer mehr Menschen animiert und den Druck auf das Politbüro weiter erhöht. Das war eine Woche vorm Mauerfall und die Montagsdemo danach, natürlich noch mehr Menschen – Mauer ist bis dahin immer noch geschlossen. Und die Forderung „Wir wollen raus, wir wollen mal in den Westen, wir wollen unsere Freiheit selbst bestimmen“ wird immer größer.

Und man stellt sich wieder eine Frage im Politbüro, das ist die Staatsführung, sozusagen die Ministerriege, „Was können wir machen, dass wir hier keine blutige Revolution haben?“. Und dann sagte einer zu denen: „Die Leute wollen Reisefreiheit haben, dann geben wir ihnen doch Reisefreiheit, nur so, wie wir das wollen, aber die Leute wollen alle einmal in den Westen und wenn sie dann einmal im Westen waren, wissen, wie es dort ist, dann sind sie vielleicht zufrieden und dann ist der Druck weg.“ Und man bespricht das und man entwirft ein Gesetz, was mit einigen Auflagen beschränkt war, man muss sich ein Visum holen, man braucht die Genehmigung und so, aber man hat auch gesagt, man will den Leuten, nicht allen, aber man will der Mehrzahl der Leute das irgendwann mal genehmigen, damit dieser Druck rausgenommen wird. So und an diesem Tag kommt Günter



Schabowski, der war Pressesprecher des Politbüros, zu spät zu dieser Sitzung. Dieses Thema ist eigentlich schon abgehakt worden. Es gibt ein Protokoll und er soll hinterher zur Presse gehen und man hat in dem Protokoll natürlich nicht niedergelegt, das gehört dann da auch nicht mitrein, dass dieses Reisegesetz so eine Art Fake sein soll. Wir wollen ein paar befriedigen, dann sehen die, es wird besser und damit machen wir weiter wie bisher.

*(Kurze technische Pause)*

Teil 2:

*(Video fängt nach einer kurzen Pause wieder an)*

Ja, ich weiß noch wo. Also dieser Schabowski kommt zu spät zu dieser Sitzung, bekommt das Protokoll, was er hinterher der Presse eben vorlesen, erläutern soll, aber in dem Protokoll steht ja nicht drin, dass man das nur als Scheinreisefreiheit deklarieren wollte oder dass man das zumindest einschränken will. Und er liest das also vor und dann steht da also so was wie drinnen mit: „Ja, das Politbüro der Ministerrat möchte Reisefreiheit für die Bürger der DDR gewährleisten und dies ist unter Antrag eines Visums möglich.“ Und dann fragt ihn jemand von den Westpresse-Vertretern, naja, ab wann das denn so sei. Und da hatte er ja nun jetzt keine Ahnung und auch nicht davon, wie das interpretiert werden soll und guckt dann in seine Unterlagen rein und sagte, ja also habe ich jetzt keine zusätzliche Bemerkung hier mit dazu, er geht davon aus, dass das dann so ab sofort gilt. Ja. Und das war der Abend des 9. Novembers gewesen, also ich glaube die Presse Konferenz war so zwischen 17 und 18 Uhr abgelaufen und ja.

Kommen die Nachrichten im Westen und man interpretiert das und sagt das müsste dann ja eigentlich bedeuten, dass wenn die jetzt ein Visum beantragen, ab sofort auch in den Westen reisen dürfen oder ausreisen oder was auch immer.

Wir haben abends noch die Tagesthemen geguckt – meine Mutter und ich, weiß ich noch – und Robin Lautenbach sagt euch was? Ist ein ARD-Vertreter und ist immer noch in Berlin. Und steht am, ich glaube, Checkpoint Charlie und sagt: „Wir warten eigentlich auf den ersten DDR Bürger, der hier rüber kommt, denn Schabowski hat gesagt, die dürfen jetzt reisen. Aber es kommt noch keiner.“ Die Osis – bitte entschuldigt meine Ausdrucksweise- die Osis haben genauso die Tagesthemen geguckt und haben dann gesagt, wenn der Lautenbach(?) doch sagt, die warten auf uns, dann gehen wir da jetzt hin. Und ich bin ins Bett gegangen dann. Meine Mutter genauso. Weil wir dachten, naja hier passiert ja jetzt nichts mehr. Der Schabowski hat vor vier Stunden das verkündigt, es ist immer noch keiner da, wer weiß, vielleicht stehen die da hinten im Osten an der Grenze und lassen die nicht durch oder was auch immer.

Auf jeden Fall, die ganzen Osis sind jetzt an die Mauer gegangen, bzw. an die Grenzübergänge innerhalb von Berlin und haben gesagt: „Der Schabowski hat gesagt, wir dürfen raus, was ist los?“ Und seitens der DDR, bzw. seitens der Grenzpolizisten gab es ja überhaupt gar keine Anweisung, das die raus dürfen oder gehalten werden müssen. Und dann war es wohl also so, dass das Politbüro oder die wichtigen Personen des Politbüros an diesem Tag gar nicht zu erreichen waren, ich glaube, der eine war irgendwo in der Oper. Und man versucht immer von den Grenzanlagen jemanden

anzurufen, der eine Entscheidung trifft. „Sollen wir die rauslassen? – Damit der Druck nicht weiter anschwillt? Oder sollen wir sagen, nein ihr dürft nicht raus, geht wieder nach Hause. Wir setzen Gewalt ein, oder Waffengewalt oder was auch immer.“ Es war keiner da und der Druck wird immer größer. Und um 23:30 Uhr spätestens sind diese Grenzpolizisten – da gab es so eine schöne Dokumentation im Fernsehen Bornholmer Straße, das ist eine Brücke die über eine S-Bahn rüber geht- die waren dann nicht mehr in der Lage, das zu halten und irgendwann hat dann einer von denen gesagt, wenn wir hier jetzt weiter die Stellung halten, dann müssen wir das ausbaden. Und da sich keiner von den Verantwortlichen zeigt oder es eine Entscheidung gibt, machen wir jetzt den Schlagbaum auf.

Und dann sind die Menschen rüber und nachdem dann die Bornholmerstraße auf war, sind auch andere, innerstädtische Grenzanlagen oder –durchgangsposten eben geöffnet worden, Heinrich Heine Straße in Kreuzberg, Checkpoint Charlie weiß ich nicht, weil das eigentlich nur für die Alliierten war, aber dann haben wir noch Invalidenstraße gehabt, ja. Und dann sind die Menschen da rüber. Entweder zu Fuß oder mit dem Trabi – das ist vielleicht auch noch etwas, das euch interessiert, „Trabiklatschen“, kennt ihr das?

Patrick:  
Nein.

Herr Engel:

Die sind da mit dem Auto rüber gefahren, weil viele dann gesagt haben; „Wir wollen mal über den Kudamm fahren mit dem Auto.“ Mit ihrem Trabi. Und dann sind die Autos, also Trabis sind ungefähr so breit. *(zeigt ein Handmaß von*

*ungefähr einer Tischhälfte, des Konferenzsaales.)* Relativ schmal, schon einmal einen gesehen? Du bestimmt. *(zeigt auf Patrick, Patrick bejaht genauso wie Benedikt & Franziska)* ...sind die rüber gefahren und man hat sich gefreut, dass man fahren konnte. Mittlerweile sind dann auch schon vom Westen Leute gekommen, die das begrüßt haben und gesagt haben: „Mensch unsere Brüder und Schwestern aus der DDR sind wieder da. Wir sind wieder vereint, naja noch nicht, aber zumindest auf einem guten Wege dahin.“ Und dann sind die Menschen in einem Spalier aus Menschen gefahren und jeder hat immer drauf gehauen, das war das so genannte „Trabiklatschen“. Wenn du dann da durch gekommen bist, dann bist du da durchgeschuckelt worden oder jeder hat dir aufs Dach geklopft.

Und dann konnten die Menschen an diesem Abend, in dieser Nacht eben in Westberlin spazieren gehen. Andersherum gab es Westberliner, das weiß ich auch noch, das war am nächsten Tag irgendwo in den Nachrichten, die gesagt haben, naja die Grenze ist offen, dann sind wir mal rüber nach Ostberlin, ohne Zwangsumtausch, ohne Grenzkontrolle und haben sich mal Ostberlin bei Nacht angeguckt. War natürlich leer.

Und das war die Nacht, die ich verschlafen habe. Und am nächsten Morgen, da hatte ich so einen Schulschwimmwettbewerb und konnte dann also ein bisschen länger schlafen, weil das irgendwie um 10 angefangen hat und hab dann meiner Mutter gesagt – man ist ja Schüler – : „Ach lass mich mal ausschlafen, es reicht mir, wenn ich um neun aufstehe.“ Vielleicht war es um neun, vielleicht auch früher, ich weiß es nicht mehr genau. Auf jeden Fall weckte sie mich um 6 Uhr. „Jörg steh auf! Heute Nacht ist die Mauer gefallen! Du musst

an den Fernseher kommen!“ Bei uns gab es immer so Regionálnachrichten, das war die Berliner Abendschau und dann gab es da Sonderabendschau halt früh am morgen. Und dann haben wir uns das dann angeschaut, was da dann so passiert ist und haben beide vor dem Fernseher geheult, weil es einfach so ergreifend war. Es ergreift mich auch heute immer noch. Und so ging der Tag dann eben los. Mein Geburtstag, nebenbei noch. (*Alle lachen.*) Jaja, das hat noch eine Relevanz. Und ja dann bin ich da zu dem Schwimmwettkampf da irgendwo gefahren, das war mit dem Bus. In Berlin gehst du ja einfach an die Bushaltestelle, der Bus kommt und du fährst eben hin. Überall hast du Trabis gesehen. Überall Menschen mit langen Bärten, die DDR-Bürger. Das war bei denen so Mode. Du erkanntest die Osis eben. Oder mit dem, was sie an hatten, Schuhe, Klamotten, Einkaufsbeutel, waren so Merkmale. Und du bist auch ganz leicht mit den Leuten ins Gespräch gekommen, die waren einfach glücklich. „Ach Mensch, wir waren heute hier und stell dir mal vor, das und das haben wir erlebt!“ War schon verrückt und die mich betreuende Lehrerin bei diesem Schulwettkampf, die hat die Nacht außerhalb verbracht. Die kam direkt von irgendeiner Party, wo sie mit irgendwelchen Leuten aus der DDR dann gefeiert hat, total übernächtigt, aber auch total happy und hat gesagt: „Mensch, habt ihr das nicht mitbekommen? Das war ganz Klasse und mal gucken, was jetzt daraus wird.“ Die Leute waren sehr euphorisch.

Ja, dann geht die Geschichte weiter, ich komm nach Hause, meine Oma kommt. Sie war schon im Westen, als sie 60 Jahre alt wurde, durfte sie dann in den Westen rüber zu uns. Es waren also nur noch mein Onkel, Cousin,

Cousine und Tante irgendwo da mit drüben. Meine Oma kommt also zu uns. Ist ja mein Geburtstag. Eine halbe Stunde später klingelt es an der Tür, mein Cousin und meine Cousine. Ne, ich glaub es war erst mein Cousin, der hat dann irgendeinen Kumpel noch getroffen, auf der Straße. „Ach ich hab absolut keine Ahnung, wo ich hingehen soll.“ – „Ach ich hab Onkel und Cousin drüben, kommst halt mit.“ Also hatten wir dann da halt irgendeinen wildfremden Jungen - der war nett – mit in der Wohnung gehabt. Und die haben natürlich gesagt, jetzt sind wir schon mal hier, jetzt wollen wir auch bleiben. Das heißt, die haben dann das ganze Wochenende bei uns irgendwo genächtigt. Also erst mein Cousin und dann kam irgendwann auch meine Cousine. Die dann auch gesagt hat, naja Westberlin, da hab ich ja zumindest eine Adresse. Cousin, Onkel, Tante. So dann waren wir also schon zu dritt, bzw. meine Oma dann ja nun auch noch die Nummer vier.

Hat es irgendjemand interessiert, dass ich Geburtstag hatte? Vollkommen in den Hintergrund gerutscht. Aber bei mir auch, das war eben an diesem Tag so. Man kriegt ja so seine Geschenke, das lag, bis zum nächsten Tag. Vollkommen unwichtig.

Man freut sich. Man quatscht. Man redet über das Ereignis. Man guckt voraus, was das eventuell bedeuten könnte. Ich kann euch die Gespräche von da zu Hause schon gar nicht mehr sagen, ich hab sie nicht mehr im Kopf. Aber irgendwann ist es dann auch so, dass man sagt: „Ach Mensch, wir haben gehört, Brandenburger Tor, da sind ganz viele Leute, da gehen wir jetzt also auch hin.“

Und dann war es so, das wir in Charlottenburg gewohnt haben zu diesem Zeitpunkt, da war dann die Anfangsstation der S-Bahn, die dann auch bis Friedrichsstraße rüber gefahren ist

und die ist dann damals Lehrter Bahnhof – heute auch Bahnhof - hat die gehalten und das war die nächste Station, dann zum Reichstag. Also wir sind da eingestiegen, das war auch gut, denn spätestens ab Zoologischer Garten, das war drei Stationen weiter, war die S-Bahn proppevoll, der Bahnsteig proppevoll, weil überall Menschen waren. Also Bahnsteige, das hast du noch nicht gesehen. Wie wenn in Bergzabern die Menschen auf dem Bahnsteig massenhaft stehen, dicht gedrängt und die wollten alle da hin, wo wir hin wollten. Also zum Brandenburger Tor, aber wir waren ja schon drin, also hatten wir Glück gehabt. Dann sind wir gefahren bis Lehrter Bahnhof, mussten dann noch ein kleines Stück zu Fuß laufen, so wie Hauptbahnhof heute, der war fast an der gleichen Stelle. Und dann sind wir dahin, zur Mauer. Eine riesen große Party. Und die Leute, haben wir ja gesehen, oben auf die Mauer rauf und dann haben wir gesagt: „Das machen wir auch.“ Und dann sind wir daran, Huckepack oder Räuberleiter (*macht Räuberleiter-Handbewegung.*) Und dann stand ich an diesem Tag mit meinem Cousin und meiner Cousine oder an diesem Abend irgendwann abends so zwischen 22 und 23 Uhr, oben auf der Mauer. Und das ist sozusagen mein 10. November dann und meine direkten Erlebnisse mit diesem Wendeereignis.

Xenia Zimmermann:

Gibt es noch weitere Dinge von dieser Brandenburger Tor Party, wie Sie sie jetzt grade genannt haben, die jetzt noch von Relevanz wären?

Herr Engel:

Nein ich glaube nicht, ich kann mich auch nicht an so viele Einzelheiten da erinnern. Ich weiß

nur, wir waren da, es war unheimlich voll, wir waren oben auf der Mauer, wir haben uns das angeguckt, aber es war wirklich sehr voll gewesen. Ich kann euch auch gar nicht mehr sagen, ob der Platz jenseits der Mauer, also zum Brandenburger Tor hin, ob der von West- und Ostberlinern gepilgert war oder ob es grade eine Phase war, wo die DDR-Grenzposten wieder gesagt haben: „Nee, nee, Leute, das ist Staatsgebiet der DDR, tanzt da oben, aber hier kommt ihr nicht rein.“ Das weiß ich gar nicht mehr.

Auf jeden Fall irgendwann hatten wir dann genug. Ich hatte übrigens keinen Fotoapparat dabei gehabt, da ärger ich mich heute noch ein bisschen. Wäre doch ein schönes Andenken gewesen. Irgendwann hatten wir genug und dann haben wir gesagt, "ok, gehen wir wieder zurück" und meine Cousine, das weiß ich auch noch, die wollte dann noch in eine Diskothek. In Berlin am Kudamm gab es eine Diskothek, das „Big Eden“. Kennt ihr Sascha Hehn. Ne sagt euch nichts. Das ist so ein Typ, der hat früher mal beim Traumschiff den Stewart gemacht, das war so ein Schönling.

Xenia Zimmermann:

Der da jetzt der Kapitän ist?

Herr Engel:

Kann sein. Ja genau, ja genau. Ja, aber nur vor 20/30 Jahren und dieser Typ war ein Sunnyboy und der hat immer geworben, für das „Big Eden“. Das lief immer im Berliner Fernsehen. „Ja, wenn ihr was tun wollt, dann kommt, treffen wir uns im Big Eden.“ Die Osis, die kannten eben nur dieses „Big Eden“ und meine Cousine hat gesagt, "a will ich jetzt aber eben mit rein." Also sind wir dann über den Kudamm da zurückgefahren und ich hatte dazu auch keine Lust, weil das auch nicht mein

Laden war. Und sie hat dann aber gesagt, ne ne, sie geht da hin. Und ist dann auch ausgestiegen und dann hab ich das gesehen, eine riesige Traube um diesen Eingang, weil die da alle eben rein wollten. Weil sie das eben kannten aus dem Fernsehen. Ich glaub, sie war dann auch drin. Wann sie nach Hause gekommen ist, weiß ich nicht. Sie hat dann irgendwie einen Schlüssel bekommen, sie wusste ja, wo wir wohnen. Und ist dann irgendwann nach Hause gekommen.

Xenia Zimmermann:

Und jetzt Veränderungen, die mit dem Fall der Mauer einhergingen. Jetzt grade was Sie vielleicht auch, was Sie von den Verwandten mitbekommen haben.

Herr Engel:

Nenn mir mal den Zeitabstand. Von wann zu wann. Also bis kurz nach der Wende oder bis heute. Ich hab ja immer noch Onkel und Tante und Cousin und Cousine im Osten. – Ach ja nicht im Osten, das ist ja nicht mehr der Osten.

Xenia Zimmermann: So ein mittlerer Zeitabstand, vielleicht so fünf Jahre.

Franziska Bartz:

Oder vielleicht auch ob es irgendwelche Effekte heute noch auf ihr Leben hat. Das wäre auch sicherlich interessant noch zu wissen.

Herr Engel:

Also, zum einen, man hat immer noch eine Mauer im Kopf.

Ne, das mein ich nicht, das ist jetzt eher metaphorisch gemeint. Ihr habt ja gehört, ich sag ja immer noch: „die Ossi“. Ich will es erklären, damit ist nichts Negatives gemeint. Die sagen zu uns genauso ebend: „die

Wessis“, das weiß ich eben von meiner Verwandtschaft. Das ist einfach so zur Kennzeichnung der Leute, die ehemals in der DDR gewohnt haben, bzw. in der Bundesrepublik oder eben Westberlin. Und dann gab's natürlich besondere oder bestimmte Charaktereigenschaften, die Menschen, die in der DDR gelebt haben, so aufgewiesen haben oder man ihnen zugeschrieben hat. Und manchmal ist es so, dass ich dann auch immer sage, so naja: „Typisch Ossi“ oder so was. Genau, wie die sagen würden: „Na, typisch Wessi.“ Also beispielsweise Arroganz wird immer den Wessis zugeschrieben. Das ist so. Und wir sagen dann immer, naja: „die faulen Ossi.“ Da ist eine Mauer im Kopf. Das ist nicht so, dass man sagt, wir meinen das wirklich so, dass ihr doof seid oder dass ihr faul seid. Letzten Endes ist es ja durch die Geschichte ja auch entstanden. Wenn ich sage; „Die faulen Ossi.“ Dann hat das nichts damit zu tun, dass die Menschen nicht so motiviert sind, nicht so viel arbeiten wollten. Es war einfach so, dass sie teilweise auch einfach nicht arbeiten konnten, weil sie keine Materialien zum Arbeiten hatten. Was haben sie also gemacht? Sie sind zur Arbeit gegangen, haben sich die erste Flasche Bier morgens um acht aufgemacht oder vielleicht auch etwas später und dann haben sie die Zeit abgesehen. Das war eben wirtschaftlich irgendwo bedingt. Und da ist immer noch so eine Mauer in Kopf, die man da immer noch hat, bis heute.

Patrick Luber:

Also die Vorurteile wurden immer noch...

Herr Engel:

Mhm.. ja es sind Vorurteile. Ich weiß es. Es gibt auch bestimmt viele Leute, die das nicht

wissen und sagen: „Naja, die sind ja so.“ Aber das ist dann eine Sache, wie man oder eine Sache der Bildung, ob man das, was man schnell rausplappert, wirklich glaubt oder ob man mal eben grad ein Vorurteil bedient, weil naja es ist halt grad bequem.

Also, wissen wir ja selber. Es gibt Menschen aller Couleur, aller Art und überall. Und dementsprechend gibt es auch arrogante Osis und faule Wessis. Aber das ist eben so, ich habe eben diese kleine Mauer immer noch im Kopf. Und wenn ich nach Berlin fahre, meine Eltern wohnen jetzt ja immer noch da, ich fahre immer noch durch den Osten. Es ist so. Es wird so bleiben. Also durch Sachsen, durch Thüringen, durch Mecklenburg-Vorpommern, das ist für mich Osten. Und wenn ich dadurch fahre, ehemals Grenzübergang Herleshausen, dann sag ich auch immer noch: „Hier hach kommt, habt ihr eure Pässe dabei?“ Weil wir die früher da ja immer zeigen mussten. Das geht nicht raus. Das macht auch nichts, das ist Geschichte.

Xenia Zimmermann:

Sind Ihnen, also Sie haben vorhin gesagt, Sie würden darauf noch mal zurück kommen, diese Unterschiede zwischen Ost und West zur Zeiten der Mauer.

Herr Engel:

Mhm, also, im Westen ist man ja sehr selbstbewusst und freiheitlich aufgetreten, weil man wusste, das man eigentlich durch nichts eingeschränkt wird. Im Osten war das nicht so. Im Osten musstest du schon aufpassen, was du so sagst, ich als Wessi nicht, aber wenn du dich irgendwo als DDR-Bürger geäußert hattest über eine politische Frage, dann wusstest du, dass du dir den Kreis derer, bei denen du das sagst, genau aussuchen

musstest. Weil man eben wusste, dass es so etwas wie eine Stasi gab, Informelle Mitarbeiter, wo man nicht wusste, wer das ist. Oftmals war das ja auch, naja nicht oftmals, aber das gab es auch, dass die eigene Ehefrau oder der eigene Ehemann bei der Stasi war als IM und dass man selber auch ausgehorcht wurde innerhalb der eigenen Familie. Oder der eigene Sohn oder die eigene Tochter durch die Eltern. Und von daher war man da etwas gehemmt, was man im Westen ja nun nicht hatte. Und mir ist das also passiert, ich glaube ich war 15 Jahre oder so, da waren wir wieder einmal zu Besuch, zu Weihnachten, bei meinen Ostverwandten. Da hatte ich, weil es damals so Mode war, so einen Bundeswehr-Parker. Kennen wir, ne? Diese olivgrünen Dinger. Hier ne Deutschlandfahne, da ne Deutschlandfahne. *(deutet zwei Streifen links und rechts an seinen beiden Oberarmen an.)* Und dann waren wir, weil wir ja irgendwie unsere 100 Mark um die Ecke bringen mussten auf dem Ostberliner Weihnachtsmarkt, der war mal ganz schön so, kaufen konnte man groß nichts, aber man ist eben hin gegangen und die Osis waren ja auch immer stolz auf ihren Weihnachtsmarkt. Sie mussten ja ihren Westverwandten etwas präsentieren. Dementsprechend sind wir dann also hingegangen und irgendwann wars dann also so, dass ich abgedrängt wurde von so zwei Männern, die haben mich dann in die Ecke gezogen und gemeint: „Das muss jetzt aber hier ab.“ *(deutet auf die Stelle wo auf seinem rechten Arm die Deutschlandfahne auf der Jacke gewesen war.)* Und mit 15 Jahren war ich noch nicht ausweispflichtig, dass ich den dann mit dabei haben musste. Zum Glück war dann meine ältere Schwester mit dabei. „Nene, wir sind aus dem Westen. Ja hier, ich kann mich ausweisen.“ Aber ja, wo sie mich



aufgrund dieses Parkers einfach mal aussortiert haben und mich zwingen wollten, haben sie dann nicht gemacht, weil ich ja ein Westberliner war, das Ding ab zu machen. Und das war dann für mich eben auch mal eine Erfahrung, ich hab keinen Spaß mehr gehabt an diesem Tag auf dem Weihnachtsmarkt, weil ich dachte, es passiert mir gleich noch mal.

Xenia Zimmermann:

Wie wurde mit dem Thema „Mauer“ bei ihnen in der Familie umgegangen? Wurde da offen darüber gesprochen?

Herr Engel:

Kann ich mich nicht mehr daran erinnern, weil es war ja normal. Ich musste es nicht thematisieren. Und meine Eltern, mein Onkel, meine Tante haben da auch nicht groß drüber gesprochen, also es war so im Haus meines Onkels. Der hat in so einem Haus in so einer Trabantenstadt, in Lichtenberg gewohnt. Da gab es einen, der wohnte eine Etage höher, der hat ein Telefon gehabt. Und wenn dann da irgendwo mal ein wichtiger Kontakt war, was weiß ich, wegen einem Besuch oder so, dann musste man den eben halt anrufen und dann kam irgendwo mein Onkel nach fünf Minuten ans Telefon, weil der eben aus ein oder zwei Etagen tiefer eben geholt werden musste. Aber es war eigentlich auch klar, dass wenn man dann telefonierte, dass man dann gar nichts sagt. Also vor allem nichts Privates oder was auch immer, weil die Anzahl der Telefonanschlüsse und – apparate war ja auch begrenzt und man konnte sich sicher sein, dass irgendwo auch immer die Stasi mit hinten dran war. Aber so in der Familie, man konnte zumindest frei reden. Aber ich glaube nicht, dass das ein Thema war.

Patrick Luber:

Und haben ihre östlichen Familienteile an Flucht gedacht oder haben sie die Zeit da einfach „abgesessen“?

Herr Engel:

Die haben die Zeit da einfach abgesessen.

Patrick Luber:

Also nicht wie andere, über Ungarn nach...

Herr Engel:

Ne, so waren sie nicht. Das war auch so, mein Cousin beispielsweise, der war auf einer KJS gewesen, in der DDR wurde immer viel abgekürzt, KJS heißt nichts anderes als „Kinder- und Jugend- Sportschule“. Da hat man sich die Leute herangezogen, von denen man sich versprochen hat, dass sie später mal auf internationalen Sportwettkämpfen Erfolge erringen könnten, die dann die Leistungsfähigkeit des sozialistischen Systems repräsentieren können. Und mein Cousin war also ein Segler gewesen und als solcher war er auch wohl gut gewesen und man hat ihn da gesichtet und das wäre dann aber so weiter gegangen, dass er im Alter von 14 Jahren, ungefähr, vielleicht auch eher 15, die Entscheidung darüber angestanden hätte, ob er weiter gefördert wird. Und Weiterfördern hätte bedeutet, er hätte Reisen ins Nicht-Sozialistische Ausland unternehmen können oder müssen. „Müssen“ in Anführungszeichen. Und dann guckt man sich die Leute genau an, also die DDR und dann hat man überlegt, wem können wir das zutrauen, wie politisch sicher ist der denn. Und mein Cousin war bestimmt politisch sicher oder zumindest war er unpolitisch, ihm war alles egal. Aber er hat eben ein großes Handicap gehabt, er hat Westverwandte gehabt. Und die Leute hat man

nicht so gerne rausgelassen, weil man dann dachte, naja wenn der Verwandtschaft im Westen hat, dann kann er eher mal fliehen, weil er denkt, er hat ja drüben Anschluss. Und deshalb ist mein Cousin beispielsweise ausgemustert worden, aus dieser KJS, dieser Kinder- und Jugend-Sportschule, und man hat gesagt, ok du machst jetzt deine normale Schulausbildung zuende, aber weil du dich vorher schon verdient gemacht hast, im Sport, sehen wir zu, dass wir dir zumindest einen Ausbildungsplatz besorgen. Und der hat dann irgendwo einen begehrten Platz bekommen, ich glaub, der ist dann Autoschlosser oder so geworden. Und damit war er zufrieden, denn damit hat er mehr erreicht als alle anderen. Weil er sich vorher im Sport engagiert hat und eben eine kleine Nummer war. Von daher, dem ging es nicht so schlecht. Das war eben auch charakteristisch für das System drüben, wenn du was getan hast, wenn man das erkannt hat und wenn man dich ein wenig protegiert hat, dann hat man deine eigenen Bedürfnisse, wie Freiheit, Meinungsfreiheit, Reisefreiheit oder so was einfach damit „weggekauft“, in dem man dir andere Privilegien gegeben hat. Ja?

*(Kurze Technische Pause)*

-Teil 3:

Franziska Bartz: *(nach kurzer Unterbrechung)*  
Geht weiter.

Herr Engel:  
Gut.

Franziska Bartz:  
Unser Thema ist ja eigentlich „Umbrüche“ in dem Sinne mit Comenius. Da wäre dann doch

halt noch einmal die Frage, wie sich das Leben dann in ihrem Ostfamilien-Teil sich verändert hat. Ob die in den Westen gegangen sind oder ob sie dort geblieben sind.

Herr Engel:

Ne, die sind also alle im Osten geblieben, in der DDR (*grinst*). Ja, das ist dann auch ganz symptomatisch für viele Ex-DDR Bürger. Als dann die Wende kam oder die Wiedervereinigung, da wurde natürlich viel über die DDR gemeckert. Und die DDR Bürger haben natürlich auch vorher viel über ihren eigenen Staat gemeckert, aber es wurde denen dann zu viel gemeckert. Das war so, als ob man ihnen ihre Jugend oder ihre Zeit, die sie in der DDR verbracht haben irgendwo madig machen wollte, als wollte man sagen: „Ach guck mal und in so einem System hab ich die ganze Zeit gelebt, warum habt ihr euch denn nicht vorher gewehrt.“ Und so was. Als dann auch diese ganzen schlimmen Dinge zum Vorschein kamen, beispielsweise, bleiben wir mal beim Sport, dass die Leute systematisch gedopt wurden, teilweise, obwohl sie es gar nicht wussten, körperliche Schäden hinnehmend oder, dass sie abgehört wurden oder dass das Wirtschaftssystem absolut marode war und nichts getaugt hat. Da war der DDR Bürger sehr getroffen und der wollte diese ganzen Dinge dann auch nicht mehr hören, weil der Wessi mit seiner Arroganz sagt: „Na, ich habs ja gleich gewusst.“ Und viele DDR Bürger und, so ein bisschen meine Verwandten dann auch, die haben dann gesagt: „Naja, so schlimm wars dann ja doch gar nicht. Wir haben ja zumindest das und das gehabt.“ Es gab ja auch positive Errungenschaften. Die zwar so heutzutage in unserem System gar nicht finanzierbar wären, in der DDR hat das keinen interessiert, man

hat das Geld einfach gedruckt. Aber sie haben sich dann einfach gewehrt. Ein Beispiel für das, was gut war in der DDR, gab es zum Beispiel eine absolute Gleichberechtigung der Frauen. Frauen und Männer haben egal wo, das Gleiche verdient. Das ist eine Errungenschaft. Das können wir hier im Westen nicht nachmachen. Da hat der Staat das einfach vorgegeben, es ist so, Leistungsprinzip wurde ignoriert, oder man hat gesagt: „Sie schaffen das gleiche, also müssen sie auch das gleiche verdienen.“ Oder ein anderes Beispiel ist die Versorgung von Kindern in Krippen, Kindergärten und was auch immer, eine Super-Quote gehabt eben, da kommen wir lange nicht mehr dran. Und solche Dinge haben sie dann immer vorgeholt und haben gesagt: „Naja, es war ja gar nicht alles so schlecht.“ Und der Wessi haut immer wieder drauf und sagt: „Jaja, ihr mit eurem Zeug. Kommt ihr mal, und euer Abitur war ja so und so nichts wert, ihr musstest ja nur linientreu sein und das blaue Hemd tragen von der FDJ oder von den Pionieren und dann habt ihr das auch alles schon bekommen. Teilweise ist das ja auch richtig, ganz so war es natürlich auch nicht. Aber der DDR Bürger, der Ex-DDR Bürger hat sich natürlich angegriffen gefühlt. Und da gab es dann auch einiges an Nicklichkeiten und selbst meine Verwandtschaft hat dann irgendwann gesagt, nicht zu uns, sondern so allgemein: „Irgendwann muss auch mal gut sein, man muss die alten Dinge ja nicht immer wieder ausbuddeln und was auch immer.“ Die wollen davon nichts mehr hören. Sie wollen vor allem auch nicht mehr, dass man sagt, das ihr Staat scheiße war. Was er war (*grinst*).

Xenia Zimmermann:

Eine Frage, die ich mir jetzt noch gestellt habe ist, wie haben ihre Mitschüler denn auf den Mauerfall reagiert? Oder wurde sich darüber nicht wirklich ausgetauscht?

Herr Engel:

Ich glaub, es war gar nicht so ein... - also man hat es ein wenig verpennt, wir haben alle irgendwie zu tun gehabt. Also ich war dabei, ich kann dir jetzt zum Beispiel sagen, am 25. Dezember war ich mit bei Schulfreunden, wieder ohne Fotoapparat, mit einer so langen Spitzhacke (*deutet gut 1,5m Länge an*), wie sie aus dem Bergbau ist. Am Reichstag, ich weiß genau noch heute, wo die Stelle ist, und haben ein Stück von der Mauer oben rausgehauen. Da habe ich irgendwo noch ein Bild, aber nur zu Hause, nicht, wie wir da oben drauf sitzen. Da war dann Polizeigitter, kennen wir, von der Demonstration, das haben wir uns da dran gestellt, es hat ja keinen interessiert, haben uns dann da oben raufgesetzt und haben da diesen Ring raus gehauen. Also wirklich so ein Stück (*deutet ca. 30cm Durchmesser an*). Den haben wir dann mit nach Hause genommen, das war dann unser Souvenir. Gibt's immer noch beim Matze Aalt, so hieß er. Hol ich mir mal noch ein Stück. Die Leute sind dann da vorbei gegangen, es war Weihnachten, das weiß ich auch noch, schönes Wetter gewesen, blauer Himmel, war kalt, aber nett, Sonnenschein. Die Leute kamen dann da vorbei, viele Touristen, die haben uns fotografiert und „Ah toll, und hier und da“ und wir haben nichts bei gehabt. Aber das ist so das einzige, wo ich sage, naja ich weiß, ich war mit Klassenkameraden da unterwegs, wir haben da was gemacht. Aber dass wir das jetzt politisch oder so ausgewertet haben, dass wir jetzt gesagt haben: „Ach stell dir vor, hier dreht sich jetzt die Welt. Wir kommen in eine neue

Ära.“ Das war ja nicht abzusehen. Für uns war es nur, dass die Mauer weg ist.

Unser Kosmos war klein. Aber du hast es spätestens im Frühjahr 1990 mitbekommen, da sind dann ja wirklich alle Grenzanlagen abgebaut worden und das, was wir früher in Berlin nie hatten, ein Umland, das war mit einem Mal da. Und wir Westberliner, wir Wessis, wir sind dann mit den Autos, Fahrrädern oder was auch immer, ins Brandenburger Umland gefahren. Potsdam, weiß ich auch noch ganz genau, da war ein Panzerübungsplatz der Russen, der war da zwar nicht mehr in Betrieb, zum damaligen Zeitpunkt, aber da waren noch ganz viele Kasernen. Die Russen waren also immer kaserniert, die durften auch nicht raus. Das war alles ziemlich marode, aber wir haben es da genossen, dass wir da wirklich ganz viel grüne Flächen haben. Und das Havelland ist ja auch mit viel Wasser versehen. Da haben wir begriffen, unser Kosmos wird größer und unser Bereich irgendwo und das war toll.

Xenia Zimmermann:

Würden Sie vielleicht noch irgendwas zu den Änderungen, die es dann gab, sobald wirklich alle Grenzanlagen weg waren, erzählen?

Herr Engel:

Als alle Grenzanlagen weg waren?

Xenia Zimmermann;

Oder wie sie abgebaut wurden, so ab dem Zeitpunkt.

Herr Engel:

Oh ja, da hab ich auch ein Erlebnis und zwar das war 12. November, da waren wir mit Kumpels aus dem Verein zusammen und da waren wir Spandau. Da haben wir uns immer

irgendwo bei einem Kumpel getroffen und dann (*wegwerfende Handbewegung*) haben wir irgendwelche Dinge da gemacht. Und dann hieß es immer so im Radio: weil wir da Radio gehört haben. „Heute abend soll der Grenzübergang zwischen Spandau und Falkensee, wo früher eine Straße langgelaufen ist, bis 1961, Falkenseer Chaussee- soll die Mauer abgerissen werden, dass Falkensee wieder Anschluss hat, an Berlin. Und da haben wir gesagt, da fahren wir hin, das gucken wir uns an. Und dann sind wir da hingefahren und dann haben wir gesehen, schweres Räumgerät, viele Berliner und viele Falkenseer von der anderen Seite, hast du ja gesehen, die haben da ja gearbeitet. Du konntest da noch nicht durchgehen, weil die da diese tonnenschweren Mauerteile erstmal abräumen mussten. So aber du hast gesehen, die Leute waren da, die Leute waren interessiert, die Leute haben das irgendwo auch gefeiert. Und das war auch eine ganz erhebende Szene gewesen, es war abends, so irgendwie 18/19 Uhr und die haben dann eben ein Flutlicht da aufgestellt. Da war klar, wenn die jetzt hier die Straße ganz planlos wieder aufmachen, dann wird das nicht mehr zurückgehen können. Aber ich hab noch ein anderes Erlebnis. Da gab es zwar schon diese Grenzübergänge, aber du musstest dich immer noch ausweisen, weil es eben noch keine grüne Grenze gab. Da saßen, zwar nur noch pro forma, zwei, drei, vier Grenzpolizisten von der DDR, die dann zu mindestens sehen wollten, dass du einen Ausweis hast oder was auch immer. Und das war Fußballweltmeisterschaft 1990. Die beginnt ja immer im Juni, die Weltmeisterschaft. Und da hab ich irgendwann abends einen Ausflug nach Ostberlin gemacht. Und dann bin ich da an diesem Grenzhäuschen vorbei und da lief irgendein

Fußballspiel von der Weltmeisterschaft, kein deutsches, aber irgendein anderes und dann saßen die in ihrem Häuschen drinne und haben sich dieses Spiel angeguckt. Wir sind dann da vorbei, rein geguckt, hierja, zwei Ausweise und dann rüber in den Osten. Das heißt also bis Juni – ganz lustig, wenn man das so rekonstruiert bis Juni 1990, stand die Mauer auch noch am Brandenburger Tor, weil ich weiß, dass ich übers Brandenburger Tor rüber gegangen bin, bzw. diese ganze Strecke wo heute Amerikanische Botschaft, das ...

Patrick Luber:  
Lindenstraße.

Herr Engel:  
Ja genau. Dann rüber Pariser Platz, Leipziger Platz und da musste man eben durch. Aber da stand die eben noch so. Aber da bist du dann hoch, hast gewunken und bist dann rüber. Das hat dann keinen mehr interessiert, das war nur pro forma.  
Aber da war glaube ich schon die Wiedervereinigung eine beschlossene Sache, bzw. die Währungsunion war schon abgeschlossen, ich weiß nicht mehr genau, wann das war, aber die D-Mark kam vor der Wiedervereinigung.

*(Kurze Besprechung zwischen den Interviewern)*

Xenia Zimmermann:  
Gibt es noch etwas, das Sie gerne erzählen würden jetzt?

Herr Engel:  
Es gibt so viele Dinge, aber es ist so, man muss dann mal auf so eine besondere Situation angestoßen werden und dann

sprudelt das auch wieder. Aber das ist einfach, man vergisst das so ein bisschen.  
Bedauerlicherweise. Also von selbst, man müsste es eigentlich aufschreiben.

Patrick Luber:  
Biologische Erinnerung.  
Wir waren vorher die Gruppe, die den Text zum biologischen Vorgang der Erinnerung durchgearbeitet haben.

Herr Engel:  
Es ist so, wenn ich an manchen Stellen in Berlin bin, dann habe ich meine Erinnerungen da. Es ist bis heute noch so, ich gehe immer noch nach Ostberlin. Oder in den Osten. Ich persönlich fühle mich auch immer – nein nicht wohler, das kann man nicht sagen, das ist ja eine Stadt- aber ich kenne mich einfach besser im Westen der Stadt aus. City-West sagt man heute dazu, das ist so Ku'damm, Tauentzienstraße. Und wenn ich beispielsweise einkaufen gehe, ich bin ja immer noch relativ oft in Berlin, ich fahre nicht an die Friedrichstraße, das interessiert mich nicht. Das ist Osten für mich. Ich fahre lieber dahin, wo ichs kenne. Wo ich weiß was und ich finde das auch schöner. *(An Patrick gerichtet)*  
Wart ihr am Kudamm?

Patrick Luber:  
Ja, wir waren am Kudamm.

Herr Engel:  
Kann man Bummeln, ne? Wart ihr in der Friedrichsstraße?

Patrick Luber:  
Ja, glaube ich, waren wir auch.

Herr Engel:

Schmaler Gehsteig, ist alles nicht so attraktiv.  
Meiner Meinung nach, ja?

Patrick Luber:

Wir waren auch, wie hieß denn das  
Einkaufszentrum?

Franziska Bartz:  
KaDeWe?

Patrick Luber:  
Ja genau.

Franziska Bartz:  
Kaufhaus des Westens.

Herr Engel:  
Und im Tränenpalast, wart ihr da auch?

Patrick Luber:  
Nein, da waren wir nicht.

Herr Engel:  
Siehst du, ist auch schon wieder so eine  
Sache, kann man auch wieder was drüber  
erzählen. Friedrichsstraße ist heute vom  
Deutschen Historischen -Museum ein  
Ausstellungshaus zur Thematik  
Bundesrepublik und DDR. „Grenzgänger“, so  
heißt die Ausstellung glaube ich. Der  
Tränenpalast war das Gebäude, wo man sich  
früher von seinen Ostverwandten trennen  
musste. Weil man nämlich durch einen  
unterirdischen Gang zum Bahnhof  
Friedrichsstraße dann hoch geleitet wurde. Da  
war dann die letzte Kontrolle, musstest du die  
Taschen aufmachen, damit du nichts  
rausnimmst, was du nicht rausnehmen darfst  
und da musste man sich eben verabschieden  
und das ist eben dann und wann mal mit

Tränen passiert und deshalb heißt das Ding  
eben „Tränenpalast“.

So, dann, wenn ihr irgendwelche Fragen noch  
habt. Dann kein Problem.

Xenia Zimmermann:

Vielleicht hätten Sie noch so was wie ein  
schlaues Schlusswort oder ein schlaues Fazit.

Herr Engel:

Kann man nicht ziehen. Was soll ich da  
sagen?

Franziska Bartz:

Das war halt wie zwei Welten, die aufeinander  
gestoßen sind.

Herr Engel:

Ne, kann man nicht so sagen. Das habe ich ja  
nicht so empfunden. Es hat sich alles  
organisch entwickelt. Aber trotzdem sind die  
Leute, die in diesen beiden Systemen gelebt  
haben, doch irgendwo unterschiedlich. Und ihr  
seid eine Generation, ihr sowieso noch, auch  
die vorige Generation eigentlich. Ihr seid davon  
nicht mehr betroffen. Alles, was nach 1990  
geboren ist, das sind Bundesrepublikaner. Die  
haben damit nichts mehr zu tun.

Patrick Luber:

Wir machen es nur noch im  
Geschichtsunterricht.

Herr Engel:

Ja, ja klar, aber man fragt sich dann: „Na ja  
sind die blöd, was bauen die da eine Mauer hin  
oder so.“ Aber was es für die Menschen  
bedeutet hatte ist nicht mehr nachzuvollziehen.  
Das kann ich teilweise ja auch nicht. Ich frage  
mich manchmal, was hat das für meine Oma  
bedeutet, als mein Vater damals abgehauen



ist. Den hat sie dann 10 Jahre nicht mehr gesehen, der durfte ja nicht mehr einreisen in die DDR, weil er ja ein Republik-Flüchtling war. Das sind Schicksale und das war nur ein kleines Schicksal. Und da gab es Menschen, die wussten, ihre Kinder sind abgehauen, sind beim Fluchtversuch erschossen worden oder die sind erwischt worden und sind dann irgendwo inhaftiert worden, in Bauzen für 10 Jahre weggeschlossen worden.

Franziska Bartz:

Da hätte ich dann eventuell noch eine Frage, wo Sie sagen, dass wir das gar nicht nachvollziehen können, aber es gibt anscheinend immer noch Leute, die sagen, das eine Mauer besser wäre, ich persönlich kann diesen Gedanken so gar nicht nachvollziehen deswegen...?

Herr Engel:

*(Schüttelt ziemlich energisch den Kopf.)*

Quatsch. Es ist gut so, wie es ist.

Franziska Bartz:

Weil man hat mal eine Umfrage gestartet und mindestens...

Herr Engel:

Quatsch. Sind alle dumm, die Menschen. Die wissen nicht, was es bedeutet. Und ich glaube, das kommt dann auch aus der Vermutung, dass man hier unseren Wohlstand, den wir hier im Westen haben und hatten, dass man den jetzt mit dem Osten teilen muss. Gut, es ist einfach noch so, dass die DDR wirtschaftlich so weit unten war, dass es eben einfach noch keine blühenden Landschaften gibt, wie Kohl sie damals versprochen hat. Das dauert noch, aber wenn wir jetzt mal den Historiker wieder

ansetzen, wer sagt, dass es so bleibt?

Vielleicht bildet sich in den nächsten 10,15,20 Jahren irgendwo eine Industrie drüben, die genau da an der richtigen Stelle angesiedelt ist und dann kommen die Menschen wieder und dann kann man sagen: „Ja, es ist doch noch eine blühende Landschaft geworden.“

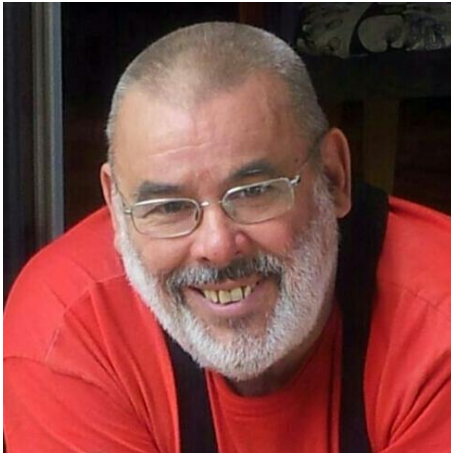
Patrick Luber:

Im Moment, also ich war schon drüben, bin mit dem Fahrrad durch ehemaliges Ostdeutschland gefahren, an der Ostsee entlang, durch die ganzen kleinen Dörfer und da sieht man überall verlassene Häuser.

Herr Engel:

Ja klar, die Leute hauen ab, weil sie keine Arbeit da haben und wenn auch schlecht bezahlt irgendwo, was sollen die machen? Und vor allem die junge Generation haut ja ab, weil die Arbeit sucht und die sucht Arbeit, wo sie gut bezahlt wird und in der Ex-DDR. Ihr merkt's, ich hätte beinahe wieder DDR gesagt, da wird eben noch anders bezahlt. Das ist eben noch ein – naja Billiglohnland kann man auch nicht sagen, aber das sind einfach andere Löhne, weil sie auch einfach andere Lebenshaltungskosten haben. Beispielsweise sind die Mieten in der DDR immer noch günstiger, Grundstückspreise genauso. Und das macht sich eben auf alles ein bisschen bemerkbar. Oder Rente. Die kriegen auch noch immer nicht die volle Rente. Also irgendwo, wenn sie noch teilweise in der DDR gearbeitet haben, wie das dann eben hieß. „Na, eure Lebenserhaltungskosten sind halt auch einfach günstiger.“ Aber das weiß ich jetzt auch nicht mehr so genau. Früher war es zumindest so.

## 12. Peter Gerlach (geboren 1947)



*Peter Gerlach berichtet im folgenden Interview über das Leben in der DDR bis zur Wende im Jahre 1989. Dabei kommen z.B. die Themen Einschränkung der Reisefreiheit, Tauschwirtschaft, Zwei-Klassengesellschaft, Manipulation der Kinder und Jugendlichen, Parteizugehörigkeit und Bildungschancen zur Sprache. In der DDR herrschte ein Systemzwang, der die Menschen zu Anpassung und Konformität erziehen sollte.*

Interview am 5.3.2014 in Rechtenbach mit Peter Gerlach (Z), Rebecca Focks (R) und Max Berger (M)

R- Wie lange und wo genau hast du in der DDR gewohnt?

Z- Gewohnt habe ich in Dresden und eigentlich bis zu 1900...äh 2000...nein 1986.

R- Wie war das Leben dort so, hast du dort auch angepasst gelebt oder warst du mehr so jemand, der aus der Reihe getanzt hat?

Z- Also ich war ein sehr frei denkender Mensch, ein sehr eigenartiger Mensch, außergewöhnlich. Ich habe mich in die Politik nie einkriegen lassen, erstens, da ich in der

Kunst war, Musik gemacht habe und da man ja sowieso etwas anders gelagert war und etwas freier gedacht hat. Aber im Arbeitsprozess selber musste ich mich genauso anpassen wie jeder andere. Es gab Richtlinien, wie überall auf der Welt, voller Biss wurde gearbeitet, die Arbeit wurde voll ausgenutzt, was natürlich im Osten ein kleines Problem war, da wenn Material da war, hatte man keine Baustelle oder es war kein Projekt da, oder wenn ein Projekt da war, war kein Material da. Das war immer ein Wechselspiel, worauf man sich dann eingestellt hat, wo man dann auch mehr oder weniger improvisiert hat. Es wurde im Osten wahnsinnig viel improvisiert. Was hier (im Westen) weggeschmissen worden ist, wurde dort (im Osten) repariert. Das ist also der Vergleich, weil es es dort eigentlich auch nichts gab oder wenig gab. Man musste aus wenig viel machen.

M- Was waren für Sie die Hauptunterschiede von der DDR zu West-Deutschland?

Z- Die Hauptunterschiede waren eigentlich bei Vielem das Reisen. Man konnte zwar reisen, aber nur in bestimmte Länder, wie Russland, Ungarn, Polen, Tschechien, außergewöhnliche Leute noch in Rumänien, Bulgarien. Alles andere war tabu. Es sei denn, man war privilegiert wie Spitzensportler, ...Witt etc., die also dann Hochleistung betrieben haben und ins Ausland durften, wenn sie politisch in Ordnung waren. Das war nur noch das Nächste.

M- Und für den normalen DDR-Bürger gab es dann keine Möglichkeit?

Z- Es sei denn, Einladung im familiären System, Einladungen in den Westen,

Familienbezug, große Feiern. Das musste man aber auch wieder politisch korrekt stellen. Das war die wichtigste Frage. Ich kenne es aus einem Beispiel von mir, ich war Leistungssportler viele Jahre, bevor ich mit der Musik angefangen habe, und war DDR-Meister, habe in Berlin gegen die Franzosen gekämpft. Meine politische Haltung war halt nie so, wie sie hätte sein sollen. Wenn ich den Mund gehalten hätte, hätten sie vielleicht gesagt ja, aber ich habe mich eben dazu geäußert und durfte deswegen nicht mitfahren. Ja... Also das gab es auch. Wenn man politisch nicht okay war, wurde man sofort festgehalten.

R- Also hat die DDR eher einen Verlust an irgendwelchen Medaillen in Kauf genommen, als jemanden wegzuschicken?

Z- Genau. Vom Image, vom Image her. Es war ja alles im Osten schön, war ja alles toll, ne? Es gab keine Arbeitslosigkeit, egal, ob man Arbeit hatte oder nicht, es war alles toll, jeder hatte zu essen und zu trinken, weil die Grundnahrungsmittel wieder sehr billig waren, also gegenüber der jetzigen Marktwirtschaft, und man konnte sich sehr billig Brot kaufen für vielleicht eine Mark vier, das Brötchen fünf Pfennig, also das sind solche Preise gewesen, die standen fest. Die Miete war sehr günstig aber dafür kosteten Rosen dann schon über 100 Mark und Fernseher kosteten zwei..drei..viertausend Mark. Ein Auto war Horror, weil man da eine Bestellung abgeben musste und dann musste man warten, bis die Bestellung so weit war und dann hat man nochmal warten müssen, bis man dann das Auto bekommen hat. Also es war alles ein bisschen komisch, aber die DDR-Leute hatten sich daran gewöhnt und deswegen ist es auch gut, ich bin gelernter DDR-Bürger. Man musste

sich vieles, man hat vieles improvisieren müssen. Man hat wirklich alte Autos zusammengebaut, um dann einen fahrbaren Untersatz zu haben und und und. Weil man halt einfach warten musste. So wie es momentan noch in Kuba ist. Kuba ist in derselben Situation, die haben dort die Autos aus den '50ern und fahren immer noch mit den Dingen rum. Reparieren und Schweißen und Kicken und machen, bloß damit das Auto rollt. So war es im Osten. Zwar ein bisschen anders, nicht ganz so verschärft, aber es war schon nah dran. Es war eine Zweiklassengesellschaft. Die Überprivilegierten, Professoren, Doktoren, Wissenschaftler wie Ardenne, der ja das Plasma Schweißverfahren entwickelt hat, am Fernseher beteiligt war, die waren ja spitzen Leute und die durften natürlich auch fahren und es waren ja keine politischen Geister, sondern Wissenschaftler. Und Wissenschaftler werden auch unter einem anderen Punkt als politisch...

R- Für dich war also jetzt das Problem in dem System hauptsächlich, dass man nicht so viel reisen konnte, das hat dich eingeschränkt?

Z- Es ging mir nicht nur um das nicht Reisen, generell es wurde ... äh.. ich will euch ein Beispiel nennen, du kamst in die Schule, das war ja alles festgelegt, du wurdest als Säugling vermessen, für was für eine Sportart du tauglich warst, wurde alles festgelegt, dann bist du als Jugendlicher in die Förderung gekommen, wenn du gut warst, so wie es bei mir war, ich war ausgelegt vom Gewicht her und da meine Daumen zu kurz gewesen sind, von dem Winkel hier außen, also wurde ich Schwerathlet, Judoka. Und so wurde man geführt... du wurdest geführt in der Jugend, dann wurde einem empfohlen, was du lernen

solltest, was du lernen könntest, was für dich also gut wäre, also es wurde schon geguckt, was die Daumen drinnen hatten, wir wurden dann auch gleich in die Uni geschickt, etc., immer eine Verbindung mit der Partei, also du musstest, wenn du auf die Uni gingst, in eine Partei eintreten, um die Klasse stark zu machen. Und so wurdest du gelenkt und geleitet, durch dein gesamtes Leben, hattest aber somit nur eine bedingte freie Meinung, nur in deiner Zelle.

M- Man wurde dann quasi von Anfang an in das DDR System rein gedrängt?

Z- Das war im Prinzip eigentlich ja,...es fing im Kindergarten an, man wurde dort schon auf eine gewisse, politische Art und Weise vorbereitet, weil, überlegt euch mal, von morgens um fünf Uhr, mussten die Leute arbeiten gehen oder aufstehen. Kinder wurden in den Kindergarten oder in die Kinderkrippe geschafft, früh um fünf Uhr da sie um sechs wieder anfangen mussten zu arbeiten. Das Kind wurde um sechs bis Nachmittags um 16, 17,18 oder gar 20 Uhr betreut. Und das war dieses System, wir konnten die Kinder schon dort in diese Richtung schieben. Da wurde dann halt gefragt, wenn man später älter wurde, in den kleineren Gruppen, also in den Gruppen, die kurz vor der Schule standen, wurde man dann halt gefragt: Ja, da spricht halt Walther Ulbricht, das müssen sich deine Eltern angucken. Und Kinder sind halt Plappermäule, und da wurde man gefragt am nächsten Tag: Ja hat sich der Vater es angeguckt? – Ne, Mist, hat der ganz vergessen. Und damit wusste man, aha, das ist ein Außenseiter. Ja das war.. mit den Kindern fing das an, es ging durch die Jugend, man wurde Pionier zum Schulanfang, es war

so ein blaues Halstuch, und im Ehrenkodex war alles Blödsinn, wie die Hitlerjugend, nur ein bisschen freudgetrimmt, dann kam die FDJ, die freie Deutsche Jugend, das war eine Folgeorganisation, von den Pionieren, die ein bisschen freier war, da konntest du zum Beispiel schon die Fahrerlaubnis machen GfT nennt sich das, Gesellschaft für Sport und Technik und dann sind Übungen gemacht worden, da konntest du dann eine Art Pfadfinder sein, die Organisation Pfadfinder sein und dann konntest du da durch den Wald rum sausen. Das war dann immer in diese eine Richtung. Wo immer ein gewisser Druck mit war, um zu sagen, das und das wollen wir eigentlich von dir oder das erwarten wir eigentlich von dir. Dadurch hatte man halt nie eine freie Meinung und irgendwann, wenn du dann mal frei sein wolltest, musstest du in die Quins gehen, oder halt der Beste in deinem Beruf sein. Dann konntest du da raus. Das war diese Klammer.

M- War es verpflichtend, den Pionieren beizutreten?

Z- Ich sag mal jein, weil man schief angesehen worden ist und wurde dann immer als eine Art Außenseiter behandelt. Ich zum Beispiel, war ein Außenseiter.

M- Sie waren da also nicht dabei?

Z- Nein. Ich bin dort hin gegangen und meine Mutter hat mich damals selbst entscheiden lassen und ich wollte dieses Tuch nicht tragen, diese blöden Grüße, die sie damals gemacht haben, das wollte ich alles nicht.

R- Die Pioniere haben ja sehr früh im Kindesalter angesetzt. War es dann so, dass

du es nicht wolltest aufgrund deiner politischen Meinung oder da du dieses Halstuch nicht tragen wolltest?

Z- In meinem Fall ist es so, ich bin relativ politisch wirklich schnell zu neuen Entscheidungen getrieben worden. Das hat jetzt mit der Vorgeschichte von mir zu tun, also mit meinen Eltern eigentlich und mit meinen Großeltern. Mein Großvater war \_\_\_? Mitgliedsnummer 5. Also er war ein sehr politisch engagierter Mensch. Somit war die Familie, politisch in eine Richtung gedrückt worden, aber auch andersrum, als es schwerer geworden ist. Mein Großvater hat zu mir gesagt, da war ich sieben, : „Junge, tritt in keine Partei und in keine Kirche. Schau dir mich an.“ Er war damals in einem KZ, einem Konzentrationslager, und ihm wurden damals sämtliche Zähne raus geschlagen, weil er politisch auf der anderen Seite stand. Also wenn du politisch auf der verkehrten Seite stehst, das ist hier so, das ist überall so, bist du immer irgendwo ein Außenseiter. CDU und die Grünen....Außenseiter. Das ist halt so, du bist Eigenbrötler und verfolgst, aber die Ziele sind deswegen nicht schlecht, aber sie sind nicht durchhaltbar. Und so war es mit dem Thälmann. Es kam dann nur noch dazu, dass viele in eine hohe Position gegangen sind und ich nie. Ich bin ja auch nie in die Kirche gegangen, habe sie ja abgelehnt, weil mein Großvater mir gesagt hatte: „hüte dich vor diesen Truppen, die taugen nichts.“. Und das habe ich bis heute durchgehalten.

R- Du hast ja erwähnt, dass du aufgrund deiner politischen Meinung ein Außenseiter warst. Wie hat es sich für dich bemerkbar gemacht? Wurdest du gemobbt?

Z- Mobben haben die sich nicht getraut.

R- Nur bei dir nicht oder auch im allgemeinen?

Z- Bei mir nie. Ich war – klingt doof – der Raufbold. Ich habe meine Meinung mit meinen beiden Händen durchgesetzt. Warst du dafür – gut –, warst du dagegen, – hast du Pech. So wie die es mit uns gemacht haben. Somit hatte ich da meine eigene Richtung, die ich bis heute durchgehalten habe. Ich bin heute noch genauso wie vor siebzig Jahren.

M- Sie waren also politisch eher neutral?

Z- Ich sage meine Meinung, lasse mich aber nie in eine Partei einschließen. Also ich sage zu einer Partei, was sie macht ist gut, was sie macht ist schlecht, ich sag es der Partei, wenn sie mich fragen, aber ich würde mich jetzt nie vordrängen und sagen, dass ich jetzt Mitglied werde und möchte dort einen Posten haben. Das würde ich nicht. Das war nie mein Ziel und nie mein Ding. Nicht, dass ich nicht führen könnte, das wäre falsch, ich kann schon führen, habe auch teilweise geführt im Osten, aber zum Einregeln. Die waren schwer, die waren sehr schwer, da ich im Berufsleben Truppen geführt habe, aber es ist immer eine andere Weglegalität, auf dem Kamm der Spitze. Entweder geht es da runter oder da runter, wenn ich auf so einem Kamm marschiere. Und ich habe es halt versucht, auf dem Kamm möglichst geradlinig zu gehen...

R- Ja, entweder man entscheidet sich der Politik unter zu ordnen oder man fällt auf der einen Seite runter, da man seine eigene Meinung nicht mehr vertritt.

Z- Genau, wenn man heute mal guckt, alle

Spitzensportler haben ihr Ziel gemacht, weil sie gesagt haben: „Okay, das bisschen rot, das krieg ich geregelt, Hauptsache ich kann mein Ding machen.“. Heute haben diese große Probleme, weil sie nicht gewusst haben, dass sie damals Anabolika bekommen haben, und was weiß ich nicht alles, und gleich das nächste, weil die wollten ja mit den wenigen Leuten möglichst viele Medaillen gewinnen. Das Image wie immer. In dieser kurzen Zeit, wurden ja die Säuglinge vermessen und einem Kind wurde auch sofort gesagt, du wirst das, du wirst das...Das waren Leute, die waren im Kindesalter schon so groß wie du!

M- Es wurde also geprüft, welcher Mensch den besten Nutzen hatte für das System?

Z- Ganz genau...Und daraufhin wurde man dann auch ausgebildet, danach war alles gemacht. Man wurde in den Weg eingegeben, und es wurde auch kein Geld und keine Mühe gescheut. Aber im Endeffekt, war es immer so, sag mir, wo du stehst. Und wenn du auf der verkehrten Seite standest, hattest du leider Pech.

M- Wie war es dann für Sie? Welchen Beruf haben Sie daraufhin ergriffen?

Z- Ich habe viele Berufe ergriffen, ich habe meine Möglichkeit danach gehängt, wie ich persönlich durch dieses Leben komme. Und das konnte man nur, indem man vielseitig war,.. und der Beste. Ansonsten wärst du wie ein Stück Holz bloß mit der Masse mit geschwommen. Wenn du was bewegen willst, musst du dich dagegen stellen wie ein Stein, obwohl der auch rund gemacht wird mit der Zeit...aber das ist schwierig. Und das habe ich dann auch versucht. Ich habe viele Berufe

gelernt und richtig gelernt mit einem Abschluss und allem drum und dran, um einfach zu sagen, ich kann dort hingehen, ich kann da hingehen. Ich war dann auch noch im Ausland arbeiten... wie das so ging, man geht da also ins Ausland, um Geld zu verdienen, um etwas zu erlernen, da fragt man nicht nach Politik. Ich war mitten in Russland, im tiefsten Russland. Es war schön, es war traumhaft, es waren zwei Jahre des Lernens, man hat dort andere Menschen kennengelernt und auch andere Arbeitsformen, es waren dort ja auch andere Länder mit beteiligt. Man durfte es einfach nicht politisch sehen... das habe ich auch immer ausgeklammert...immer, egal was ich gemacht habe, ich habe es nie politisch gesehen. Ich bin dann auch in meiner frühesten Jugend in eine Artistenschule gegangen, weil die Sportschule für mich damals noch nie möglich war, von meinen Leistungen her, und ich auf der anderen Seite ein fauler Sack war. Bloß konnte meine Mutter es nicht bezahlen, sonst wäre ich vielleicht heute irgendwo in einem Zirkus oder so... Jedenfalls haben sie mich dann entdeckt und mein Talent in Sachen Bewegung und haben mich dann auch daraufhin gefördert, wieder, durch meinen Mitstreiter, mit dem ich dort zusammen Artistik gemacht habe, der politisch hoch angesehen war, der dann auch die Offizierslaufbahn eingeschlagen hat und der hat dann auch gesagt: „Mensch, das ist so ein sportlicher Mensch, den nehme ich auf die Schule.“ . Ohne ihn wäre all dies nicht möglich gewesen, denn es war nicht einfach so, dass du hier einfach nur Vitamin B brauchst, sondern es ging beim Einkauf los und endete bei ganz normalen Sachen. Ich habe auch immer gesagt, die Familie müsste tausend Leute haben, um alles abdecken zu können.. habe ich immer gesagt...In jedem Beruf,



Fleischer, Tischler, Elektriker, alles musste dabei sein, selbst ein Straßenbahnfahrer musste dabei sein... und dann hattest du Geld in der Not. Somit hattest du in jeder Branche, die Möglichkeit etwas zu tun. Im Osten immer drei bis fünfhundert Mark in der Tasche stecken, immer, weil immer mal, irgendwo ein Kaufhaus gestanden hat, in dem es was Besonderes gab, was es sonst nirgends gab. Deswegen hatte ich immer Geld einstecken. Ich habe mir sogar mal drei Waschmaschinen gekauft..Ich brauchte sie zwar alle drei nicht, aber ich konnte sie tauschen, da ich mal Tapeten gebraucht habe oder Fliesen...Dies war eben das Geschäft, anders funktionierte es nicht.

R- Es war also immer nach diesem Tauschprinzip?

Z- Ja genau, der Wert war der gleiche, es wurde immer nach dem Wert gerechnet, in der Art: „du hast eine Waschmaschine? Ich hab da noch so paar Fliesen.“ ...ja, so ging das.

M-War es dann fast unmöglich, sich solche Gegenstände auf einen „normalen“ Weg zu besorgen?

Z- Da will ich euch noch ein Beispiel nennen: Ich war da schon mit der Konstanze zusammen und da haben wir zu Weihnachten für meinen Skoda, den ich damals noch besaß, vier Pirelli Reifen gekriegt. Weil es im Osten keine Reifen gab... Und dann bekam ich zu Weihnachten vier Reifen geschenkt, und da stand draußen nur noch dran: Pirelli. Ich habe mich gefühlt wie ein King. Ich hätte sie für mehrere hundert Mark verkaufen können, aber ich brauchte sie ja selber, weil ich ja selber was zum fahren brauchte. Das war dann das Problem. Wenn man Westbeziehungen hatte, war man gut dran. Da wurde getauscht, gehandelt...Der Kurs stand zum Schluss zur Westmark eins zu zwölf d.h., für eine Westmark hätte man zwölf Ostmark hergeben müssen...das war Wahnsinn..

## 13. Karla Feig (geboren 1959)



*Karla Feig wurde 1959 in Zwickau geboren. In der DDR sozialisiert verlief ihr Leben gradlinig über Schule, abgeschlossene Berufsausbildung, nahtlose Übernahme in eine Arbeitsstelle und Heirat.*

*Sie nahm die politischen Verhältnisse als gegeben hin, war aber nicht über die vorgegebenen Anforderungen hinaus politisch aktiv. Im familiären Zusammenhalt geborgen lag der Schwerpunkt ihres Lebens im privaten Bereich. Die anfängliche Zufriedenheit mit ihren Lebensumständen wich aber zunehmend durch das Gefühl der Begrenzung des eigenen Handelns und der Diskrepanz zwischen Dingen, die man sich hätte leisten können, die aber nicht zur Verfügung standen.*

*Der Wunsch nach Veränderung wurde so stark, dass Frau Feig und ihr Mann nach den Ereignissen an der ungarischen Grenze und in den Botschaften beschlossen, die DDR zu verlassen. Nur mit dem Allernötigsten versehen fuhren sie über die Grenze zu Verwandten in Bad Bergzabern. Schon bald mussten sie in*

*eine eigene, völlig leere Wohnung wechseln. Für die unmittelbare praktische Hilfe der evangelischen Kirchengemeinde ist Familie Feig heute noch dankbar. Beide Eltern fanden schnell Arbeit und leben jetzt in ihrem eigenen Haus. Obwohl sie die Entfernung zu ihren Familienangehörigen oft als schmerzlich erleben, möchten sie nicht in ihre alte Heimat zurückgehen.*

Interview am 16.1.2014 in Bad Bergzabern mit Jana Hitziger und Agnes Bartmus

Mit 21 Jahren habe ich geheiratet, mit 22, war mal, mit 20 Jahren habe ich geheiratet. Mit 21 kam das erste Kind, mit 23 das zweite Kind, mir waren aber, also ich war kein Jahr zuhause mit den Kindern. Dann haben wir wieder gearbeitet, oder ich habe wieder gearbeitet. Die sind dann in die Kinderkrippe gegangen, die Kinder mit 'nem halben Jahr.

*und Ihr Mann?*

Der hat auch gearbeitet. Des hat er aber so, wir haben uns das so eingeteilt, immer entgegengesetzt, die Schichten. Hat immer geklappt. Er hatte drei Schichten gehabt. Wenn er also Nachtschicht hatte, zum Beispiel, hat er gewartet bis die Kinder ausgeschlafen ham, dann weggeschafft, ich bin auf Arbeit gegangen. Nach meinem Dienst bin dann also auch aufgestanden, hab se dann abgeholt,

*Hm, aber dann hatten Sie ja praktisch keine Zeit für sich, also nicht Zeit für sich als Eheleute?*

Er hatte ja auch Frühschicht gehabt. Dann habe ich die Kinder fortgeschafft früh, dann war er Nachmittag mit mir zu haus, ja gut wenn er Nachtdienst hatte, waren wir abends bis um 10 zusammen, dann ist er auf Arbeit, Nachmit-

tagsdienst war er halt Nachmittag net da, joaa.. Also die Zeit hat gelangt. Nee, auch die Kinder waren dann besser abgesichert. Ich brauchte die net morgens um 6 zu wecken und in die Krippe zu schaffen. Sondern, wenn er Mittag hatte oder Nachtdienst hatte, hat er se dann weggeschafft. Und da konnten 'se ausschlafen.

*(Telefon klingelt, kurzes Gespräch, dann zurück zum Interview.)*

*Haben Sie zu der Zeit auch schon Einschränkungen gespürt?*

Wir persönlich hatten keine Einschränkungen gehabt, es war nur... hmm, wie soll ich mich ausdrücken? Du konntest nicht hinfahren wo du wolltest. Du hast das Geld gehabt, wir haben beide gut gearbeitet, gut verdient. Wir hatten die Wohnung total eingerichtet gehabt. Wir hatten eine Gartenanlage, wo wir am Wochenende hingefahren sind, wo wir übernachtet haben. Wir hatten ein Auto, also wir hatten keine Einschränkungen. Du konntest bloß nicht sagen ich fahre heute mal do und dort hin und... ja... seine Oma hat in Bergzabern gewohnt. Deshalb war das immer ein bisschen... Die ist dann 80 Jahre alt geworden und dann durfte er zum ersten mal auf Besuch fahren. Alleine. Mit seinem Vater zusammen. Es durfte nur einer aus der Familie wegfahren, 10 Tage. In die Bundesrepublik.

*Und so entstanden dann auch die Gedanken an eine eventuelle Ausreise?*

Jawoll, jawoll. Um hierher zu fahren.

*Da haben Sie dann einen Unterschied gesehen?*

Ja, ja, da hat man dann einen Unterschied gesehen, was es gibt und was man machen

könnte. Vielleicht sind schon Gespräche da entstanden wir können kommen und jederzeit sind wir aufgenommen da.

*Wieso war die Großmutter dann da? Das ist ja sehr interessant, dass die schon hier war, weil normalerweise ist es ja umgekehrt.*

Ja, mhmh, mein Schwiegervater ist Ungar, die sind Ungarn. Also Deutsch-Ungarn. Die sind vor 1949 ausgewiesen worden, aus Ungarn. Also sie sind dann nach Ostdeutschland gekommen, die ganze Familie. Und sind dann, ich weiß nicht wie lange, ein paar Monate geblieben. Ein paar Monate mussten die dort bleiben und sind dann nach Westdeutschland. Aber nur die Oma und der Opa und zwei Brüder von ihm Und mein Schwiegervater hatte meine Schwiegermutter kennengelernt und ist dort geblieben. Die wollte 'net weg, die wollte 'net raus dort, und da ist die dortgeblieben mit ihm.

*Also haben Sie schon in 2 Generationen sozusagen Migrationsgeschichte.*

Ja, ja, weil dann ist die Grenze gebaut worden und die haben dann gesagt kommt rüber, kommt rüber, es wird zugemacht oder wo es dann soweit war, wo die Gespräche waren. Und er hat gesagt, nee er geht nicht weg, und sie bleibt auch dort. Die hatten halt 6 Kinder dort. Und deswegen sind se dann dortgeblieben. Und alles Restliche war hier (Lachen.)

*Und erinnern Sie sich auch vielleicht an einen bestimmten Zeitpunkt, wo Sie wirklich angefangen haben die „Flucht“ ganz explizit zu planen?*

Ja, gut, wo des mit Ungarn war. Als die alle nach Ungarn ausgereist sind. Da war doch mal ne Zeit, wo alles nach Ungarn gereist ist. Die haben da Urlaub gemacht und dann war da ne

ganze Zusammenkunft von den ganzen Ostdeutschen, die da in Ungarn in der Botschaft da Unterkunft gesucht haben. Des war, ich sag mal, bestimmt ein viertel Jahr vorher, wo das losging. Oder sogar ein halbes Jahr vorher, wo die da in Ungarn die ganze Zeit die Krawalle gemacht haben. Da die und die konnten dort alle übernachten. Und konnten dann ausreisen.

*Und wie haben Sie das mitbekommen?*

Fernseh. Wir hatten da schon Westfernseh gehabt. Wir haben, ja, mitgeguckt. *Und Sie haben dann auch ganz schnell die Entscheidung getroffen auch dorthin zu reisen? Oder..?*

Joaa, soo schnell.. ich sage mal 4 Wochen hatten wir Zeit, uns das zu überlegen, in einer Woche haben wir es dann realisiert, dass ma des machen. Man kann ja nicht sagen, ich mach jetzt die Türe zu und lasse alles stehn. Es hängt ja schon en Haufe dran. Dass man da sagt, man macht jetzt mit Kindern und einfach aufs gerade Wohl fort.

*Und was konnten Sie mitnehmen? Und wer war sonst noch involviert?*

Wir haben mitgenommen: es Auto, der Trabant, dann haben wir mitgenommen viermal Bettsachen, also so Decken, die zwei Kinder, mein Mann und ich. Und noch ein paar Sachen für Klamotten so.

*Das heißt, sie haben auch viel zurückgelassen.*

Alles eigentlich. Alles. Zugeschlossen und..

*Also Sie hatten ein eigenes Haus?*

Wohnung. *Ne Wohnung.* Nee, also das war nicht eine Eigentumswohnung, es war ne Inhaberwohnung, die wir neu bezogen haben, damals. Ne Inhaberwohnung, aber mit drei

Zimmern. Und nen Garten hatten wir gehabt, wo auch en Bungalow dadrin war.

*Also wie konkret sah dann der Plan dann aus? Erstmals nach Ungarn fahren?*

Wollten wir, ja. Wir hatten es vorgehabt unsere Sachen zu packen und über Nacht oder abends wegzugehen, nach Ungarn zu fahren. Jedenfalls in der Nacht ham die im Fernseh gebracht, dass die Grenze aufgeht. Es war gerade an dem Abend, wo mir am nächsten Tag fortwollten. Ham se des en paar Mal gemeldet. Ich konnt's gar net glauben, dass die die Grenze aufmacht. Des war in den Meldungen, dass die aufmachen. Und des haben wir dann früh schon fix und fertig gepackt das Auto, sind auf die Polizei gefahren, haben uns erkundigt dort und sind dann losgefahren. Richtung Grenze. Nach Ulfdorf, ja. Da sind wir da dann rüber noch.

*(Zeigt uns die Reiseroute auf der mitgebrachten Karte und zeichnet die wichtigsten Punkte ein)* Da sind wir dann in ein Auffanglager gekommen..

*Das heißt die konnten auch den Zurückbleibenden nichts geben vorher?*

Nee, wenn des jemand erfahren hat, dass die weggehen musstest du aufpassen. Also du konntest niemand was sagen. Es haben nicht mal unsere Freunde gewusst, niemand, außer eine Freundin von mir. Die kommen dann, die haben die Wohnung verplombt, da konnte nichts rausgeholt werden mehr, die ham dann durchsucht und nach irgendwelchen Sachen gesucht, ob se finden, wo se hin sind oder so. Und dann, also meine Freundin hat's dann gewusst und ich, wir ham's dann so gemacht, dass meine Mutter, mein Schwiegervater und

die Geschwister von uns, die kommen dann und räumen die Wohnung aus. Des sind dann, waren so zehnn.. *aber ausreisen konnten Sie?* Wir sind offiziell ausgereist. An der Grenze sind wir offiziell ausgereist. Aber ma wusste ja nicht, ob man wieder rein darf oder irgendwann mal. Des war einfach nur, du bist ausgereist.

*Aber nicht auf Dauer des war oder was.. war*

Neeneee, des war nicht auslandbescheinigt. Des war nur dass du erstmal ausgereist bist. Man wusste nicht kommt man zurück, darf man zurück.

*Also sowas wie ne touristische Reise.*

Joa. Ja.

*Urlaub.*

Ja. Des bräuchte man ja nicht zu sagen, dass man für immer weg will. Des war nur der Stempel, da erstmal dahin. Und dann sind wir in so ein Auffanglager gekommen. Da waren wir drei oder vier Tage in so 'ner Turnhalle, dass mir dann die Papiere bekommen haben. Sind sie mit.. auf so'n Amt gefahren, wo mir dann bestätigt haben, dass wir bleiben wollen. Die ham dann verteilt, wo wer hinkommt. Wir ham ja gewusst, wir ham Familie hier, also ham wir des gleich angegeben. Aber es gab ganz viele, die mit uns dort waren, die sind nach Hamburg oder Bayern oder überall wo freie Plätze waren, freie, sind die verteilt worden dann.

*Und dieses Auffanglager war auch hier irgendwo an der Grenze? (zeigt auf Karte)*

Ja genau, des war an der Grenze dann. Des war an der Grenze, wo war das genau? also kann ich nochmal nachfragen, kann ich euch

nochmal Bescheid sagen. ja ich glaub so, da irgendwo. (zeigt auf Karte) Und wie ma weg sind, dann früh, da wurde auch schon, die Geschwister im Haus gewesen oder in der Wohnung gewesen und haben alles mitgenommen, was weg musste. Oder was weg sollte. Ich hatte Kartons fertig gepackt, was ich unbedingt ham wollte dann irgendwann mal, das hab ich dann meiner Mutter gebracht. Geschirr, und was weiß ich, so und Fotoalben, und alles was ich so irgendwann wiederhaben wollte. Irgendwann. Hatte ich alles meiner Mutter schon gebracht. Die hat des alles eingelagert. Und die Möbel, alles abgeholt. Da wurde die Wohnung dann... leer. Konnte niemand mehr was rausholen. Und ja, also des ist alles in der Familie geblieben.

*Und hatten Sie dann Zuspruch von Ihrer Freundin und von Ihrem Schwiegervater?*

Jaa, Ja, Ja, aber wir sind die Einzigen, die weg sind. Es ist niemand anderes weg, außer mir. Es sind alle dann dort geblieben. Des sind ja dann auch, ja mit der Zeit hast ja dann mitgekriegt, dass sich einiges verändert. Und ich weiß nicht, ob ich es gemacht hätte, wenn ich gewusst hätte, wie alles kommt. Des.. also.. hmm.. Ich glaube ich hätte..

*Und wollten die anderen dann einfach auch dort bleiben, weil es ihnen gefallen hat oder hatten sie Angst, dass was passiert, wenn das auffliegt?*

Angst ist dabei gewesen. Angst. Angst um die Familie halt. Wo du dann gesagt hast, man wusste ja nicht wie's weitergeht. Man wusste ja gar nichts. Du bist weggefahren, hast gedacht oh, kommst du irgendwann dann mal wieder? Joa, schwierig.

*Das heißt wenn Sie das dann nochmal aus heutiger Sicht beurteilen, wenn Sie gewusst hätten was passiert, wären Sie lieber dort geblieben?*

Also ich würd es heute nicht mehr machen. Ich sage es so. Da waren wir noch 25 Jahre jünger, und wir haben wieder von Null angefangen, mit nichts kann man sagen. Dat war alles dort. Ich weiß nicht ob ich es nochmal machen könnte. So wie es war.

*Wie wurden Sie hier aufgenommen?*

Ja, wir sind hergekommen dann, waren bei der Verwandtschaft, beide waren 60, meine zwei kleinen Kinder, im Haus in Bergzabern. Des hat dich dann auch genervt. Vier Wochen waren wir dort, die haben keine kleinen Kinder gehabt, die waren alle schon raus die Kinder von denen. Die sind dann rumgerannt, meine zwei, und ich war dann auch genervt,. Wir sind Freitag angekommen, die Woche drauf hat mein Mann schon Arbeit gekriegt. Und der ist heute noch unten. Dann sind mir ausgezogen, haben 'ne Wohnung gekriegt, ja, mit keinen Möbel. Kein Geld, kein Möbel, nix, Kinder da, kein Spielzeug, nix. Des war schon hart.

*Und die Gesellschaft? Haben Sie da Anschluss gefunden? Oder waren die eher so: Oh die kommen aus dem Osten..*

Nee des kann man jetzt so net sagen. Wir haben von der evangelischen Kirche, die Frau Kunz, die in Bergzabern wohnt, die hat uns sehr geholfen damals. Von der evangelischen Kirche war einiges so, also die ham gut geholfen. Die ham dann Bettsachen und Möbel organisiert. Du kannst ja net sagen, ich brauch jetzt des und des, sondern du kannst des der Frau Kunz sagen und die fragt dann, wer hat

des? wer hat des? wer hat des? Und so ham wer dann Einrichtung von Leuten gekriegt.

*Nach und nach dann..*

Nach und nach, genau, ja. Ja.

*Das heißt anfangs war es wirklich ein ganz leere Wohnung und Sie haben sich dann auch nicht so wohl gefühlt?*

Ja, Ja, mhm, mhm, Man kennt ja auch niemand erstmal. Das ist ja ein ganz fremdes Land erstmal, kannst du sagen. Es ist ganz fremd. Arbeit konnt' ich net, weil die Kinder ja da waren. Und wenn man dann net arbeitet.. *Und wann würden Sie sagen, dass Sie angefangen haben sich dann hier richtig wohl zu fühlen?*

Des, des hat sehr lange gedauert. Als die Kinder in die Schule gingen dann, dann ging das schon los, mit Fußballspielen oder in den Kindergarten dann oder wie's im Kindergarten war, des sind dann schon Freunde da und die Eltern davon, wo du dann Kontakt findest. Ja, es war.. Gut wir haben auch bekannte Ehepaare gehabt, mit denen wir dann zusammen gehalten ham, grade die Roths da. Die Kinder waren so alt wie unsere, mit denen sind ma dann am Wochenende immer fortgefahren und mit denen war eigentlich der meiste Kontakt da. Die auch von dort kamen, die Kinder es gleiche Alter hatten, da ham wer schon so Wochenendausflüge gemacht, mal da und mal da hin und..

*Kannten Sie die schon aus dem Lager?*

Nein, die ham wer hier kennengelernt. Und zwar bei 'nem Ausflug von der evangelischen Kirche nach Speyer. Die hatten damals so..

*Ach die haben einen Ausflug mit Ihnen gemacht?*



Ja, die haben immer so, mit den Ostdeutschen en Ausflug gemacht, nach Speyer, in den Dom damals und dann noch in die Kirchengemeinde von Speyer. Hat die Frau Kunz damals da und der Herr, der Herr war da noch da, die haben des damals gemacht. Und da ham wer die kennengelernt.

*Ach das ist ja eine gute Idee.*

Ja, und auch noch mehrere sind da dabei gewesen. Und durch die sind ma dann auch, sind die Kinder getauft worden dann in der Kirche. Wo ma dann hergekommen sind, haben wir die Kinder hier taufen lassen in der Bergkirche, und da waren dann 6 oder 8, 8 Kinder sogar. Und, oder bloß mit den Eltern, die da getauft worden sind, alle mit einem Mal. Deshalb... hmm, wenn die katholische Kirche sich vielleicht mehr gekümmert hätte, um uns, da wären wir vielleicht und die Kinder.. weiß man nicht. Ja, ich muss sagen, die evangelische Kirche hat sich damals am meisten um uns gekümmert.

*Und hat sich das dann ergeben, dass Sie auch wieder an Ihre Sachen gekommen sind, nach dem Mauerfall?*

Ja, jaa. Man konnte ja nit wieder zurück fahren gleich, also man hat ja auch Angst gehabt, wenn die Grenze kommt, und die, der Grenzposten war ja noch da, der war ja noch ein ganzes Jahr oder wie lange stand der ja noch, und es wurde kontrolliert, wenn du übergefahren bist, Ausweis. Du wusstest ja nicht, wen du (..) hast, dann nehmen sie dich vielleicht gleich weg. Und die ham des aufgehoben und mit der Zeit.. Im Grunde war das 91 dann erst völlig offen Ja, ja, des waren über anderthalb Jahr glaube ich, was da immer noch Grenzkontrollen war. Und da ham wer Angst gehabt, da hat man gedacht, oh wenn man jetzt (..) und die

haben aber der Reihe nach so Pakete geschickt, wo ma dann die Sachen gekriegt ham. Oder die konnten ja selbst rüberkommen und konnten uns besuchen. Die Geschwister, es war ja dann frei, es war ja dann offen die Grenze, du konntest dann rüberfahren und die hatten ihren Ausweis noch gehabt, von DDR, da ham die uns besucht, mit Auto und ham uns immer dann Sachen mitgebracht. Also ich hab viel wiedergekriegt von dort.

*Und die Möbel, waren die beschlagnahmt?*

Nee, nee, die net. Beschlagnahmt nicht, die haben die Verwandten genommen. Nee, da ham wir nichts mitgenommen.

*Aber das wurde dann von der Polizei bei der Verwandtschaft auch nicht wieder eingeklagt?*

Nein, gar net, nee , es kann auch sein, dass das alles nachdem die Mauer gefallen ist, dass sich das dann alles aufgelöst hatte. Dass die da gar net mehr so hinterher waren, die hätten auch gar net die Zeit dazu gehabt, sondern nur die vor der Mauer, als die weg sind. Dass da die Kontrollen noch schlimmer waren. Die sind ja fort, wo die Grenze noch nicht auf war. Die ham ja Flucht gemacht sozusagen. Bei uns war es ja schon wie eine richtige Ausreise.

*Aber da wussten Sie nicht, wie das bei den Anderen lief oder so? Da gab's keinerlei Informationen dazu?*

Nee, du hast auch nichts erfahren, haste gar nicht erfahren. Und des war mit dem.. Wir ham des gehört.. Wir ham des gehört, weil wir ham in Neubaublöcken gewohnt, wie hier im Maxburgring. Des ist schon ein Gespräch gewesen, oh die sind fort, verplombt und die Polizei war da. Aber mehr hast du nicht erfahren. Des war alles geheim. Ja und das wollten wir eben dann nicht, dass da dann alles beschlagnahmt

wird. Ob die des dann wieder aufgemacht haben und wie das alles war, das kann ich gar nicht sagen..

*Inwieweit würden Sie sagen, dass sich das Leben hier von damals unterschieden hat? Welche Freiheiten haben Sie hier mehr? Wie merken Sie das persönlich?*

Bei uns war's ja so, du hast Geld gehabt. Wir hatten wirklich, also ich kann sagen wir ham immer Geld gehabt. Du konntest aber nichts kaufen dafür. Du hast das Geld gehabt und du konntest nicht sagen ich gehe jetzt mal 'nen Fernseher kaufen. Weil's keine gab. Du kannst damals, ich weiß, meine Mutter, die wollte 'nen Fernseher sich kaufen. Des Bild und der Fernseher, da kommen 4500 Ostmark zusammen. Des Geld war da, aber du musstest dich 3 Stunden anstellen und dann bist du aufgeschrieben worden, um den Fernseher zu kriegen. Und so war's eben mit den großen Sachen. Geliefert wurde dann erst später, du bist aufgeschrieben worden. Das konnte alles noch dauern. Oder ne Schrankwand zum Beispiel. Du konntest nicht hingehen und konntest sagen du willst irgendwie die Schrankwand haben. Du musstest warten, du musstest ein zwei Jahre warten manchmal. Oder auf ein Auto, 8 Jahre auf einen Trabbi warten. Auf ein neues Auto, 8 Jahre. Es Geld war da, du konntest, du hättest den sogar kaufen können, weil du hast ja gespart, also ich sag mal mir sin halt sparsam. Du hast keinen gebrauchen gekriegt. Du musstest auf ein neues Auto mit 18 dich anmelden, du konntest net mit 16 dich anmelden, du musstest mit 18 geh'n dich anmelden, nach 8 Jahren hast du dein neues Auto gekriegt. Wir haben dann einen Gebrauchten gekauft, aber du zahlst für einen Gebrauchten genauso viel wie für einen neuen Wagen. Und das war das Ärgerliche. Du konntest mit dem

Geld nicht viel machen.

Du konntest auch net in Urlaub fahren, wie du wolltest. Wir hatten dann so einen Zeltanhänger, du konntest in die Tschechei fahren, da konntest du hinfahren ohne Probleme. Mit 'nem Tagessatz, Du musstest da dein Geld dann umtauschen, ich glaub 10 Mark am Tag pro Person konntest du umtauschen und du konntest nur das Geld für die Tschechei dann nehmen. Kronen waren das. Du konntest mit DDR-Geld nichts machen, du bist es nicht losgeworden, weil es keiner ham wollte.

*Aber die tschechischen Kronen standen ja auch nicht besser?*

Das macht nichts, es hat keiner DDR-Geld genommen. Du musstest deinen Tagessatz, du bist jetzt 14 Tage in die Tschechei in Urlaub gefahren, mit nem Zelt waren wir da, du konntest für diese 14 Tage pro Mann 10 Mark umtauschen. Und des Geld hast du gehabt. Du musstest von dem Geld alles zahlen, aber du konntest nicht sagen, hier hast du 10 Mark, tauschst du mit mir. Es hat keiner genommen das Geld. Weil das keiner ham wollte.

Als wir uns kennengelernt haben, mein Mann und ich, da sind wir nach Bulgarien geflogen. Da gab's so eine Jugendtouristik, du konntest bis 27 Jahre als Jugendlicher ins Ausland fliegen. Also in 'ner Gruppe. Und da sind wir nach Bulgarien geflogen. Da hast du dann auch kein Geld gehabt. Da musstest du dann auch die Ostmark in die bulgarische Währung umtauschen. Da waren wir in so Bungalows in so 'nem Dorf untergebracht. Und dann waren dort, die wir kennengelernt ham, die Jungs haben dann Mädchen kennengelernt, die dann von Westdeutschland waren. Denen ging's gut dann. Die ham bezahlt, die Westdeutschen, du konntest da ans Wasser gehen, da hast du alles in DMark bezahlen können,

des war für uns ja alles nit, du konntest nicht irgendwo hingehen und groß feiern, weil du das Geld nicht hattest. Der Unterschied von Ostdeutschen zu Westdeutschen, das hast du noch gar nicht gesehen, also das war ein Unterschied, wie Tag und Nacht. Du konntest nichts bezahlen. Das ist deprimierend gewesen, sowas.

Du bist nicht fortgekommen aus dem Dorf. Du saßt in der Gruppe zusammen. Mir ham dann Karten gespielt, Bier getrunken, aber du kamst nicht fort aus dem Dorf, die Ostdeutschen. Und die, die dann Bekanntschaften geschlossen hatten mit den Westdeutschen, die konnten weggehen mit den anderen. Die konnten dann woanders hingehen und ganz andere Dinge sehen.

Und wir waren jung, das kannst du dann eben auch nicht verstehen, da denkste auch: "oh die machen mit denen fort und die sehen des und des, und mir können gar nichts sehen, können gar nichts mittanzen und auf dem Schiff, da wo alle anderen hingehen!" Das ist dann schon ärgerlich gewesen sowas. Wenn du net mitgehen kannst. Du willst schon, aber du kannst net. Die ham dich gar net reingelassen. Die ham gefragt Ost oder West? Seid ihr aus Germany? Ost oder West? Das war der Unterschied.

*Das heißt das Geld war der Unterschied?*

Das Geld ist der Unterschied gewesen, ja. Es gab auch bei uns ein Intershop wo du einkaufen konntest, mit Westgeld. Wenn du Verwandtschaft hattest, konntest du da einkaufen gehen. Da konntest du auch die Zigaretten und Schokolade und Strumpfhosen kaufen, wie du wolltest. Aber wenn du kein Geld hattest, hast du von außen bloß gesehen, was da drinnen steht.

*Es war im Grunde so der Alltag, was Sie am meisten dort gestört hat?*

Ja, der Alltag.. Wir hatten Arbeit gehabt, wir konnten gar net klagen, wir ham auch beide gut verdient. Das war schon mal die Hauptsache. Es waren die vielen Kleinigkeiten, die dann zusammen kommen. Über die Jahre immer schlimmer und mehr, dass man dann unzufriedener geworden ist.

Und das wurde dann irgendwann zu viel. Wenn man gesehen hat, was man haben kann.

*Also wären Sie ohne Ihren Mann eigentlich gar nicht weggegangen?*

(*mmh mhh*) (=nein), das kannst du nur zusammen machen. Das kannst du nur zusammen machen und der Zusammenhalt muss da sein. Es gab auch viele, die dann auseinander gegangen sind und das ist alles (...)

*Danach?*

Ja. (*mhm*)

*Und was glauben Sie war da der ausschlaggebende Punkt?*

Die haben das anders gesehen dann, die haben dann die -ich sag mal- (*hmm*) ja gut, die Frauen haben dann die Kinder gehabt, die Männer haben dann gesehen, dass es noch ein ganz anderes Leben gibt, außer Familie. Die waren freier hier, oder die Frauen waren freier -plötzlich!-, weil es ganz andere Möglichkeiten gab als bei uns (DDR). Fortgehen und die Männer (...) wenn die (..) wenn der Mann jetzt 'ne Frau kennengelernt hat, die konnten denen ja was bieten, den Frauen. Von hier die Männer konnten ja den Frauen was bieten, oder umgedreht. Und die einen Mann kennen-

gelernt haben konnten hier ganz anders sagen: „Komm, wir geh'n jetzt da und da und dort hin.“ oder „Wir fahr'n jetzt in Urlaub da und dort hin.“ Das hatten die ja nicht gehabt. Darum gingen viele auseinander, die dann gesagt haben „ich geh zu dem“, oder „ich geh zu der Frau jetzt, sieh zu, wie du zurecht kommst“. - Gab's.- (mhm)

*Das ist ja dann ein hartes Schicksal...*

Ja. Aber das sind die Unterschiede halt gewesen. Du konntest ja dann sagen: „Oh heut fahrn wir nach Paris mal.“, wer es sich leisten konnte sag' ich mal, und die neue Freundin mit und die haben das gesehn, ja, das könnte immer so weitergehn. „Mein Mann kann mir nix bieten, der hat keine Arbeit, der hat nix.“ Da gab's schon welche, oder viele, die auseinander gegangen sind. Ob das dann gehalten hat ist die zweite Frage, aber erstmal war der Reiz größer, zu dem Mann zu gehen, oder zu der Frau zu gehen.

*Obwohl man sowas durchgestanden hat...*

Ja (!) (mhmm) Oder die Kinder, die noch dran hängen. Man ist ja dann meistens durch die Kinder noch verbunden (mhm).

*Und hatten Sie Unterstützung von Ihrem Umfeld, oder war das einfach nur eine familieninterne Entscheidung (dass Sie hierher kommen)?*

Das war nur (...) Wir zwei haben das beschlossen. Meine Mutter war nicht begeistert, die war krank dann nachher, die war dann (...) die konnte es nicht versteh'n, keiner.

*Haben Sie sie dann davor in die Pläne eingeweiht, oder erst dann, als es feststand?*

Nein, erst ganz kurz vorher. So drei Tage vorher. Ja du kannst ja nicht sagen „ich geh' jetzt weg“ vier Wochen vorher und die macht sich verrückt. Erst war alles ganz kurz vorher gesagt es ist gepackt und in drei Tagen (...)

(mhm) Aber sie lebt noch, sie wird jetzt 91 (lachen), war schon ein paar mal da, jetzt zwar nicht mehr, aber kam immer jedes Jahr zweimal auf Besuch, wir fahren oft hin. Alle noch dort, wir haben niemand hier an Verwandten, alle noch zuhause (DDR) (lachen). Alle Geschwister, es ist auch keiner nachgefolgt.

*Und Sie hatten nie nach '91 das Bedürfnis, zurückzugehen?*

(mhm)(verneinend)

*Das wäre ja dann möglich gewesen.*

Ja, aber man hat ja nichts mehr gehabt dort: man hatte keine Arbeit mehr, die haben ja dann schon auch (...) es ist ja dann mit den Betrieben schon losgegangen wo sie dann auch umgestellt haben, oder wo sie dann -wie soll ich mich ausdrücken- wo die Arbeit dann auch schlechter geworden ist, weil viele Betriebe geschlossen haben zum Beispiel. Die Kinder waren hier (Westen) integriert, die Rausreisen und wieder zurückgehen, hier hat man Arbeit gehabt, beide. Ich war dann auch in der DEMAG das erste Jahr und ich bin jetzt seit 22 Jahren bei der Post. Ja, die Arbeit war dann da einfach, ja. Dann haben wir angefangen, dann erstmal in die Lessingstraße gezo-

gen dann, dann haben wir das Haus gekauft (Maxburgring), also wir sind eigentlich nie mit dem Gedanken, wieder zurückzugehen (*mhm*). Mit der Zeit haste ja deine Freunde genauso, oder deine Bekannten wo du hingehst, oder die Arbeit hauptsächlich. Die Arbeit und es sind viele dort arbeitslos geworden, die keine Arbeit mehr gekriegt haben dann. Meine Schwester war lange Zeit zuhause, meine große, wo die 40 war hat der Betrieb zu gemacht. Ja da kriegste keine Arbeit mehr, die ganzen Jahre zuhause und wenn du sowas dann hörst, was willst'n dann zurückgehen? Hier haste deine Arbeit und die Kinder haben sich hier eingewöhnt. Gehst'e ohne Kinder zurück? - War eigentlich nie ein Thema. Wir fahren gerne hin, kommen aber auch gerne wieder her (*lachen*).

*Sie haben ja gesagt, wenn Sie gewusst hätten, dass die Grenze aufgeht, dann hätten sie das nicht unbedingt gemacht, aber bereuen Sie es auch so richtig, oder haben sie es einfach als einen Weg akzeptiert?*

Ja, bereut haben wir es nicht. Bereut haben wir es beide *nicht*, dass wir hergekommen sind (*mhm*). Ich hätte es deshalb nicht gemacht, wenn ich gewusst hätte wie alles wird, dass die Grenze auf geht, dass man genau so reisen kann, dass man genau jetzt alles kriegt, wie man jetzt hier alles gekriegt hat dann. Die Verwandten sind alle noch dort. Das ist schon ein Punkt gewesen wo du (...) wir hätten das genauso geschafft was wir hier geschaffen haben bestimmt (...) Wenn man es gewusst hätte, wie alles kommt.

*Obwohl das mit den Arbeitsplätzen dann schlechter wurde?*

Ja, ja, aber mein Mann ist Elektriker und der hätte bestimmt -ich sag jetzt mal- Arbeit bekommen. Die Arbeit wäre vielleicht das Wenigste gewesen, was uns jetzt was ausgemacht hätte. Glaube ich nicht, wegen der Arbeit wäre es nicht gewesen. (*mhm*) Die Verwandten halt, das ist auch der Nachteil, wenn Feste sind, also die sind halt weit weg. Das sind 400/470km bis nachhause (DDR) immer. Wenn Geburtstagsfeiern sind und wir telefonieren, dann ist das schon manchmal hart, dass du nicht dabei bist.

*Dann fließen Tränen (?)*

Ja, ja. Am Anfang noch schlimmer als jetzt. Man kann nicht einfach am Wochenende mal sagen Samstag fahren wir hin und Sonntag kommen wir zurück, weil die 500km, das ist schon eine Strecke, die du fahren musst. Es sind schon manche Sachen (...) Oder meine Mutter, jetzt war sie ein paar mal krank, dann sitzt'e schon da wie auf Kohlen und denkst „oh, pff...Warum bist'e hier?“ (*hmm hmm*) Das sind schon so Momente. Aber ich muss sagen, jetzt ist es schon besser geworden, als am Anfang die ersten paar Jahre. Da saß ich schon oft da und hab gedacht „Warum?“ (*hmm*) Aber es ist alles gut jetzt. (*lacht*)

*Und die Verwandten, haben die es „bereut“, dort geblieben zu sein, oder waren sie eher froh?*

Es gibt (...) ich sag' jetzt mal der größte Teil ist froh, dass sie dort geblieben sind. Es gibt vielleicht welche, die sagen: „Gut, man hätte es genausogut gemacht.“ Aber es ist immer die Familie, die gehalten hat drüben. Die meisten haben alle Verwandten dort, gerade seine

Freunde. Wir waren dann so fünf/sechs Pärchen, die sind immer noch dort. Wenn wir hin kommen, dann feiern wir immer zusammen, aber es hat keiner den Mut gehabt zu sagen: „Wir gehen weg.“ Die sind alle nicht fort. Und jeder hat Arbeit von uns, oder von den Freunden, denen geht's allen gut. Wir haben's nicht bereut, aber die anderen haben es nicht gemacht.

*Würden Sie sagen, dass der familiäre Zusammenhalt, auch vorher, drüben (DDR) viel wichtiger war auch um den Alltag zu bestehen? (...)*

Ja.

*(...) Dass das zusammengeschweißt hat und man dann auch ein Stück Sicherheit aufgegeben hat?*

Hat man aufgegeben. Die hat man aufgegeben die Sicherheit. Vor allem auch mit den Kindern damals, als sie noch klein waren. Ich hab genau gewusst - dort - ich konnte die in der (...) es war gar kein Thema, dass es keinen Kindergartenplatz, oder keinen Krippenplatz gibt, das gab's nicht. Du hast dein Kind gekriegt, du hast es angemeldet, du hast gewusst, in einem halben Jahr oder so kannst du deinen Kindergartenplatz oder Krippenplatz kriegen, du konntest die ab um sechs in den Kindergarten/Krippe bringen bis Nachmittag um fünf. Da gab's keine Sommerferien, da gab's keine Winterferien. Du konntest dein Kind immer fort bringen, auch als Alleinerziehende jetzt zum Beispiel. Da brauchtest du nicht drauf zu achten: „Es sind jetzt drei Wochen Ferien, ja was machst du jetzt damit?“ Das gab's nicht. Also das Sozialfeld, muss ich sagen, war dort besser. Ganz ehrlich. Du konntest zum Arzt geh'n, jederzeit. Mit den Kindern auch, die sind immer

gut behandelt worden. Wir sind angeschrieben worden, zum Beispiel wenn mal Impfungen waren. Oder im Kindergarten, da sind sie immer besucht worden. Da gab es überhaupt gar nichts auszusetzen.

*Aber es war der Bevölkerung wohl nicht klar, dass der Staat es eigentlich nicht finanzieren kann?*

Nee.

*Weil das hat ja, denke ich, dieses riesige Defizit, was sich da aufgebaut hat, denke ich mit bedingt.*

Das waren ja auch ganz andere Kosten als wie es jetzt ist denk' ich. Das war gar nicht einzuschätzen, dass das nicht finanziert werden kann. Das ist jetzt erst hinterher, nachdem alles, nachdem die Wende war ist ja alles hier erst explodiert mit den Kosten sag ich mal.

*Ja aber der Staat ist ja deshalb denk' ich zusammengebrochen, weil das wirtschaftlich und finanziell gar nicht mehr ging...*

Aber da hatten wir ja überhaupt nichts damit zu tun als Bürger, denn wir hatten ja überhaupt gar kein Einblick gehabt. Das hat man ja gar nicht gesehen.

*Das wussten sie gar nicht?*

Gar nichts. Das haste ja gar nicht erfahren, das hat man ja gar nicht gewusst. Die haben ja nach außen immer....

*Sie wussten auch nichts von diesen Krediten zum Beispiel (...)*



Nein.

*Diese merkwürdige Sache (...)*

Nein.

*Wir im Westen verstanden das ja gar nicht, wie die DDR von jemanden wie Strauss, der ja nun absolut der Kommunistengegner war, mit dem diese Geschäfte abgewickelt hat.*

Gar nichts erfahren, da hast du gar nichts erfahren. Das haste gar nicht gewusst. *(mhm)* Das hat man gar nicht erfahren. Das war alles (...)

*Unter Zensur*

Ja. Und was in der Zeitung stand (...), das stand da nicht drin. Durchs Fernsehen mal gesehen, aber man hat es vielleicht gar nicht beachtet in dem Sinn, weil das gar nicht für uns jetzt (...). Man brauchte keine Angst zu haben. Man hat eben Schule gemacht, zehn Jahre, ich hab' mich beworben, bei drei Stellen. Da gab's das nicht, dass man eine Arbeit suchen musste. Es war alles geregelt es war alles (...). Ich hab' genau gewusst; ich hör jetzt auf im Juli mit der Schule, am ersten September hab ich meine Lehrstelle. Und so ging es allen. Da hat man keine Angst gehabt. Und wenn ich fertig bin mit der Lehre, ich bin dann weiter beschäftigt dort. Es ist nicht wie hier, die Angst hatten wir nicht gehabt. Das, was wir von unseren Kindern so mitkriegen, das gab's bei uns nicht. Das war alles (...) du hast aus- gelernt und wusstest es geht gleich weiter, die behalten dich, wenn nicht, gehste woanders hin, findest eh was. Das war der Vorteil, sag ich mal.

*Würden Sie denn sagen, dass die Balance hier zwischen Sicherheit und Freiheit ein bisschen ausgeglichener ist, oder, dass es hier dann sogar schon fast zu frei ist, weil man zum Beispiel die soziale Sicherheit nicht mehr ganz so hat?*

*(hmm)* Ja das ist jetzt (...) Also je mehr man jetzt so nachdenkt, es wird ja jetzt hier auch schlimmer werden, es ist ja nicht mehr so, wie es einmal war. Wo wir her kamen vor 25 Jahren war das auch alles noch viel einfacher, als wie jetzt. Soziale Sicherheit sag' ich mal. Also wir scherzen manchmal und sagen es ist schon ganz schön anders. Man kann auch nicht mal jeden was sagen, das war früher nicht so. Man muss auch schon überlegen, wem man was sagt. *(lachen)* Aber es ist auch schon (...). Es ist anders geworden. Über die 25 Jahre ist es schon ein bisschen anders geworden muss ich sagen. Aber überall. Bei der Arbeit war es vor 25 Jahren auch einfacher, Arbeit zu finden als wie jetzt. Es ist überall so.

Und so vom Familienleben her dort, war es dann auch, dass die Familie mehr zusammen war und enger gelebt hat?

Also ich glaub in der Familie ist es jetzt hier auch nicht anders als wie dort. Wenn hier Familienfeste sind ist auch die Familie zusammen, dort ist es genau so. Das einzige, was ich jetzt hier merke, ist, dass ich jetzt hier als Oma mehr gefragt bin, als meine Mutter damals als Oma, weil zum Beispiel der Kindergarten oder die Schule, der war man bis um vier nachmittags, oder bis um fünf. Die Kinder konntest du hin bringen, wenn niemand da war. Bei uns jetzt zum Beispiel, wenn jetzt Ferien sind, dann pass' ich auf's Enkelkind auf, weil der Kindergarten zu hat. Das war bei uns eben nicht. Der war immer auf. Also ich hab' meine Mutter nie

so oft gebraucht, wie jetzt meine Kinder mich brauchen. Obwohl ich dann schon nach einem Jahr wieder gearbeitet hab war ich trotzdem viel abgesicherter wie jetzt. (...)

*Nochmal zurück zur „Flucht“ an sich, also vor was hatten Sie denn am meisten Angst? Was haben Sie vorher als größte Herausforderungen eingeschätzt und was hat sich dann danach herausgestellt?*

Das war die größte Angst, nicht mehr zurückzukommen.

*Also Sie wussten, dass Sie herauskommen würden?*

Das haben wir gewusst, dass wir rüber kommen, aber wir wussten nicht, ob wir wieder zurück kommen. Man hat nicht gewusst wenn man jetzt die Tür zuschließt, ob morgen die Mauer wieder sein wird, das hat ja keiner gewusst, dass es so kommt. Das war eigentlich die größte Angst (...), dass man nie wieder die Mutter sieht. Dass wir es nicht schaffen, haben wir eigentlich nie bezweifelt. Wir haben die 10 Jahre vorher zusammengehalten und hinterher, als wir da waren. Das haben wir miteinander gepackt. Dann haben wir auch hier immer entgegengesetzt gearbeitet. Wenn ich früh hatte, hatte er spät, oder umgedreht. Da haben wir uns eher weniger gesehen, aber die Kinder hatten immer jemanden gehabt, es war immer jemand da.

*Also es war in dem Sinne keine Herausforderung für Ihr Familienleben, sondern Sie haben eher noch stärker zusammengehalten?*

Ja. Ja, man muss sich verlassen können, oder man hat sich verlassen. Es gab keine Zweifel daran. DU konntest auch nicht sagen ich

schaff die Kinder mal irgendwo hin -wohin? Du hast ja niemanden gehabt, höchstens einmal zum Freund von den Kindern, aber du konntest nicht sagen, ich schaff sie heute 'mal zur Oma. Ging nicht, das haste nicht gehabt. Du konntest nicht ohne die Kinder irgendetwas machen. Das gab's nicht, mal abends fortgehen oder so.

*Wie erinnern Sie sich denn daran? Freudig? Gerne? Oder ist es für Sie eine Belastung noch einmal die Zeit revue passieren zu lassen?*

Belastung ist es nicht .Es ist nur jetzt, wenn ich erzähle, dann denkt man an manche Sachen, wo man schon gar nicht mehr dran denkt. Mit der Zeit ist es schon alles normal geworden. Wir wohnen halt hier und die Kinder wohnen hier und haben auch schon Kinder hier, es ist eigentlich ganz normal. Das einzige die Sprache, aber sonst haben wir uns eigentlich dran gewöhnt.

*Und die Erinnerung verblasst dann so ein bisschen?*

Die verblasst solange man nicht drüber spricht.

*Aber wenn Sie sprechen kommt alles wieder zurück?*

Genau. Ich denk' jedes mal am 9.September daran, meine Freundin ruft mich an, an dem Tag. Das ist immer der 9./10. November. Das ist der Tag, da denkste dran. Wie du angefangen hast und hier in Bergzabern warst mit einer Couch, die Kinder ihr Bett gehabt. Das sind schon Sachen wo du dran denkst, doch doch.

*Und reden Sie auch mit Ihren Kindern darüber, oder interessieren die sich da weniger? Wie erinnern die Kinder sich?*

Ja, die wissen das schon, die denken schon daran, aber vielleicht nicht in dem Maß, wie wir dran denken. Die waren 4 und 6. Der ist ja dort noch in die Schule gekommen, da gab es eine ganz andere Strenge. Also nicht wie hier. Für den war das hier Luxus.

*Große Freiheit (?)*

Ja. Bei dem war es ganz schlimm. Dort musstest du zum Beispiel die ganze Dreiviertelstunde sitzen bleiben, du konntest nicht aufstehen, da gab es keine Bleistifte, da gab es Füllhalter. Dann kam er her, dann ist mit Bleistift geschrieben worden und dann musste er laufend spitzen gehen. Es war schlimm mit dem (*lach*). Der hat die Freiheit total (...) Da gab es auch nicht, dass es zur Pause geklingelt hat und die raus gerannt sind, das gab's nicht. Die sind aufgestanden, dann hat die Lehrerin den Unterricht beendet und dann sind die langsam raus. Und jetzt plötzlich gab's das nicht mehr, sondern: Pausenklingeln, aufsteh'n und fort. Ja, das war für den perfekt. (*lach*)

*Also für die Kinder war es schwierig?*

Ja, das Freie dann. Es war schon eine strenge Erziehung in der Schule oder im Kindergarten. Das war nicht wie hier.

(...)

Früher haben sie alle zusammen gegessen, jetzt, wenn einer Hunger hat, holt der sein Brot raus und isst. Das zum Beispiel gab's bei uns (DDRler) nicht. Das sind die Freiheiten...

*Dann meinen Sie es ist besser, wenn man klare Regeln und Strukturen hat?*

Ja, es ist richtig den Kindern das in der Schule beizubringen. Ich hab' gemerkt, dass die Kinder hier lockerer erzogen sind als andere von dort. Ich will jetzt nicht sagen, dass meine Kinder streng erzogen worden sind (*lach*), aber nicht so locker.

(...)

*Was waren noch Erinnerungen, die Ihnen im Kopf bleiben? (die Unterschiede betreffend damals)*

Das ist der Urlaub gewesen. Du konntest nicht hin fahren, wohin du wolltest. Du konntest dich nur vom Betrieb aus um irgendwelche Urlaubsplätze bewerben. An der Ostsee, oder Berlin, oder irgendwohin und dann bist du ausgewählt worden. Es gab vielleicht 30 Plätze und 100 Leute Belegung, dann bist du ausgewählt worden. Dann hast du einen Platz gekriegt, oder nicht. Die haben dann auch drauf geachtet, ob Kinder. Die waren dann immer ein bisschen (...) Sozialplaner, oder wie das hier heißt, die dann sowas auch beachtet haben. Ob sie jetzt gelost haben, das kann ich nicht sagen, weiß ich nicht. Das war das ärgerliche halt, du konntest nicht mal irgendwohin einfach so fort fahren, wie man es jetzt machen kann. Und wie gesagt, du konntest nicht kaufen, was du wolltest, was zu vielleicht gebraucht hättest. Dann bist du in der Früh hin und hast dich angestellt, um für die Kinder eine Jeanshose zu kriegen. Oder Weihnachten, da hast du gemerkt, dass Weihnachten ist. Die Apfelsinen gab es nur zu Weihnachten. Wenn du hier irgendwo einkaufen gehst, dann siehst du Ende September schon die Weihnachtssachen liegen.

*Gibt es spezielle Bilder, die Sie vor Augen haben, wenn Sie sich erinnern?*

Das Wegfahren von dort mit dem Auto. Das ...  
war das Schlimmste.

#### 14. Renate Steegmans (geboren 1938)

(Großmutter von Caroline Desgardin)

Interview April 2014 in Grindelwald (Schweiz)



##### *Während des Krieges :*

Sie lebte in Frankenberg, in der Nähe von Chemnitz (Sachsen). In Chemnitz gab es viel Industrie, die andere zerstören mussten, deswegen gab es in Frankenberg viel Bombenalarm. Aus diesem Grund mussten die Leute oft in die Luftschutzkeller, sogar manchmal mehrere Wochen. (Im Ruhrgebiet gab es auch viele Bombenanschläge, weil es ein Industriegebiet war : Eisenbahnlinien und Fabriken wurden zerstört.). Doch trotz aller Alarme kam in Frankenberg nie eine Bombe runter : Es waren alles nur Falschalarme. Omas Vater war Dolmetscher (Tschechisch-Deutsch in Prag). Omas Onkel hat am Krieg im Westen (Westfeldzug genannt), in Russland (Stalingrad) und in Italien (Monte Cassino) teilgenommen. Kurz vor Kriegsende haben amerikanische und britische Bomber Dresden in mehreren Angriffen bombardiert (immer wenn die Leute nach einem dieser Angriffe dachten, es wäre zu Ende,

kam ein neuer Angriff). Omas Tante hat diese Angriffe überlebt.

##### *Die Nachkriegszeit :*

Kurz nach dem Krieg haben die Besetzer aus dem Westen sich die schönsten Villen, Kinos und Schwimmbäder ausgesucht und sie beschlagnahmt, manchmal sogar 10 Jahre lang.

Meine Oma lebte in der russisch-besetzten Zone. Dort gab es 3 Jahre lang Lebensmittelkarten, mit denen man sich wenig Essen kaufen konnte. In dieser Zone war die Hungersnot besonders schlimm. Wegen der Hungersnot mussten die Leute Kartoffelschalensuppe (mit getrockneten Kartoffeln) kochen. Nachdem der Bauer mit seiner Egge über das Kartoffel- oder Getreidefeld gezogen ist, gab es immer noch Kartoffeln, die durch die Zähne der Egge nicht aufgelesen worden sind, also gingen die Leute auf das Feld, um die übrigen Kartoffeln aufzulesen. Die Eltern gaben oft ihre Nahrung den Kindern und gingen hungrig ins Bett. Omas Cousin, wie viele andere, die in der Tschechoslowakei lebten, wurde nach dem Krieg vertrieben: man sagte ihnen, dass sie in einer Stunde das Haus verlassen haben sollten. Die Frauen haben damals viel geholfen die Steine aus den Trümmern zu klopfen, um den Wiederaufbau voranzutreiben. Man nannte sie die "Trümmerfrauen". Münster, Dresden, Nürnberg, das Ruhrgebiet und auch Köln (bis auf dem Dom: Man sagte, ein schlauer Amerikaner hätte verordnet die Stadt bis auf dem Dom zu zerstören), die komplett zerstört waren, wurden nach alten Plänen wiederaufgebaut.

Meine Großmutter, die ja im Osten gelebt hat, ist noch ganz früh aus der russisch-besetzten Zone geflüchtet, wegen der schlechten Lebensbedingungen und der politischen Lage. Der Vater meiner Oma, der den Deut-

schen ja während des Krieges geheime Informationen über die Tschechen gegeben hat, stand auf der schwarzen Liste. Er ist also 1947 alleine nach Gütersloh geflohen, und als er dort einen Wohnsitz und eine Arbeit hatte, ist die Familie ihm 1948 gefolgt. Zwischen der Flucht ihres Vaters und des Restes der Familie, haben er und ihre Mutter sich einander Briefe zugeschickt. Meine Oma, ihr Bruder und ihre Mutter sind in der Nacht aufgebrochen, tags weitergelaufen, und die nächsten Abende haben sie an jeder Tür geschellt, bis welche sie aufnahmen (die Leute halfen damals einander viel und hatten auch viel Vertrauen (Zusammenhalt). Sie sind mit einem vollen Kinderwagen geflohen und haben sonst alles stehen und liegengelassen. Nah an der Grenze gab es einen Bauern (im Osten), der genau wusste, wann die russische Streife wo war und hat die Familie meiner Großmutter über die Grenze gebracht, als gerade an diesem Ort kein russischer Soldat war. Omas Tante und Onkel sind in der DDR geblieben und haben einmal im Osten Urlaub in Sotschi gemacht.



### 15. Marcel Suillerot (geboren 1923)

Interview am 22. Januar 2014 in Dijon

Marcel Suillerot war zwei Jahre im Konzentrationslager Oranienburg und ist in unsere Schule gekommen, um von seinen Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg zu erzählen.

Im Jahre 1940 war er 17 Jahre alt. Er erklärt uns, dass unter dem Vichy-Regime die Freiheit sehr eingeschränkt war: Die Zeitungen und die Gewerkschaften waren verboten, man durfte abends nicht ausgehen (das war der sogenannte Zapfenstreich, „couvre-feu“). Die Devise der französischen Republik „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ wurde durch das Motto „Arbeit, Familie, Vaterland“ ersetzt. Einige Menschen wie Marcel Suillerot waren nicht bereit, sich der neuen Ordnung von Maréchal Pétain zu beugen. Sie waren Widerstandskämpfer und begannen, nachts Flugzettel gegen die Kollaboration und das Naziregime auf die Straßenwände und auf die Abflussrohre zu kleben. Außerdem klauten sie die Waffen, die die französischen Soldaten nach der Niederlage abgegeben hatten. Später erfuhr er, dass diese Waffen von der Widerstandsbewegung („maquis“) in Arcenans gebraucht worden waren. Es war ihre Art, Widerstand zu leisten. „Lieber aufrecht sterben als auf den Knien zu leben!“



Marcel Suillerot im Alter von 17 Jahren

Am 6. Oktober 1941 wurde er von der französischen Polizei verhaftet. Jemand hatte ihn denunziert.

*Ich wurde zur 11. Brigade Spéciale der Polizei, 2 rue Lamonoye in eine Zelle geführt. Neben mir gab es einen anderen Typen, der mich fragte, warum ich hier war. Er war mir zu neugierig, offensichtlich war er ein Polizist und ich sagte nichts. Zum Glück wusste der Kommissar Marsac nichts von den Waffen, ihm war nur die Flugblattaktion bekannt. Ich wurde geschlagen und schlug mit der Faust zurück (ich konnte nämlich boxen). Danach folterten sie mich fünf Stunden lang, die französischen Polizisten! Sie schlugen mir mit einem Eisenlineal auf die Fußsohlen. Da ich nackt auf einem Brett festgebunden war, durfte ich zum Urinieren nicht aufstehen und musste auf mich pinkeln. Dann schleiften sie meinen Körper im Urin auf dem Boden. Das Schlimmste war die Angst, nicht durchzuhalten und im Delirium einen Kameraden zu verraten. Das einzige, was ich gestand, war, dass ich die Flugblätter verteilt hatte, um etwas Geld zu verdienen (was natürlich nicht stimmte). Ich stammte aus einer armen Familie und konnte mich so als Opfer hinstellen.*

Danach kam Marcel Suillerot ins Gefängnis von Dijon. Dort waren sie zu fünft in einer Zelle, mit Strohsäcken auf dem Boden und einem Krug mit 2 Liter Wasser, der für's Trinken und für die Notdurft ausreichen sollte! Sie durften eine halbe Stunde pro Tag auf den Hof gehen. Im Februar 1942 versuchte er mit einem anderen Häftling zu fliehen. Dieser Fluchtversuch scheiterte, ersparte ihm aber vielleicht die Erschießung, denn er wurde am 28. Februar nach Chaumont überführt. Am 7.

März wurden die fünf „Normaliens“ (Lehrerstudenten der Ecole Normale) in Dijon als Repressalie erschossen.

*In Chaumont war ich in Einzelhaft. Wenn am frühen Morgen eine Tür aufgeschlossen wurde, wusste man, dass der betroffene Häftling erschossen werden sollte. Einmal wurde einer abgeführt und sang „Le temps des cerises“.*

Danach kam Marcel in ein Lager in Rouillé (département Vienne), zwischen Pithiviers und Niort. Dort half ihm die Solidarität der Kameraden, die ihm zu essen gaben, sodass er wieder etwas zu Kräften kommen konnte (er hatte sehr viel Gewicht verloren). Dann ging es nach Compiègne (Oise). Von dort wurde er mit 1600 anderen Menschen im Zug abtransportiert.

*Wenn wir gewusst hätten, wohin wir geführt werden, hätten wir revoltiert. Ich hatte 1938 das Buch eines deutschen Kommunisten gelesen, der aus dem Konzentrationslager entflohen war und die Gräueltaten beschrieb, die dort geschahen. Als ich im KZ ankam, dachte ich: Der Kamerad hatte Recht, das war keine Propaganda.*

*Im Zug waren wir zu 60 Menschen eingepfercht in Viehwagen, die für 8 Pferde oder 40 Menschen gedacht waren. Diejenigen, die im Sommer abtransportiert worden sind, sind erstickt. Wir hatten ein Fass mit 200 Litern für die Notdurft, keine Lebensmittel. Die Fahrt dauerte 2 Tage und 2 Nächte. Als wir dort ankamen (in Oranienburg, 30 Kilometer von Berlin entfernt), wurden wir mit Prügelstöcken und Hunden aus den Wagen geholt. Ich kann mich daran erinnern, dass ein älterer Priester mit Gewand und rundem Hut von einem SS-Mann am Bein aus dem Wagen gezerrt wurde, über den Rand des Wagens fiel und sich das*

*Kreuz brach. Es war 8 Uhr morgens, die Kinder gingen zur Schule. Die Eltern ließen sie Steine nach uns werfen, weil wir Terroristen waren. Als wir in das Lager kamen, hieß es: „Ihr kommt durch die Tür herein, ihr werdet durch den Schornstein hinausgehen. Diejenigen, die nicht arbeiten können, verlasst die Reihen!“ Sie sollten zur Gaskammer.*

Nach ihrer Ankunft wurden den Häftlingen alle Gegenstände abgenommen, die sie bei sich trugen. Sie wurden geschoren und bekamen eine Mütze (die Frauen ein Kopftuch), ein Hemd, eine Hose und eine Jacke, keine Unterwäsche. Sie waren keine Menschen mehr, sondern nur noch „Stücke“ mit einer Nummer, die sie möglichst schnell auf Deutsch lernen mussten, um nicht geschlagen zu werden. Ein Schlag konnte harmlos, aber auch tödlich sein. Bei jedem Wetter (auch bei 12 Grad minus) mussten sie auf dem Appellplatz stehen, ohne sich zu rühren, mit der Mütze in der Hand und kahlem Kopf. Die gefrorenen Nasentropfen waren wie stechende Nadeln, die man möglichst unauffällig mit der Hand wegwischen versuchte. Man musste lernen, nach den deutschen Befehlen im Schritt zu marschieren und zu wenden.

*Mit den deutschen Kameraden, die gezwungen worden waren, das Lager zu bauen, fraternisierten wir bald. Wir waren nicht gegen die Deutschen, sondern gegen die Nazis. Die tschechischen Häftlinge mochten die Franzosen nicht, weil Frankreich die tschechische Republik verraten hatte. Wir mussten ihnen erklären, dass wir gegen unsere Regierung waren. Insgesamt zählten wir 18 Nationalitäten unter uns. Die Franzosen waren eine entschlossene und organisierte Gruppe.*

Am Anfang wollte Marcel nicht sagen, dass er Schlosser war, um nicht für die deut-

sche Kriegsmaschine arbeiten zu müssen. Deshalb sagte er: „Hilfsarbeiter“ und wurde zum Abladen der Kähne geschickt. Dazu musste man über eine Planke gehen. Wer in den Kanal fiel, wurde erschossen, weil er den Zementsack verschwendet hatte. Schließlich gaben Marcel und sein Freund ihre wirklichen Berufe doch bekannt (der Freund war Elektriker) und die beiden wurden der Flugzeugfabrik zugeteilt, die die Bombenflugzeuge Heinkel 117 baute. Dort konnten sie Sabotage machen. Der Freund entblößte die elektrischen Drähte, um Kurzschlüsse zu verursachen. Andere Häftlinge sabotierten die Pläne so, dass manche Flugzeuge im Flug brannten. Man nannte sie „fliegende Feuerzeuge“. Wer erwischt wurde, wurde geprügelt oder erhängt.

*Beinahe wäre ich erhängt worden. In den Latrinen hatte mir nämlich der Barackenleiter einen Stoß gegeben. Ich versetzte ihm einen Faustschlag, der ihm die Lippe aufriss, und rannte weg. Sie suchten mich dann überall in der Baracke. An diesem Tag hätten sie uns alle aus der Baracke hinaussetzen können und ich hätte mich denunzieren müssen. Ich wusste, jetzt muss ich meine Fäuste in den Taschen lassen und vorsichtig sein.*

Bei der Prügelstrafe wurde der Häftling auf einen Prügelbock geschnallt, die Füße in die Bretter geklemmt, und musste die Schläge auf Deutsch zählen. Und wenn jemand erhängt wurde, stand auf einem Schild neben ihm: „Ich bin wieder da!“. Alle 30 000 Häftlinge mussten an ihm vorbeiziehen, während eine Musikkapelle, die aus Häftlingen zusammengesetzt war, schöne Musikstücke spielte. Das waren die „kulturellen Sonntage“ der Nazis.

In den Baracken lagen drei Pritschen übereinander. Sie waren aber nicht mit Stroh, sondern mit Papierfetzen ausgelegt. Einen

Ofen gab es nur im Refektorium, nicht in den Baracken. Da sie zu 150 in einer Baracke waren, froren sie nicht. Wenn einer in der Baracke gestorben war, musste man ihn morgens zum Appell bringen, denn es durfte keiner fehlen. Wusste man nicht, wo er lag, konnte es eine Stunde dauern, bis man ihn gefunden hatte. Die anderen warteten draußen im Regen und konnten ihre nassen Kleider nicht auswechseln, da sie keine hatten. Das Wertvollste, was die Häftlinge besaßen, waren der Napf und der Esslöffel. Hatte man keinen Napf, dann bekam man keine Suppe.

*Die Gräuel der Lager habe ich dort erfahren: Erst dort konnte ich dem deutschen Kameraden, der davon erzählt hatte, glauben. Die Kapos (das waren privilegierte Häftlinge, die besser ernährt wurden, meistens Straftäter, keine politischen Häftlinge; bei uns waren es Tschechen) durften einen schlagen oder töten. Die SS waren zu allem bereit, um nicht nach Russland an die Ostfront geschickt zu werden. Ich habe aber auch die Solidarität unter den Häftlingen erfahren. Viele waren an der Ruhr erkrankt. Wenn der Durchfall begann, durfte man zwei Tage lang nichts mehr außer Holzkohle essen, sonst hatte man Blut im Stuhlgang und war verloren. Die tägliche Brotration hätte man dann gern aufgehoben, was jedoch unmöglich war, denn sie wäre gestohlen worden. Die Brotration des Kranken teilten sich acht oder zehn Häftlinge auf, aßen sie und gaben ihm später, wenn er wieder gesund war, etwas von ihrer Ration zurück. In der Küche gaben die Kameraden, die das Essen der SS zubereiteten, den Schwächsten einige Brotreste.*

Marcel Sullerot war Mitglied der internationalen Organisation. Er ist überzeugt, dass diejenigen, die ein Ideal hatten oder gläubig waren, besser widerstehen konnten. Er erzählt

zum Beispiel von einem anderen Akt der Solidarität: Unter ihnen gab es einen Geistlichen, der nicht gesagt hatte, dass er Priester war, sonst wäre er nach Dachau deportiert worden. Er konnte auch keine Messe lesen, sonst wäre er erhängt worden.

*Wir – die Nicht-Gläubigen – sind zu ihm gegangen, und haben ihn gebeten, so etwas wie eine Messe für die Gläubigen zu halten, während wir Wache standen. 25 Jahre später bin ich an einem Kurort einem Priester begegnet, der deportiert worden war und etwa 115 Kilo wog. Er selbst war es, der damals doch nur 40 Kilo wog! Wir sind uns in die Arme gefallen.*

Am 21. April 1945, nach zwei Jahren im Konzentrationslager, begann die Evakuierung. Auschwitz und Großrosen wurden evakuiert. Es gab Tausende von Toten. In der Fabrik wurden 2000 Leichen nackt übereinander geworfen, auf Lastwagen geladen und in die großen Lager transportiert. Davor wurde die Fabrik mit 7000 Menschen bombardiert. Es gab 150 Verletzte, doch Marcel wurde nicht verletzt. Viele kamen dann zum Hundekommando, wo die Hunde dressiert wurden. Dort waren die Dressierer durch gefütterte Kleidung geschützt. Die Deportierten wurden aber schutzlos vor die Hunde geworfen.

Am 21. April begann also der Todesmarsch: die Evakuierung in Gruppen von 500 Menschen auf den Straßen in Richtung Ostsee, mit einem einzigen Stück Brot als Proviant. Sie mussten die Karren mit dem Gepäck der SS schleppen, hatten aber bald kein Brot mehr. Wer beim Schleppen nicht mehr weiter konnte, wurde durch einen Schuss hinter die Ohren getötet. Deshalb wechselten sie sich ab. Um zu überleben, aßen sie Löwenzahn, Brennnesseln, Wurzeln und Baumrinde. Wenn

einer Durchfall hatte, musste er bis zum Anfang der Kolonne vorgehen, um sich nach dem Entleeren rechtzeitig wieder eingliedern zu können. Sie waren unbeschreiblich dreckig. 32000 Menschen hatten das Lager verlassen, am Ende waren sie nur noch 18 000. In verschiedenen Dörfern wurden Stelen angebracht, die an diese Todesmärsche erinnern und von den Schülern instandgehalten werden, so auch im 50 Kilometer entfernten Ravensbrück.

Am 4. Mai 1945 wurde das Dorf von den Russen befreit. Über dem Dorf hing plötzlich eine weiße Fahne: das Zeichen, dass die Russen gekommen waren. Die überlebenden Häftlinge waren aber im Wald versteckt. Sie gingen zu den Amerikanern, die zehn Kilometer entfernt standen.

*Ein Kamerad konnte nicht mehr gehen. Wir wollten ihm helfen, aber er sagte uns: „Lasst mich hier krepieren. Erzählt aber, was wir erlebt haben.“ Fünfzig Meter weiter lag er mit einem Kopfschuss auf dem Boden. Bei den Amerikanern waren wir in einer Kaserne uns selbst überlassen. Wir konnten nichts essen, obwohl es auch Cornedbeef gab, weil wir davon Bauchschmerzen bekamen. Wir wollten Reiswasser haben, das gaben sie uns aber nicht.*

Manche Überlebende kamen nach Lübeck, andere wurden mit dem Schiff „Kap Arkona“ evakuiert, das durch die Engländer bombardiert wurde. In Lübeck wurden die Schwerstkranken mit Flugzeugen ausgeflogen. Marcel Suillerot und die anderen wurden nach sechs Tagen mit einem Lastwagen, dann in offenen Eisenbahnwaggons über Holland nach Frankreich transportiert. In einem Rangierbahnhof lasen sie Leinenstroh auf. Da es regnete, war das Stroh leider nass. In Holland

blieben sie zunächst in einem Zeltlager und verbrannten Holzplanken, um sich zu wärmen. Danach ging es mit Passagierwagen nach Brüssel und Lille weiter. In Hazebrouck wurden sie in einer Aufnahmestelle versorgt. Endlich konnten sie die dreckigen Kleider loswerden und bekamen Kriegsgefangenenuniformen. Ein Arzt untersuchte sie. Marcel wusste, dass er Tuberkulose hatte, denn er spuckte Blut. Der Arzt sagte zu ihm, nachdem er die Lunge geröntgt hatte: „Es hat dich erwischt, aber du bist schon geheilt.“ Dann fuhr er mit dem Zug direkt nach Dijon.

*Mein Vater war im Januar 1943 gestorben. Damals war ich noch im Lager von Rouillé und bekam eine Depesche: Er war von der Stadtbahn (Tramway de la Côte d'Or) überfahren worden. Die Lagerführung sagte mir: „Wenn du zur Beerdigung gehen willst, musst du die Reise selbst bezahlen und Handschellen tragen.“ Dann sagte mir der Priester jedoch, dass ich gar nicht hingehen konnte, denn er war schon begraben. Die Depesche hatten sie zwei Tage zurückgehalten!*

Marcel's Mutter arbeitete im Rangierbahnhof von Perrigny, um die Geschwister durchzubringen. Die Ernährung war durch Lebensmittelkarten rationiert. Er erzählte seiner Familie, was er erlebt hatte. Sie glaubten ihm nicht. Er hatte mehrere Kameraden, die das gleiche erzählten, aber sie stießen auf dasselbe Unverständnis und schwiegen schließlich. Sie wollten sich aber organisieren und so wurden die „Fédération des déportés“ und die „Amicale“ des Lagers gegründet<sup>1</sup>.

*Das Wichtigste war, wieder gesund zu werden und sich einen neuen Platz in der Gesellschaft zu machen. Ich bin am 28. Mai zurückgekommen, am 1. August arbeitete ich wieder. Ich hatte mit elfeinhalb Jahren die*

*Schule verlassen müssen um meinem Vater, der Handwerker war, zu helfen. Später musste ich mich selbst um meine Bildung kümmern, mit Hilfe der Kameraden.*

*Ohne die Résistance, die Widerstandsbewegung von innen und außen (mit Général de Gaulle) wären wir nicht als freies Volk anerkannt worden. Die Alliierten hätten nämlich in der Normandie nicht landen können, wenn die Deutschen ihre Truppen dort konzentriert hätten. Wir mussten die Besatzungsmacht auch im Landesinneren bekämpfen.*

*Ich habe Glück gehabt: Am 11. Oktober 1944 haben sie 24 Deutsche und 3 Franzosen erschossen. Ich war nicht unter den dreien. Aber wir haben furchtbare Sachen erlebt, den Luftangriff zum Beispiel. Als die Stabbrandbomben einfielen, gingen wir in den Keller. Nach dem Angriff sah ich einen Arm, der aus den Trümmern ragte, und zog daran. So rettete ich einem Menschen das Leben. Wir gewöhnten uns auch an den Anblick der Toten, die mit offenem Mund an uns vorbei zur Gaskammer getragen wurden. Am Anfang waren wir entsetzt. Dann sagten wir: „Siehst du, wie wir aussehen werden...“*

*Im März 1944 hatte ich starkes Fieber. Auf dem Revier wurde Diphtherie diagnostiziert, eine ansteckende Krankheit. Das bedeutete die Gaskammer. Ein norwegischer Kamerad hatte das gleiche. Wir wurden auf den Blechboden eines Transporters geladen und unter Aufsicht eines SS-Manns mit Gewehr im Anschlag 10 km weiter gefahren. Dort traf der Norweger auf einen norwegischen Kameraden, der im Krankenrevier arbeitete und ihn rettete. Ich wurde von einem deutschen Kameraden gerettet, der ein rotes Dreieck trug, das Zeichen der politischen Häftlinge. „Warum bist du hier?“, fragte er. Da ich sowieso verloren war,*



sagte ich ihm die Wahrheit: „Französischer Widerstand.“ Er war Kommunist und verlegte mich in die Abteilung der medizinischen Experimente. Dort hatte man einem polnischen Häftling einen Arm amputiert, um zu sehen, wie lange er überleben würde. Die Wunde war vereitert, es gab schon Fliegen, er ist kurz danach gestorben. Zwei gesunde Holländer hatte man im Wasser in einer Badewanne festgebunden, um herauszufinden, wie lange sie durchhalten würden. Nach zwei Tagen waren sie tot. Wer die Ruhr hatte, infizierte denjenigen, der unter ihm lag, indem er auf ihn machte. Sie wollten wissen, wie lange sie durchhalten würden.

Eine schöne Überraschung habe ich lange nach Kriegsende erlebt: Das Armband mit meiner Häftlingsnummer, das ich mir selbst geschmiedet und im Revier zurückgelassen hatte (es war nämlich nicht erlaubt, ein Armband zu tragen), ist viele Jahre später wieder aufgetaucht. Er ist jetzt dort in der Gedenkstätte ausgestellt. Wir werden am 1. Mai 2014 dorthin fahren. Am 27. April wird der Tag der Deportation gefeiert und am 27. Mai der Tag des Widerstands: An diesem Tag wurde das Programm des Conseil National de la Résistance verkündet.

<sup>1</sup> Sachso. Amicale d'Oranienburg-Sachsenhausen. Pocket.fr



## 16. Fanny Zlotowicz, verheiratete Sancellier (geboren 1929)

Interview am 19.2.2014 in Dijon

Der Tag, den ich nicht vergessen kann, ist der 13. Juli 1942.

Ich bin 1929 geboren und war damals 12 Jahre alt. Ich besuchte die Ecole Turgot in Dijon. Seit 1941 musste ich in der Schule und auf der Straße den gelben Judenstern tragen. Wir bekamen auch einen Stempel mit der Aufschrift „Juif“ in den Personalausweis. Meine Eltern stammten beide aus kinderreichen polnischen Familien: Meine Mutter hatte neun Geschwister, mein Vater acht. Sie waren nach dem ersten Weltkrieg aus Polen ausgewandert und hatten sich in Paris kennen gelernt.

In Dijon wohnten wir in der Rue de la Manutention. Meine Eltern führten im Stadtzentrum ein Kleidungsgeschäft mit Schuhen, Hemden, Wäsche und Second-Hand-Kleidung. Mein Vater war von Beruf Schuhmacher. Meine Schwester ist 1939 noch vor der Kriegserklärung geboren. In Dijon lebte auch die Schwester meiner Mutter, die ebenfalls ein Geschäft führte.

Der Krieg hat unser ganzes Leben erschüttert. Erst nach dem Krieg hat sich mein Vater einbürgern lassen. Ab 1941 durften wir nicht mehr leben! Wir mussten uns verstecken, uns im Untergrund aufhalten. Das Geschäft wurde geschlossen, der Verwalter zwang uns, Inventur zu machen und die Ware zu verkaufen. Das Schaufenster war mit beschimpfenden Plakaten, die den Verkauf verboten, zugeklebt. Man durfte nicht einmal Radio hören! Die Schwester meiner Mutter war nach Lyon geflüchtet und mein Vater zog dann auch nach Lyon. Ich blieb mit meiner kleinen Schwester,

meiner Mutter und meiner Großmutter in Dijon. Wir dachten, die Deutschen würden die Kinder und die Frauen nicht holen. Von Lyon aus wollte meine Tante unsere Flucht über die Demarkationslinie vorbereiten. Sie sollte uns in der Nacht vom 13. Juli abholen. An diesem Tag ist es passiert.

Um 6 Uhr morgens klopfen zwei französische Polizisten in Zivil an unsere Tür. Wir (meine Schwester, meine Mutter und ich) sollen ihnen zum Hauptkommissariat im Cour de Bar (dem heutigen Rathaus) folgen, zur Klärung eines Sachverhalts („pour renseignements“). Dort bietet sich uns ein furchtbarer Anblick: aufgeregte Männer, weinende Mütter und Kinder, auf dem Bürgersteig sitzende Greise. Es ist eine trostlose Szene. Und wir fügen uns in die Zahl der Elenden ein.

An diesem Tag wurden alle in zwei Busse verfrachtet. Reiseziel unbekannt, sagte man uns. Alle diese armen Menschen wurden mit gelbem Stern auf der Brust nach Auschwitz deportiert. Als meine Mutter in den Bus einstieg, standen wir auf dem Bürgersteig. Meine Großmutter hielt meine zweijährige Schwester im Arm. Meine Mutter kurbelte die Fensterscheibe hinunter, lehnte sich hinaus und sagte uns: „Ich werde euch nie wiedersehen.“ Ihre letzten Worte haben sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingepägt. Wie ist die Trauer zu bewältigen, wenn einem die Mutter von einer Sekunde auf die andere entrissen wird und man von ihr nichts anderes mehr bekommt als den Zettel mit der Anmerkung „Verschollen“?

Durch ein Wunder wurden wir, meine Schwester und ich, verschont. Mein Vater war in Lyon, unsere alte Großmutter konnte uns versorgen. Gerade an diesem Tag (dem 13. Juli) sollten wir über die Demarkationslinie

geschleust werden. Ich fuhr zuerst mit meiner Tante nach Chalon-sur-Saône. Dort kontrollierten die Deutschen mit ihren Hunden den Zug. Meine Tante wollte auf keinen Fall ihren Ausweis herzeigen, denn sie hatte in Paris den Stempel „Juif“ bekommen. Deshalb lief sie vor mir her. In der Tasche hatte ich meine Geburtsurkunde. Ein Deutscher kontrollierte meine Papiere und ich erschrak zu Tode. Als er mein Alter sah, wunderte er sich: „Aha! 13 Jahre!“ Ich entriss ihm das Papier und rannte meiner Tante nach. Sie raunte mir zu: „Du kennst mich nicht!“ und wir gingen hintereinander, aber mit gewissem Abstand, bis zum Ende des Zuges. Dann weiß ich nicht mehr, was passiert ist. Ich erinnere mich nur, dass wir am Abend vor dem Bahnhof in Le Creusot standen. Dort standen etwa zwölf Menschen, die auf die Schlepper („passeurs“) warteten. Obwohl es Mitte Juli war, hatten sie alle ihre Kleidungsstücke übereinander angezogen und schleppten schwere Koffer.

Wir schliefen alle auf offenem Feld und warteten auf die Lichtsignale, die bedeuteten, dass wir rübergehen konnten, in die freie Zone. Als es so weit war, sind wir am Schotter der Eisenbahn entlang gelaufen, bis zu einer Brücke, von der ein kleiner Weg hinunterging, dann auf die Hauptstraße durch das Land. Im Morgengrauen klopfen wir an die Tür eines Bauernhofs. Dort durften wir den Rest der Nacht in einer Scheune verbringen. Sobald es richtig Tag wurde, gingen wir weiter. Ich war die Jüngste. Das Mühseligste war, diese schweren Koffer der anderen Leute (ich hatte ja nichts), über die Stacheldrahtrollen zu befördern. Am Ende stiegen wir in einen Zug nach Lyon und kamen schließlich bei meiner Tante und meinem Onkel in Villeurbanne an. Wir erklärten ihnen, dass meine Mutter abtransportiert worden war. „Das darf dein Vater

aber nicht erfahren!“, sagten sie. Mein Vater war nämlich woanders versteckt. Ich blieb mit meiner Cousine und einem Cousin, den die Tante auch versteckte, bei ihr. Mein Vater besuchte uns ab und zu. Eines Tages sagte er: „Es ist seltsam. Deine Mutter schreibt nie.“ Darauf sagte mir mein Onkel: „Wir werden es ihm sagen müssen.“ Ein Monat, vielleicht einhalb Monate waren vergangen. Da erst erklärte er ihm, was mit meiner Mutter passiert war. Ich war nicht im selben Zimmer, hörte aber den Schrei meines Vaters.

Meine kleine Schwester und meine Großmutter waren noch in Dijon. Eines Tages warnten sie die Nachbarn: „Die Deutschen sind wieder gekommen um euch zu holen. Ihr müsst weg.“ Meine Großmutter wurde im Zug verhaftet. Mein Vater und ich hatten eine andere Identität angenommen. Meine Schwester wurde in Lyon in einem katholischen Internat (Le Verney-Ombrosa) versteckt. Dort wurden mehrere jüdische Mädchen, unter anderem aus der Pariser Kürschnerfamilie Brunswick, von Madame Bonichon versteckt. Wir hatten nichts mehr. Drei Jahre lang habe ich dieselben Kleider, die zu klein wurden und dieselben Nagelschuhe („croquenots de soldat“) getragen. Zum Glück schenkte uns das Rote Kreuz einen gusseisernen Ofen. Man hatte uns alles genommen, geraubt. Nach dem Krieg haben wir Anzeige erstattet.

Was ist aus meiner Mutter geworden? Erst später haben wir in Paris Recherchen angestellt, über Klarsfeld und Borecki. Durch eine Dame (Frau Morgenstern), die mit dem Konvoi 6 nach Auschwitz deportiert worden war und zurückgekommen ist, erfuhren wir, dass auch meine Mutter aus Paris mit demselben Zug deportiert worden war. Als sie dort ankamen, wurden 900 Personen registriert. Das bedeutet, dass es wahrscheinlich keine

Selektion gab. Kurz darauf taucht ihr Name in den Listen aber nicht mehr auf. Vermutlich ist sie kurz nach ihrer Ankunft im Lager gestorben. Sie hatte schon so viel erlitten, den ersten Weltkrieg in ihrer Heimat, zum Beispiel als damals Kindern eine Hand abgehackt wurde. Vielleicht ist sie sofort vor Erschöpfung gestorben. Ich weiß es nicht. Den Trennungsschmerz habe ich nie überwunden. Ich habe nie öffentlich darüber gesprochen. Man hätte mir nicht geglaubt. Es ist unmöglich den Leuten zu erklären, wozu die Menschen fähig sind. In Polen ist unsere ganze Verwandtschaft, über zwanzig Personen, vernichtet worden.

Drei Jahre lang haben wir uns versteckt. Meinen Vater nannte ich Monsieur Sarkis (ich durfte nicht sagen, dass er mein Vater war), meine Tante Madame Jacques. Wir drei sind in ein kleines Dorf in der Touraine, Nouans-les-Fontaines, geflüchtet. Meine Schwester ist drei Jahre lang auf einem Bauernhof in Fourvière (Lyon) geblieben. Mein Vater arbeitete zuerst als Tagelöhner auf dem Bauernhof. Ein Schuster aus dem Dorf bemerkte, dass er gut arbeitete, und stellte ihn ein. Ich war dreizehn, vierzehn Jahre alt. Meine Tante sagte: „Ich kann ein Kind, das nichts tut, nicht zu Hause behalten.“ Da sie in einer Nähwerkstatt für die Bekleidungsfirma Nathan arbeitete, wurde ich dort auch als jüngste Arbeiterin beschäftigt, wofür meine Tante etwas Geld bekam.

Als am Ende des Krieges die Armee des General Leclerc vorrückte, zogen sich die Deutschen zurück. Eines Tages standen große deutsche Geschütze auf den Plätzen des Dorfes. Da wir zu Hause kein Wasser hatten, ging ich regelmäßig zum Brunnen. An diesem Tag kam ich gerade um die Ecke und stand plötzlich einem mit Maschinengewehr bewaffneten Deutschen gegenüber, der auf dem Brunnen

saß. In zweiter stand daneben und beobachtete mich. Was sollte ich tun? Bloß meinen Schrecken nicht zeigen! Ich füllte in aller Ruhe meine zwei Krüge mit Wasser und ging zurück, ohne angesprochen zu werden. Das war eine riesige Erleichterung.

In unserer Gegend, einer Weingegend, gab es viele Widerstandskämpfer. Die Deutschen suchten sie in den Weinbergen und erlitten dadurch viele Verluste. Da wir auf dem Weg zum Friedhof wohnten, fuhren die Leiterwagen bei uns vorbei, beladen mit den blutüberströmten Leichen der Deutschen, manchmal quoll das Hirn aus dem Schädel. Sie wurden einfach in die Erde gelegt und ohne Sarg begraben. Wir versteckten uns hinter den Artischockenreihen um zuzuschauen, ohne Gefahr zu laufen, erschossen zu werden. Im Dorf gab es noch andere Flüchtlinge, die den „Maquisards“ (Widerstandskämpfern) nicht unbedingt gefielen. Einige wurden getötet. Das Dorf haben wir am 15. Mai 1945 verlassen.

Meine Tante kehrte nach Paris zurück und fand ihre Wohnung unversehrt wieder. Mein Onkel kam auch zurück. Später, in den 70er Jahren, ist mein Vater wieder nach Nouans-les-Fontaines gegangen, um die Leute wiederzusehen und sich zu bedanken. Viele waren noch da: die Vorsteherin der Nähwerkstatt, der Maurer und der Metzger M. Blanchet, der gleichzeitig auch der Bürgermeister war. Es war eine schwere Zeit gewesen, aber viele haben uns geholfen. Wir gingen mit unseren Bechern in die Bauernhöfe, um etwas Milch zu bekommen. Von den Apfelbäumen durften wir so viele Äpfel nehmen, wie wir wollten, da es Mostäpfel waren. Damit liefen wir viele Kilometer, um die Äpfel nach Hause zu tragen.

Ich habe das Leben nie schwarz gesehen. Man muss immer vorangehen. In der

Nähwerkstatt sagten die anderen zum Beispiel: „Wieso kommen deine Eltern nicht? Warum besuchen sie dich nicht?“ Ich antwortete: „Sie sind in Lyon, sie müssen arbeiten.“ Man musste lügen können. Das war notwendig und das habe ich in meiner Jugend gelernt. Als ich zurückgekommen bin, war ich natürlich verbittert. Jetzt sind alle diese Menschen, die uns geholfen haben, gestorben.

Mein Mann hat auch einiges durchgemacht: Er war Fleischerlehrling und musste mit 18 Jahren zum STO (Service du Travail Obligatoire) nach Deutschland. Er ist geflohen und durch Österreich, Russland, Deutschland und Algerien gezogen. Ich habe in Amerika mehrere Cousins in meinem Alter, die jetzt anders heißen. Eine war im Département Ain versteckt worden, bei Bauern, die daraufhin die Medaille der Gerechten bekommen haben. Jetzt lebt sie in Florida. Ihr Bruder führt noch ein Geschäft in Dijon.

Natürlich weiß ich ganz genau, welcher von den Nachbarn uns angezeigt hat. Als wir zurückgekommen sind, wollte niemand mehr mit uns sprechen. Eine ehemalige Mitschülerin von mir, die einmal zufällig ins Geschäft kam und die ich mit ihrem Vornamen anredete, wollte mich nicht wieder erkennen: „Nein, mit solchen Leuten haben wir nie etwas zu tun gehabt.“ Ein gewisser M. Robinet, der damals Polizeikommissar war und gute Beziehungen zu meinen Eltern hatte, war genau derjenige, der meine Mutter abgeholt hat. Wir haben ihn damals gebeten: „Lassen Sie uns heute Nacht gehen!“ Er sagte aber: „Wir wollen Ihnen nur ein paar Fragen stellen.“ Er wusste natürlich, was passieren würde. Nach dem Krieg hat er Karriere gemacht: Er ist Chef der Kriminalpolizei geworden. Nach dem Krieg fragte mich einmal ein Polizist, als ich noch nicht achtzehn war und trotzdem mit meinen

Freundinnen ins Kino ging (was wir ohne Erlaubnis der Eltern nicht machen durften): „Wieso ist deine Mutter gestorben?“ Ich sagte ihm glatt ins Gesicht: „Weil Leute wie Sie sie in den Tod geschickt haben. Darum ist sie gestorben!“



Ruchla ZLOTOWICZ, geborene BLUMBERG, ist am 15.09.1905 in Warschau geboren, am 31.07.1942 in Auschwitz gestorben. Sie wurde am 17.07.1942 aus Pithiviers (Loiret) nach Polen deportiert.



## 17. Patrick Chatelin (geboren 1932)



1939



2014

**Während des Krieges :**

Als die Nazis 1940 kamen, war ich mit meiner Großmutter, meinen Geschwistern und meiner englischen Gouvernante Miss Frances Coe in Chatellaillon (Westfrankreich). Sie zwangen meine Gouvernante das Land zu verlassen, was sie auch machen wollte. Sie sollte mit einem Schiff nach England fahren, aber dem Fischerboot, das sie zum Schiff bringen sollte, gelang es nicht rechtzeitig anzukommen; sie blieb also mit uns in Frankreich, in einem Haus voller Deutscher.

**Wahre Erinnerung? Oder Erinnerung an Erzählungen?**

Eines Tages wurde die Tür unseres kleinen Zimmers aufgemacht und ein Arm warf ein Päckchen «Craven», die berühmten englischen Zigaretten, auf das Bett von Mrs Francisco. Damit war uns klar, dass die Deutschen von Miss Coes Gegenwart wussten.

Etwas später sagten sie meiner Großmutter, dass die englische Frau hier bleiben dürfte, solange sie jede Woche zur Kontrolle in die Kommandantur gehen würde.

Nach einiger Zeit gingen wir nach Melle (einem Dorf in der Nähe von Poitiers), wo Miss Coe weiter jede Woche in die Kommandantur ging, bis auf ein Mal. Aus irgendeinem Grund ging sie dieses Mal nicht. Die Deutschen kamen im Sidecar, um sie zu holen, so dass sie schriftlich bestätigen konnte, dass sie noch da war.

Sie blieb während der ganzen Kriegszeit in Melle, und wurde ständig kontrolliert.

(Und vor zwei Jahren - also 70 Jahre später - habe ich Papiere in die Hand bekommen, die ich als offizielle Bestätigungen von Miss Coes Gegenwart bei uns wiedererkannt habe.)

**Gymnastik (1943)**

Als ich in Pontoise (in der Nähe von Paris) in der Schule war, kamen eines Tages Nazis in unseren Gymnastikunterricht: Sie verhafteten unseren Sportlehrer, weil ihnen zu Ohren gekommen war, dass er seinen Schüler Anti-Nazilieder beibrachte.

Die Deutschen wählten 3 Schüler aus, unter anderem mich, die sie zum Sitz der Gestapo begleiten sollten. Sie wollten uns über diese Lieder ausfragen. Ich war halb zwölf. Der Pfarrer unserer Schule stellte sich vor die Nazis, um sie zu bitten uns nicht mitzunehmen, aber ohne Erfolg. Sie versicherten ihm, dass sie uns bald zurückbringen würden. Als wir bei der Gestapo ankamen, sahen wir unseren armen

Lehrer, der zwischen zwei Soldaten saß. Er kam nie wieder zurück.

Sie stellten uns also einige Fragen, die Zeit kam mir wie eine Ewigkeit vor, und ließen uns am Ende laufen. Sie fuhren uns aber nicht zurück in die Schule, wir mussten zu Fuß gehen, was aber nicht sehr schlimm war!

Ich glaube, dass uns der Lehrer „Vous n'aurez pas l'Alsace et la Lorraine“ („Ihr werdet Elsass und Lothringen nicht kriegen“) singen ließ, ein Lied aus der Zeit vor dem Krieg, das gegen die Deutschen war. Man behauptete, dass es auch ein anderes Lied gab über einen Deutschen, der zum Beispiel in den Schlamm fällt.

Es brauchte nicht viel, um ins KZ geschickt zu werden.

#### **Während/ Nach der Landung der Alliierten in der Normandie (1944) :**

Als die Alliierten in der Normandie landeten, wurde meine Schule geschlossen, weil sie neben einer Bombardierungszone lag. Ich blieb also in der Nähe von Montargis (südlich von Paris), bei Mme Préaucastel, einer Ärztin, die sich um kranke Kinder und versteckte jüdische Kinder kümmerte. Der Ort hieß „Le moulin aux lièvres“ in der Stadt „Les Choux“.

In diesem Ort habe ich die Amerikaner zum ersten Mal gesehen; ich erinnere mich noch genau an die krummen Straßen, wo ich sie in ihren Jeeps erkannt habe. Sie zogen Anhänger mit rosa Abdeckplanen, um von den alliierten Flugzeugen erkannt zu werden.

Die Deutschen hatten „Les Choux“ schon verlassen; die Amerikaner blieben einige Tage in der Nähe von „Moulin aux lièvres“. Zwei Tage nach ihrer Ankunft kamen sie mit ihren „Tankdestroyern“ zu uns. Wir – das heißt alle Kinder – durften darauf klettern und ein Stück mitfahren; wir waren so stolz! Sie zeigten uns ihr

Lager, gaben uns sehr viele Bonbons. Ich habe ihre Abzeichen, die sie uns gaben, behalten.

So schön war es aber nicht immer. Ich erinnere mich noch, wie eines Tages ein Citroën in den Park des Gebäudes einfuhr und zwei Männer, von denen ich einen als Sportlehrer meiner Schule erkannte, herausstiegen.

Sie stiegen gleich wieder in den Citroën und fuhren zum nächsten Bauernhof. Ich hörte Schüsse und erfuhr später, dass sie die zwei Söhne unserer Nachbarn getötet hatten, weil sie „miliciens“ waren, also Milizsoldaten, die für Pétain arbeiteten.

Ich ging danach nach Reims zu meinen Eltern zurück. Das Haus war während des Krieges aufgeteilt worden: Meine Familie lebte auf der einen Seite und die Deutschen auf der anderen Seite. Als die Amerikaner kamen, lebten sie im ehemaligen deutschen Teil.

Ich konnte sehr gut Englisch sprechen, da ich früher eine „Maid“ hatte. Ich verbrachte also sehr viel Zeit mit den Amerikanern aus meinem Haus, ich war ihr Übersetzer und ihr Maskottchen geworden - das gefiel mir gut.

Ich ging wieder nach Pontoise zur Schule, in der Nähe von Paris. Ich sollte für die Winterferien nach Reims zurückkommen, deshalb schlug Mr. Carpenton, ein Amerikaner, vor mich dorthin zu fahren, da er sowieso oft die Strecke Paris-Reims fuhr. Die Amerikaner hatten in Frankreich die „Red balls“ eingeführt. Es waren Einbahnstraßen, die nur die Amerikaner benutzen durften, um alle Nahrungsmittel, Benzin, Material usw. schnell zu transportieren.

Ich sah alle diese Lastwagen, es war wirklich eindrucksvoll. Die komplexe Logistik war gut organisiert.

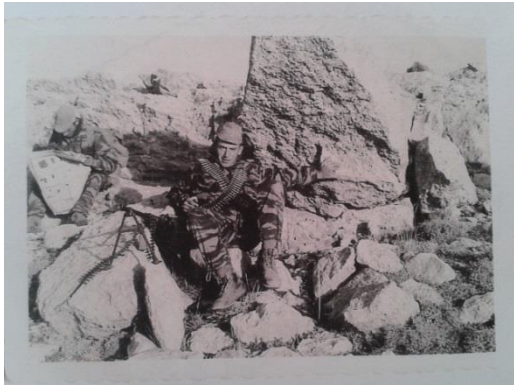


Als wir auf dieser „Red ball“ fahren, sah ich sogar einen Fahrer, der in seinem Lastwagen aufgestanden war. Mit einem Fuß stand er auf dem Gaspedal und hielt mit einer Hand das Steuerrad. Er pinkelte, ohne sich eine Pause zu gönnen: Sie hörten nie auf!

### 18. Roger X. (geboren 1939)

Interview am 9.6.2014 in Dijon mit Clémence Jeannerot und Marjorie Pleux

*Roger lebt jetzt in Nancy. 50 Jahren nach dem Krieg berichtet er, wie er den Algerienkrieg erlebte, seinen Algerienkrieg.*



Ich wurde mit 20 einberufen. Als ich 1961 in Algerien ankam, waren schon mehr als 500 000 Soldaten dort. Ich wollte Fallschirmjäger werden, aber als meine Eltern das erfuhren ... oh la la! Ich war sehr sportlich damals und Pfadfinder, so dachte ich, es wäre eine Art Kontinuität, aber manchmal habe ich meine Entscheidung bereut. Noch vor der Heimkehr meines älteren Bruders fuhr ich mit dem Schiff von Marseille aus ab. In Bône (jetzt Annaba) wurden wir aufgeteilt. Ich kam in das Gebiet von Sétif und Bougie. Wir erhielten unsere Verpflegung (in Form von Konservendosen) und schliefen in ungeheizten Zelten. Bei Regen wurde alles nass, denn das meiste Material stammte noch vom Zweiten Weltkrieg her. Am Tag nach unserer Ankunft erhielten wir Waffen und gingen auf Erkundung mit erfahrenen Soldaten, die das Gebiet kannten. Dort wurde mir ganz mulmig.

Unser Auftrag bestand darin, die Rebellen zu fangen, die *Fellaga*, die für ihre Unabhängig-

keit kämpften. Wir sollten sie daran hindern sich auszubreiten und an Macht zu gewinnen, denn Frankreich wollte noch ein französisches Algerien. Wenn wir Rebellen fingen, übergaben wir sie einer Spezialeinheit, die sie manchmal während der Verhöre folterte. Aber das war nicht meine Arbeit. Eines Tages haben wir eine Karawane in der Wüste angehalten, die Waffen transportierte. Wir haben sie durchsucht, dann haben wir die Esel abgelandet und weggejagt. Die Männer wurden zum Verhör geführt ... Es gab viel Waffenhandel damals.

Die Bevölkerung litt auch unter dem Krieg: Einerseits gaben ihnen die Franzosen Waffen, um sich gegen die Rebellen zu verteidigen, andererseits nahmen die *Fellaga* diese Waffen, um der französischen Armee aufzulauern. Wir durchsuchten die *Mechta* (Dorfhäuser) und sortierten die Kinder aus. Wir zogen den Frauen ihren Schleier ab, um sicher zu sein, dass sie keine verkleideten Rebellen waren, ohne um ihre Erlaubnis zu bitten und nicht immer wirklich rücksichtsvoll. Dann kehrten wir wieder im LKW, zu Fuß oder im Helikopter ins Lager zurück. Wenn wir das Glück hatten, zurückzukehren. Denn leider blieben manchmal Kumpel auf der Strecke ... Und wir stellten uns keine Fragen ... „auf der anderen Seite sind die Rebellen“ wurde uns gesagt und wir gehorchten. Wir waren stolz auf unsere Elite-Uniform und auch darauf, heil zurückgekehrt zu sein. Durst und Müdigkeit machten uns mehr zu schaffen als die Angst. Für 3 Tage hatten wir nur 3 Liter Wasser. Wenn wir kein Wasser mehr hatten, nahmen wir Wasser aus Tümpeln und lösten darin Tabletten auf, um das Wasser zu desinfizieren. Wir hatten auch Salzttabletten dabei, damit unser Körper nicht zu viel Flüssigkeit verlor. Wenn es möglich war, wurden uns Kanister von Helikoptern aus

abgeworfen. Manche platzten beim Aufprall. Im Militärlager gab es aber gratis Bier!

Wir hörten die Kugeln pfeifen. Natürlich achteten wir darauf, aber wir waren sehr leichtsinnig, denn wir waren alle darauf gedrillt. Ich habe nie direkt auf jemanden schießen müssen, aber manchmal waren wir nachts mit einem Hubschrauber unterwegs und wenn wir Schatten sahen, feuerten wir von oben auf sie. Wir wussten nicht, ob es Zivilisten oder Soldaten waren. Wir wussten nur, wenn wir nicht feuerten, würden uns diese Schatten nicht verfehlen. Dann, am nächsten Tag, erfuhren wir, dass es Tote gegeben hatte, aber ich wusste nicht, ob ICH getötet hatte oder ein anderer. Wir waren immer auf der Hut: Wir hörten die Kugeln zischen und auf die Felsen prallen - das ist ein wahnsinniger Eindruck... Übrigens, das Schwarz auf unserem Abzeichen bedeutet „Im Dunkel lauert der Tod auf dich.“

Die Europäer spürten die Unabhängigkeit kommen. Auch wenn wir Soldaten Rundfunkgeräte hatten, waren wir nur wenig informiert, da wir oft auf Patrouille waren. Das ist die Indoktrination. Wir hatten auch Informationen aus Frankreich: Wir bekamen Post von unseren Eltern ohne viel Militärzensur. Trotz allem wurde uns gesagt, nicht zu viel von den heiklen Schauplätzen zu sprechen und nicht zu viele Bilder zu schicken. Ich erinnere mich an eine Demonstration, die wir eindämmen sollten. Die Europäer schrien „Französisches Algerien“ und die Algerier schrien „Unabhängigkeit“. Wir sollten sie daran hindern, aufeinander loszugehen. Wir hatten Befehl zu schießen, also schossen wir in die Luft: Sicher, so etwas ist beeindruckend.

Nach den Verträgen von Evian (März 1962) kam ich von einem Fronturlaub zurück und der Krieg war offiziell beendet. Die Waffen wurden

abgeliefert: Der Krieg war zu Ende! Aber die ALN („Armée Nationale de la Libération“ - Nationale Armee für die Befreiung) und der FLN („Front de Libération Nationale - Front der Nationalen Befreiung) waren besser bewaffnet als wir. Da wurde mit den *Harkis* (Algerier, die auf französischer Seite gekämpft haben) abgerechnet. Ich kann nicht vergessen, wie sie von den Franzosen im Stich gelassen wurden, obwohl sie uns geholfen hatten. Manche *Harkis* krallten sich an den abfahrenden französischen LKWs fest, die Franzosen lösten ihre Finger ab, um sie am Aufsteigen zu hindern. Die FLN hat die *Harkis* und ihre Familie gefoltert und getötet: Sie wurden als Verräter betrachtet. Manche wurden benutzt, um die tunesische Grenze zu entminen...

Im Oktober 1962 nahm ich das Schiff nach Marseille. Dort wurde uns ein Zugticket gegeben, mit dem wir nach Hause zurückfahren sollten. Zwei Monate nach meiner Rückkehr hatte ich immer noch keine Arbeit. Ich hatte die Nase so voll, dass ich beinahe in die Fremdenlegion eingetreten wäre. Damals, in Algerien, war für mich die Armee mein Zuhause, so dass ich eigentlich gar nicht mehr nach Hause zurück wollte. Aber meine Mutter wollte mich aus Algerien heraus haben. Im Krieg wird einem alles egal.

Heute, 50 Jahre später, sehe ich die Sache klarer und sage mir: „Warum bin ich dorthin gegangen? Warum haben wir ihnen Schereien gemacht, während sie ihre Unabhängigkeit wollten?“ Ich bedaure es fast. Ich stelle mir die Frage, wie ich 50 Jahre früher reagiert hätte mit dem Wissen und dem Weltbild von heute. Ich komme zu dem Schluss, sobald wir Uniformen tragen, werden wir zu Lumpen, weil wir unseren eigenen Verstand ausschalten: Man gibt dir Befehle und du führst sie aus. Du

gerätst in ein Räderwerk, ob du willst oder nicht.

Heute habe ich nicht das Gefühl der Verbitte-  
rung gegenüber Algerien, obwohl ich am An-  
fang Schwierigkeiten hatte, seine Entwicklung

zu akzeptieren. Wenn ich an Algerien denke,  
sehe ich ein sehr schönes Land vor mir. So-  
lange ich lebe, werde ich ich niemals die  
Nummer auf meinem Militärabzeichen verges-  
sen. Ich bin stolz auf dieses Symbol, stolz  
darauf Fallschirmjäger gewesen zu sein.

## 19. Marcel Yanelli (geboren 1938)

Interview am 18.6.2014 in Dijon mit Clémence Jeannerot und Marjorie Pleux



Ich habe 14 Monate Ausbildung im Regiment von Auxerre gemacht, und dann 14 Monate in Algerien. Hunderttausende von Jugendlichen sind für ihr ganzes Leben geprägt worden, dreißig- bis zweiunddreißigtausend Soldaten sind dort getötet worden. Man hätte Algerien die Unabhängigkeit geben sollen, wie man es für Marokko und Tunesien getan hatte.

Am 8. Mai 1945 gab es im Jubel der Befreiung in Sétif und Constantine auch einige Fahnen für die Unabhängigkeit. Die Algerier wollten mehr Rechte. Damals wurden sie ja wie Menschen zweiter Klasse behandelt, nach dem Motto: Wir Europäer werden diesen Wilden die Zivilisation bringen. An diesem Tag und an den darauf folgenden Tagen gab es eine furchtbare Repression: zwanzig- bis dreißigtausend Tote. In Guelma wurden die Leichen in die Kalköfen geworfen. Damals hätte man den Algeriern auf jeden Fall die Staatsbürgerschaft – nicht unbedingt die Unabhängigkeit – geben sollen. 135 Jahre Kolonialismus hatten die Geister geprägt. Insgesamt wurden die Araber als min-

derwertige Rasse betrachtet. „Die Bougnoules, die Ratons (abwertend für „die Araber“) werden wir schon unterkriegen“ sagte man.

Wir waren nur eine Handvoll Kommunisten, Sozialisten, Christen, einige Anarchisten gegen die „Operationen zur Erhaltung der Ordnung“ (eine Umschreibung für den Krieg in Algerien). Mein Bruder hat einen Brief an den Präsidenten der Republik geschrieben, in dem er den Kriegsdienst verweigerte. Er wurde verhaftet, zuerst in Auxonne inhaftiert, dann nach Marokko geschickt. Dort hieß es jeden Tag: „Pack deine Sachen, heute kommst du nach Algerien!“ Das war eine psychologische Operation. Eines Tages wurde er tatsächlich nach Algerien geschickt.

Anstatt der Wehrdienstverweigerung empfahl uns die Kommunistische Partei hinzugehen, um vor Ort unsere Arbeit zu machen: die Einberufenen zu überzeugen, sich nicht sinnlos töten zu lassen, und keine Schurkereien zu begehen. Eines Tages waren wir zu Hunderten Soldaten in Biskra versammelt: Der Oberst sagte, dass sie für den nächsten Tag Freiwillige brauchten. Natürlich meldete sich keiner. „Kein Problem, morgen werde ich sie haben“ sagte er. Am nächsten Tag gehörte ich zu denjenigen, die mitgehen mussten. Was sollte ich machen? Ein Freund und ich waren uns einig: Dort ist auch unser Platz.

Die Unabhängigkeit haben die Algerier bekommen, aber zu welchem Preis! Verbrechen wurden begangen. Im Gegensatz zum Vietnamkrieg in den USA hat man in Frankreich jahrzehntelang nicht darüber gesprochen. Erst 1999 gab man zu, dass diese „Operationen“ in Wirklichkeit ein Krieg waren.

Frage: *Hörte man in Frankreich davon? War der Krieg ein Thema?*

Ja, die Berichterstattung darüber war aber eine Karikatur. Die Wirklichkeit sah anders aus. Als ich einmal in Dijon auf dem Bahnsteig stand, traf ich einen Herrn, der mir sagte: „Ich warte auf meinen Sohn, der aus Algerien zurückkommt.“ „Ach, so“ sagte ich. Er fügte hinzu: „Ja, zwischen vier Brettern“.

Frage: *Wussten Sie, was dort geschah?*

Als militanter Kommunist verteilte ich in Auxerre Flugblätter. Aber in Frankreich erfuhr man nicht die Wahrheit. Erst nach und nach kam einiges heraus. Der General de la Bollardière, der den Mut hatte, gegen die Folter zu protestieren, wurde sofort bestraft.

Manche Zeitungen wie „L'Humanité“ oder „Témoignage Chrétien“ wurden zensiert. Wir bekamen sie mit leeren Stellen. Henri Alleg, der Chefredakteur von „Alger Républicain“, wurde verhaftet und gefoltert. Ein anderer Kommunist, Mathematiker an der Universität von Algier, wurde zu Tode gefoltert. Alleg schrieb auf kleine Zettel, die er seinem Anwalt gab, über die Folter. Aus diesen Zettelchen wurde ein Buch „La Question“, das in Frankreich verboten wurde.



Frage: *Worin bestand die Folter?*

Die Folter, das war damals die „Gégène“, der Stromgenerator, mit dem man in alle empfindlichen Teile des Körpers, auch in die Geschlechtsteile, Elektrizität sandte. Oder die Badewanne. Wir waren nicht besser als die

SS. Die Folter wurde systematisch eingesetzt. Man musste alles foltern, was gefoltert werden konnte, auch Frauen. Sie wurden nicht nur gefoltert, sondern oft vergewaltigt. Damit will ich nicht die Verbrechen des FLN (Front de Libération Nationale) entschuldigen. Sie haben die MNA (Mouvement National Algérien) vernichtet, sie haben vielen Menschen die Kehle durchgeschnitten. Ich habe keine Sympathie für die Gräueltaten des FLN. Aber ich spreche von meinem Land, Frankreich, dem „Land der Menschenrechte“.

François Mitterrand hat es damals als Justizminister zugelassen, dass Menschen zu Tode verurteilt und hingerichtet werden. Die Politiker haben der Armee gesagt: „Setzt alle Mittel ein! Diese Rebellion muss niedergeworfen werden“. Deshalb haben die Militärs alle Mittel eingesetzt. Es gab eine Abteilung für psychologische Aktion, die sich mit den algerischen Häftlingen beschäftigte, aber auch dazu diente, die französischen Soldaten auf den Krieg vorzubereiten. Bei meinem ersten Einsatz war es so: wir wurden mit Bananen-Hubschraubern (großen Hubschraubern für den Transport von Fallschirmjägern) ausgeflogen. Zum ersten Mal sah ich das Land von oben. Ich bewunderte die Schönheit Algeriens: die Hochebenen, die Kamelherden, die Nomadenzelte. Dann mussten wir springen. Es wurde überall um uns herum geschossen. „Los! Geht rein, durchsucht alles! Macht alles kaputt!“ befahl man uns. Wir zerstörten die Tongefäße, die Getreidesäcke. Plötzlich stand vor mir ein kleiner Junge, der terrorisiert war. Unsere Blicke kreuzten sich. Ich versuchte ihn zu beruhigen. Diesen Blick habe ich nie vergessen.

Am Ende erfuhr ich, dass die Schüsse von unseren eigenen Offizieren und Unteroffizieren kamen. Sie hatten die ganze Aktion inszeniert, damit wir Angst bekommen und Taten bege-



hen, die nicht wiedergutzumachen sind. Diese Taten muss man dann rechtfertigen. Man muss sich ja Recht geben. Brave Soldaten, gute Kumpel wurden da hineingezogen. Es gab zum Beispiel einen Jungen, der mir oft von seinem Vater erzählte, der im Widerstand gewesen war, und von seiner Schwester, die er lieb hatte. Einmal erfuhr ich, dass er eine Frau vergewaltigt hat. Ich rufe die anderen zusammen und frage ihn: Was hast du da getan? Du hast dich als Besatzer Verhalten, wie die Deutschen, die die Frauen vergewaltigten. Es gibt Sachen, die man nicht tun darf, auch wenn man Angst hat.

Frage: *Gab es eine Möglichkeit, Nein zu sagen?*

Ein individuelles Nein hatte keine Wirkung. Um etwas zu bewirken, musste es ein kollektives Nein sein. Einmal kamen wir mit unseren Planwagen in einen wunderschönen Palmenhain. Die Palmen standen in großen Löchern. Ein Offizier hatte einen Algerier in eines dieser Löcher gesteckt und hetzte einen Hund auf ihn, damit er ihn biss. Wir schrien alle auf ihn ein und er hörte auf.

Die FLN-Kämpfer schossen meistens aus dem Hinterhalt. Deshalb marschierten wir nachts. Einmal wollte man uns in eine Ecke schicken, wo es garantiert Kämpfer gab. Wir weigerten uns und wurden gehört. Ein anderes Mal schlugen französische Offiziere in einer Mehta ein etwa 15-jähriges Kind, das sie an eine Stange gebunden hatten. Wir hörten das Jammern des Jungen. „Stellt euch vor, ein Kind wird gefoltert!“ protestierte ich. „Ja, aber wenn dadurch vielleicht Menschenleben gerettet werden...“ wurde mir geantwortet. Ich sage mir heute noch: Du hättest eingreifen können. Ich habe es nicht getan. Nicht aus Feigheit, sondern weil ich durch eine individuelle Hand-

lung einfach ausgeschaltet worden wäre. Es ging darum, die Bedingungen einer Bewusstwerdung zu schaffen. Der Sergeant-Chef kam einmal nachts zu mir und weckte mich. Er hatte etwas getrunken und wollte mit mir sprechen. Die Folter ließ ihm keine Ruhe. Mein Anliegen war ein politisches Anliegen: Es wäre nutzlos gewesen hineinzuhauen (sich frontal zu widersetzen).

Als Jugendlicher war ich in einem Sportverein und konnte ringen. Ich hatte an den Nationalmeisterschaften teilgenommen und kannte mich in verschiedenen Kampfsportarten (Judo, Jiu Jitsu usw.) gut aus. Trotzdem bin ich immer friedlich gewesen. Ich habe immer die Menschen getrennt, die miteinander kämpften.

Am 21. April 1961 setzte ich den Fuß auf das Schiff, das mich nach Frankreich zurückbringen sollte. An diesem Tag ereignete sich der Putsch in Algier. Das Ziel der Putschisten war, die Macht in Frankreich zu erlangen. De Gaulle, der am Anfang für ein französisches Algerien „von Dunkerque bis Tamanrasset“ war und den Franzosen in Algerien „Je vous ai compris!“ gesagt hatte, änderte nun seine Meinung. Es gab ein Referendum.

Frage: *Kam es am Ende des Krieges noch zu Gewalttaten?*

Ja. Frankreich hat dort die „Harkis“ zurückgelassen. Tausende wurden von dem FLN getötet. Sie waren Helfer der französischen Armee, entweder aus Überzeugung oder aus Angst. Es gab zum Beispiel FLN-Kämpfer, die gefangen genommen waren und denen man gesagt hatte: Entweder du stirbst, oder du bleibst bei uns. Sie mussten dann immer die Drecksarbeit machen. Ich stand einmal in einer Entfernung von einigen hundert Metern und sah, wie ein französischer Offizier einem Harki befahl, einem 19-jährigen Jungen die Kehle durchzu-

schneiden. Ein zweiter Harki sollte einen anderen Jungen auf die gleiche Art töten. Es gelang ihm nicht ganz, er musste ihn am Ende mit einem Messer niederstechen. Diese Harkis wurden später getötet, weil man sie im Stich gelassen hat. Sie wollten sich auch einschiffen, manche krallten sich an die Schiffe. „Nein, ihr seid Algerier, ihr bleibt hier!“ hieß es.

Die französische Armee hat den Waffenstillstand respektiert. Aber die OAS (Organisation de l'Armée Secrète), das waren europäische Militärs und Kolonisten, legte Bomben und verübte Mordanschläge. Diese Zeit wird im Film „La Bataille d'Alger“ gezeigt. Der Film wurde lange verboten. Er zeigt, wie eine Rebellion in einer Stadt niedergeworfen werden kann, auch durch Folter. Dieser Film ist in den Diktaturen benutzt worden.



Engins de levage sur la route de Hassi-Messaoud (Sud-Est Algérien) en 1961

Frage: Was ist mit den „Pieds Noirs“ (den Franzosen aus Algerien) passiert?

Das war ein Drama. Sie mussten ihr Land verlassen.

Frage: Durften sie später nach Algerien zurückkommen?

Die meisten waren traumatisiert und haben ihr Land für immer verlassen. In Sidi-bel-Abbès gab es aber einen kommunistischen Bürgermeister, der geblieben ist. Er unterstützte den algerischen Kampf und kam erst später nach Frankreich zurück. Viele Menschen haben ihre Heimat verloren. Sie empfinden das als ein

Trauma. Es ist eine der Folgen dieses aussichtslosen Krieges.

Ich persönlich gehöre nicht zur FNACA (Fédération Nationale des Anciens Combattants d'Algérie), die sich zu gemeinsamen Essen trifft und nicht darüber spricht, was passiert ist, sondern zur ARAC (Association Républicaine des Anciens Combattants). Dieser Verein ist von Henri Barbusse nach dem Ersten Weltkrieg gegründet worden. Ich bin ein „ancien combattant“ (ehemaliger Kriegsteilnehmer) für den Frieden in Algerien. Wir setzen uns dafür ein, dass es keine Kriege mehr gibt. Nach einem Krieg muss man immer auf den Ausgangspunkt zurückkommen und verhandeln. Der Krieg ist keine Lösung. Man muss alles daran setzen, damit er nicht stattfindet.

Frage: Ist es notwendig, das zu erzählen, was man erlebt hat?

Auf jeden Fall! Jedes Trauma, das man nicht in Worte fasst, kommt eines Tages wieder hoch und kann verheerende Folgen haben. Das lehrt uns die Psychoanalyse. Ich hatte zum Beispiel einen Freund, der ein brillanter Professor war und plötzlich in eine tiefe Depression verfiel. Als Kind wurde er von seinen Eltern oft in Betreuung gegeben. 40 Jahre später kam es wieder hoch: Meine Eltern haben mich fallen gelassen. Er musste daran arbeiten und eine Analyse machen. Es geht nicht darum die Symptome zu beseitigen, sondern damit fertig zu werden, wenn sie wieder auftauchen. Deshalb ist es notwendig davon zu sprechen, was zu einem Trauma geworden ist, ob im einzelnen Leben oder in der Gesellschaft. Diejenigen, die dazu geführt wurden, Menschen zu foltern, Hunderttausende von Menschen, Eltern, Großeltern, Onkel: Algerien? Darüber sprechen sie nicht. Bei uns ist es ganz anders

verlaufen als nach dem Vietnamkrieg, der aufgearbeitet wurde. Die Bücher oder Filme, die herauskamen, wurden zensiert. Erst in den letzten Jahren wurden wirklich gute Filme über den Algerienkrieg gedreht. Wenn ein Trauma totgeschwiegen wird, ist es eine doppelte Strafe. Manche haben ihr Leben gelassen. Und sie sollen schweigen! Es gibt ein Buch mit dem Titel „Das Schweigen und die Scham“. Was in der Psychoanalyse gilt, gilt auch für die Gesellschaft. Wenn etwas nicht ausgesprochen wird, ist es schlimm. Durch das Schweigen der Jugendlichen, die nach Algerien gegangen sind, ist eine Lücke in der Vermittlung von Erinnerung entstanden. In diese klaffende Lücke kann man allerlei hineintun.

Frage: *Vielleicht gibt es eine individuelle Scham, die auch verständlich ist? Man spricht nicht gern davon.*

Sicher. Es ist aber vor allem die Schuld der Politiker. Ihnen ist das alles peinlich, sie wollen nicht mehr darüber sprechen. In den USA ist das soziale Trauma nicht so groß. Durch das Schweigen hat man bei uns das Trauma noch schlimmer gemacht. Die ARAC fordert deshalb eine psychologische Hilfe. Manche sterben mit diesem Schweigen. Wir müssen die Lehren aus diesem Krieg ziehen. Das algerische und das französische Volk müssen diese Erinnerung aufarbeiten. Es geht nicht darum, Reue zu zeigen, sondern unsere Geschichte auszuschöpfen. Nur dadurch können wirkliche Freundschaftsbande mit dem algerischen Volk geknüpft werden. Wir haben ein unglaubliches Verdrängungsvermögen. Erst jetzt wird von der Nationalversammlung ein Gesetz verabschiedet, das die Aufständischen des 1. Weltkriegs rehabilitiert, die erschossen wurden, um ein Exempel zu statuieren. Gestern ist ein Roma totgeschlagen worden. Wir hören regelmäßig von rassistischen Übergriffen gegen Juden,

Homosexuelle usw. Wir haben viel aus der Geschichte zu lernen. Es ist nicht nur eine Frage für Historiker.



Frage: *Wann haben Sie beschlossen Ihre Aufzeichnungen zu veröffentlichen?*

Meine Aufzeichnungen („Carnets d’Algérie“) habe ich 2002-2003 auf dem Computer getippt. Es war nicht einfach, sie zu entziffern. Ich brauchte eine Lupe dazu! Ich beschloss, nichts zu ändern, kein einziges Komma, obwohl vieles mir im Rückblick naiv erschien: meine Gefühle als junger Mensch zum Beispiel; von den Verbrechen des Stalinismus wusste ich damals auch nichts.

Frage: *Waren Sie nach dem Krieg immer noch Kommunist?*

In Frankreich haben die Dorfbewohner immer gemeinsame Sache gegen die Herren gemacht. Es war das Ideal der Brüderlichkeit, der Freiheit, des Teilens, der Solidarität. Das hatte mit Stalin nichts zu tun. Man kann es auch Sozialismus nennen. Das Ziel ist die Emanzipation der Menschen, selbstständig zu denken und nicht von der Diktatur des Militärs oder der Medien abzuhängen. In Frankreich stehen wir unter dem Einfluss des „einzig richtigen Denkens“. Unsere Welt ist durch das Gesetz des Stärkeren bestimmt. Der freie Wettbewerb wird in Europa und in der Welt durch Verträge garantiert. Das ist aber die Freiheit des Fuchses im Hühnerstall! Der Stärkere gewinnt. Die Uto-

pie besteht nicht in dem, was nicht realisierbar ist, sondern in dem, was noch nicht realisiert wurde, sagte Jérôme Monod. Ich bin immer noch ein Militant, aber ein sehr kritischer. Man muss seinen kritischen Geist behalten.

Frage: *Wie sehen jetzt die Beziehungen zwischen Frankreich und Algerien aus?*

Es ist jetzt mit François Hollande etwas besser geworden. Der französische Staat muss aber bekennen, dass es ein Staatsverbrechen gegeben hat. In Algerien wurde nämlich auf Befehl der französischen Politiker getötet und gefoltert. Diesen Weg müssen wir noch gehen.

Frage: *Sind das keine Kriegsverbrechen?*

Nein. Der Staat hat das angeordnet. Jacques Chirac hatte einen Schritt in diese Richtung gemacht. Wir stehen noch auf halbem Wege.

Frage: *Haben Sie dort eine militärische Ausbildung erhalten?*

Die Ausbildung, meine „classes“, hatte ich in Frankreich gemacht. Es war hart und intensiv. Man musste z. B. unter MG-Beschuss kriechen. Das hatte aber mit dem wirklichen Krieg nichts zu tun.

Ich habe nie auf einen Algerier geschossen. Einmal wurden im Djebel Bauern gefangen genommen und in Zentren zusammengeführt. Da ich als Scharfschütze galt, wurde ich aufgefordert, auf diese Bauern zu schießen. Das tat ich nicht. Sie sind trotzdem später durch die Napalmbomben gestorben. Es waren Zivilisten! Ein anderes Mal gab es einen Hinterhalt. Wir wurden in der Nacht überfallen, als wir über einen Fluss gingen. Man hatte mir den Posten des Funkers gegeben (ich hatte 20 Kilo auf dem Rücken), weil er als erster getötet wird, damit keine Meldung gemacht wird! Der Junge, der nach mir den Posten bekam, wurde

einen Monat später getötet. An diesem Tag war ich nur mit einer Pistole bewaffnet.

Meistens las oder schrieb ich. Die Offiziere sagten nichts, wenn ich schrieb. Ich hatte die Unterstützung der anderen. Wir waren nicht immer im Einsatz. Der Einsatz war sehr schwer: viele Kilometer zu Fuß mit dem Rucksack, es war sehr anstrengend. Deshalb gab es auch Pausen, damit wir uns erholen konnten. Ich habe nie so viel gelesen wie in Algerien. Die Bücher entlieh ich aus der Bibliothek von Biskra: „Les Thibault“ habe ich gelesen, den ganzen Dostojewski. In meinen „Carnets“ schreibe ich viel über meine Lektüren.

Noch eine Anekdote: 1957 gab es in Frankreich viele Demonstrationen gegen den Algerienkrieg. Am 17. Oktober fand in Dijon, Place Grangier, eine Demonstration statt. Es ging sehr heftig zu: Den Gendarmen („gardes mobiles“) hatte man vorher etwas zu trinken gegeben und sie schlugen mit ihren Knüppeln auf die Demonstranten ein. An diesem Tag hatten wir Training im Verein und ich hatte etwa zehn Kameraden überzeugt mitzukommen. Wir packten sie und ließen sie fliegen. Dann kamen ein Dutzend Gendarmen auf mich zu, warfen mich auf den Boden und legten mir Handschellen an. Mein Vater schrie: „Lassen Sie ihn los!“ Er und mein Bruder zerrten mich an beiden Armen. Ich wurde auf einen Lastwagen geladen. Als aber kein Gendarme aufpasste, rief mir ein Freund zu: „Spring! Spring! Es ist keiner da!“ Ich sprang und bekam einen Anorak von einem anderen Freund, mit dem ich die Flucht ergriff. Wie sollte ich aber die Handschellen loswerden? Wir fanden einen Freund, der Amboss, Hammer und Meißel hatte und mich von den Handschellen befreite. Das hat aber wehgetan, denn sie waren sehr eng geschnallt. Meine Schwestern erzählten, dass sie gehört hatten, wie ein Gendarme



sagte: „Chef! Chef! Ich habe meine Handschellen verloren!“ Die Handschellen werden jetzt in

der Ausstellung des „Maison de la Méditerranée“ gezeigt.



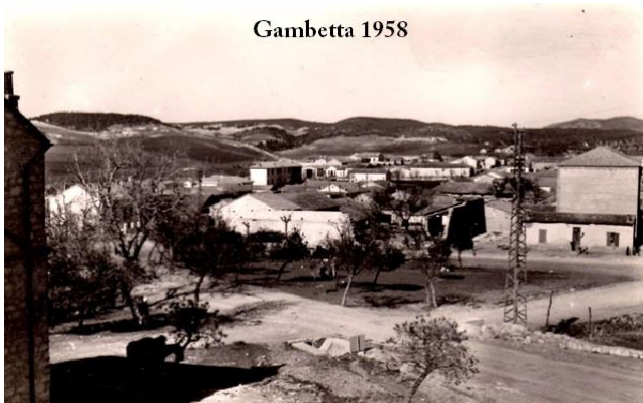
## 20. Pierre-Jean Bauzou (geboren 1950)



Pierre-Jean 2014

Interview im August 2014 in Dijon mit Mélanie Balson

Guten Tag! Zuerst möchte ich mich vorstellen: Ich heiÙe Pierre-Jean Bauzou, bin 1950 geboren und bin heute vierundsechzig Jahre alt. Ich bin in Gambetta (jetzt Taoura) in Algerien geboren und werde euch einige Geschichten über Algerien erzählen.



Gambetta 1958

**Warum möchten Sie darüber sprechen?**

Zuerst um euch zu erzählen, was ich als Kind erlebt habe. Leider bin ich mit zwölf Jahren schon weggegangen. Der Algerienkrieg hat nämlich 1954 an Allerheiligen angefangen. Damals war ich vier Jahre alt. Meine ersten Lebensjahre bis zur Rückkehr aller Franzosen im Jahre 1962 habe ich in dieser Kriegsstimmung verbracht. Für mich war es aber auch

ein großes Spiel, wo man überall und die ganze Zeit viele Soldaten, Panzer, Material, Hubscharuber, Flugzeuge sehen konnte. Waffen und Munitionen, was man normalerweise nicht sieht, gab es überall. Ich habe selber an einer Bombe gebastelt, um Krach zu machen. Das hat auch funktioniert!



Pierre-Jean mit 6 Jahren in Gambetta (heute Taoura)

Wenn wir in die Stadt gehen wollten, zum Beispiel zum Friseur, mussten wir mit dem militärischen Konvoi zusammenfahren, das heißt dass die normalen, zivilen Autos von den Half-Tracks (Kettenfahrzeugen) und Panzerwagen eskortiert wurden. So fuhren wir die dreißig Kilometer bis zur Stadt, um vom FLN (Front de Libération Nationale), also von den algerischen Widerstandskämpfern, nicht überfallen zu werden. Einmal saÙ ich in einem Half-Track, ich war sechs oder sieben. Wir mussten halten, weil es eine Sperre gab, und zum ersten Mal sah ich am Straßenrand Menschen mit durchgeschnittener Kehle. Ich vermute, dass es sieben Dorfbewohner waren, die von den FLN-Kämpfern getötet worden waren, vielleicht weil sie den Franzosen zu nahe standen. Vielleicht hatten sie den FLN-Kämpfern nichts zu essen gegeben und waren massakriert worden. Das ist für ein Kind ein schrecklicher Anblick, den ich nicht vergessen habe. Natürlich versuchten die Soldaten mich im Wagen zurückzuhalten, aber ich war neugierig und es gelang ihnen nicht. Dieses Ereignis hat mich sehr beeindruckt.



Zum Glück gab es nicht nur solche Geschichten. Im arabischen Dorf hatte ich viele Freunde, zu denen ich ging und mit denen ich spielte. Wir spielten zum Beispiel „Soldat und Fellagha“: Ich war der Soldat, die anderen waren die Fellaghas. Jeder versuchte den anderen zu fangen.

Ich werde euch auch die Geschichte der Bombe erzählen, die meine beiden Freunde Jean-Louis und Khani (der Moslem war) mit mir gebastelt haben. Es war zur Zeit des Ramadans und das Ende der Fastenzeit wurde abends nicht wie sonst durch den Muezzin ausgerufen, sondern ein Soldat ließ eine Dynamitladung explodieren, damit alle essen gehen konnten. Wir hatten Pulver und ein Stück Lunte aufgehoben und wollten unsere Bombe zehn Minuten vor der Zeit explodieren lassen, um allen Gläubigen einen Streich zu spielen. Wir gruben also ein Loch, legten das Zeug hinein und zündeten die Lunte an. Da die Explosion nicht sofort stattfand, gingen wir wieder heran, um zu sehen, was los war. Da explodierte uns die Bombe voll ins Gesicht. Wir waren alle drei verdreckt: Jean-Louis, der Sohn des Gendarmen, mein Freund Khani und ich. Wir gingen dann zu Khanis Mutter, die uns wusch und pflegte. Sie nahm die Splitter aus unseren Gesichtern und Armen heraus. Die Kleider hatten aber auch gelitten. Khani bekam eins drauf. Ich ging zu meiner Großmutter, bei der ich wohnte, weil meine Eltern im Forsthaus untergebracht waren. Sie machte sich Sorgen um mich. Bei Jean-Louis war es etwas anderes: Er musste gleich die Nacht im Knast verbringen. Sein Vater warf ihn bis zum nächsten Morgen ins Gefängnis!

#### **Gibt es noch andere Geschichten, an die Sie sich erinnern?**

Bei uns gab es auch das 4. Husarenregiment, das das elektrische Netz überwachen sollte. Das war eine ziemlich hohe elektrifizierte Stacheldrahtsperr mit Minenfeldern auf beiden Seiten. Um dadurch zu gehen, musste man mutig sein! Ich war acht oder neun und die Soldaten nahmen mich oft auf ihre Fahrzeuge mit, wenn sie die Strecke abfuhren. Ich konnte dann im Jeep durch das Dorf fahren. Ich habe sogar bei ihnen gelernt einen Jeep zu fahren! Später war es für mich kein Problem, alle Fahrzeuge bei der Armee zu fahren.

Ich werde euch noch von der Fantaziya erzählen. Wir wohnten an der tunesischen Grenze, etwa 100 Kilometer südlich von Bône (jetzt Annaba). Das ist ein Schauspiel, bei dem Krieger, in 400 Meter Entfernung vor den Zuschauern auf Pferden reiten.. Sie stürzen auf

sie los und im letzten Moment richten sie ihre Pferde auf und schießen alle gleichzeitig in die Luft. Als Zuschauer hat man immer den Eindruck, dass man von den Pferden zertreten wird.



Es gab damals (im Jahre 1958) auch das Bombardement des tunesischen Dorfes Sakiet Sidi Youssef, weil die algerischen Kräfte von Tunesien aus französische Flugzeuge angriffen. Die französische Armee beschloss, den Ort zu bombardieren. Es gab viele Opfer, darunter auch Schulkinder und zwei Fahrzeuge des Roten Kreuzes, die algerische Flüchtlinge versorgten. Diese Geschichte hatte schwerwiegende diplomatische und politische Folgen. Was ich euch aber erzählen will, ist, was ich erlebt habe. Es war wie am 14. Juli, dem französischen Nationalfeiertag. Ich war auf das Dach geklettert, um dem Bombardement zuzuschauen. Es war ein richtiges Feuerwerk. Die Soldaten warfen auch sogenannte „Lucioles“ (Leuchtraketen), die den Himmel wie am helllichten Tag beleuchteten. Ich war mir nicht bewusst, dass es Tote gab. Das konnte ich als Kind nicht wissen.

#### **Hatten Sie Angst vor dem Krieg?**

Nein, nicht besonders. Ich lebte unter muslimischen Freunden und unter Soldaten. Meine Familie hat die Algerier immer respektiert und ich wurde überall freundlich aufgenommen. Beim Fest des Aïd El Kebir bekam ich immer Gebäck, Zlabia usw. Umgekehrt bekamen

meine Freunde an Weihnachten kleine Geschenke, Spielzeuge. Jeder lebte, wie er wollte und in gutem Einverständnis. Nach 1962 war ich sehr unglücklich, meine Freunde, das Dorf und mein Haus verlassen zu müssen.



Pierre-Jean mit 11 Jahren, vor der Abfahrt nach Frankreich

Durch meinen Beruf bin ich zweimal wieder nach Algerien gegangen. Das erste Mal nach Ghardaia: Es liegt 800 Kilometer südlich von Algier, es ist das Tor zur Wüste. Danach kommt die Sahara. Ich bin Hubschraubermechaniker und dort mussten wir die Heuschreckenplage bekämpfen. Die Heuschrecken fraßen nämlich die ganze Vegetation auf. Es ist problemlos verlaufen. Die Leute waren mit unserer Arbeit sehr zufrieden. Ein zweites Mal bin ich 2007 nach Algerien gefahren, um die Prozessionsraupen zu behandeln. Dank dieser zweiten Reise konnte ich mein Heimatdorf Gambetta (jetzt Taoura) besichtigen. Der Name Taoura stammt aus dem Lateinischen. Dort ist auch der heilige Augustinus geboren. Ein algerischer Kollege fuhr mich mit drei Freunden dahin. Dort erkannte ich sofort alles wieder. Es gab auch Neubauten, aber das Zentrum mit dem Postamt, mit der Bäckerei und dem Haus, in dem ich geboren wurde, waren noch da. Auch die Schule. Nur die Kirche war zerstört worden. An ihrer Stelle stand ein Verwaltungsgebäude. Ich traf sogar Leute, die meine Familie kannten. Mehrere Menschen sammelten sich vor meinem Geburtshaus, unter ihnen zwei oder drei damalige Freunde. Wir fielen uns in die Arme. Ich kriege noch Gänsehaut, wenn ich daran denke. Wir sind

wieder Freunde geworden. Das einzige Problem war, dass die Polizei wegen der Menschenansammlung gekommen war. Der Hausbewohner sagte dem Polizisten: „Lass ihn in Ruhe! Er war früher hier als du! Du hast hier nichts zu suchen!“ Der Polizist kontrollierte meine Papiere und fragte mich: „Wo sind Sie geboren?“ Mit großem Stolz zeigte ich ihm das Fenster, hinter dem meine Mutter mich zur Welt gebracht hatte: „Hier bin ich geboren!“

***Würden Sie nach Algerien zurückkehren, um dort zu leben?***

Das ist eine schwierige Frage. Algerien ist ein schönes Land, mit viel Sonne und viel Platz; ich habe dort das Licht der Welt erblickt. Aber ich würde dort nicht leben. Ich habe für die Algerier, für die algerische Republik gearbeitet. Aber das hat mit dem, was ich als Kind erlebt habe, nichts mehr zu tun. Ich fühle mich in Frankreich jetzt wohl. Auf der anderen Seite des Meeres gibt es auch viele Menschen, die das Gleiche denken. Vielleicht würden sie auch gern hierher kommen. Das ist alles, was ich darüber sagen will.

## 21. Zofia Posmysz (geboren 1923)

XXX Foto

Das Gespräch mit Zofia Posmysz fand am 04. September 2014 in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Auschwitz (IJBS) gemeinsam mit Schülern und Lehrer des Liceum Ogólnokształcące aus Wadowice statt.

ZP – Zofia Posmysz

AB: Anna Bingler

EB: Eleonore Beinghaus

HO: Henryk Odrozek

KJ: Katarzyna Jamka

KM: Klaudia Mrajca

Als der Krieg ausbrach, war ich 16 Jahre alt. Zu dieser Zeit waren alle Schulen und Hochschulen geschlossen. Ich besuchte die Oberschule. Polnische Jugendliche durften in der Kriegszeit nur an den Schulen lernen, die sie auf einen Beruf und die körperliche Arbeit vorbereiteten. Die Personen, die keine Schule besuchten, sollten sich beim Arbeitsamt melden und bekamen eine Arbeit. Man meinte, ein 16-jähriger Junge oder ein 16-jähriges Mädchen sollte schon arbeiten. Falls sich einer beim Arbeitsamt nicht gemeldet hatte, hatte er keine Bescheinigung. Ohne diese konnte man während einer Kontrolle (Revision) im günstigsten Fall nach Deutschland zur Zwangsarbeit, im anderen Fall zum Arbeitslager geschickt werden. Da ich weder nach Deutschland noch in das Lager hineinkommen wollte, meldete ich mich beim Arbeitsamt in Krakau, denn ich bin aus Krakau. Ich bekam eine Zuweisung zur Arbeit im deutschen Kasino. In der Tomaszstraße, im letzten Gebäude, befand sich die landwirtschaftliche Zentralstelle, eine Art von der Landwirtschaftsministerium. Man weiß aus der Geschichte, dass das Generalgouvernement ein Teil der Gebiete war, die sich Deutschland aneignete, und die nicht unmittelbar in das Reichsgebiet eingegliedert wurden, jedoch unterstand das Generalgouvernement dem Dritten Reich. Das Generalgouvernement hatte seine Regierung, natürlich eine deutsche, an deren Spitze Hans Frank stand. Dieses Ministerium hatte sein Kasino, heute würden wir es als Kantine bezeichnen und in diese Kantine wurde ich eingewiesen.

Ich arbeitete als Kellnerin, höchstwahrscheinlich deswegen, weil ich etwas Deutsch sprach. Zwei Jahre lang habe ich an meiner Schule diese Sprache gelernt. Das war für mich ein sehr begünstigender Umstand, denn das war Schichtarbeit: Tag und Nacht und in der Nacht bis ungefähr zwei Uhr, bis auf den letzten Gast. Gleichzeitig nahm ich Kontakte mit einer Organisation auf, die den illegalen Gruppenunterricht veranstaltete. Am Tag konnte ich lernen, aber das war kein regelmäßiger Unterricht und es gab keine richtigen Klassen. Man musste sich mit den Lehrern verabreden und auf diese Art und Weise lernte man mit anderen Schülerinnen und Schülern. Später entstanden auch illegale Universitäten, aber ich war noch nicht in diesem Alter und hatte kein Abitur, um an der Uni studieren zu können. Mein Vater war Eisenbahner, wir hatten ein kleines Häuschen in Prokocim (das war eine Vorstadt), und weil ich bis spät in der Nacht arbeitete und die Polizeistunde galt, beschloss ich ein Zimmer bei Bekannten in Krakau zu mieten.

Ich wohnte schon ein paar Monate außerhalb des Familienhauses, als ich eines Tages - das war im April 1942 - zum Polnischunterricht kam, früher als sonst. Die Lehrerin war noch nicht da. Nur ich und zwei oder drei andere Schüler. Bevor der Unterricht anfang, drang die Gestapo so ein, als ob sie bei sich zu Hause gewesen wäre und sie verhaftete fünf Personen. Das Gefängnis war in der Montelupichstraße in Krakau und in der Pomorskastraße, wo der Hauptsitz der Gestapo war, wurden wir verhört. Warum ist das passiert? Unglücklicherweise hatte einer meiner Freunde illegale Flugblätter dabei. Es gab eine Widerstandsbewegung und sie gaben illegale Zeitungen aus, in denen man verschiedene Nachrichten und Informationen über den Krieg lesen konnte. Alle diese Jungen waren Mitglieder der Widerstandsbewegung.

Ich war im Gefängnis für Frauen. Während des Verhörs wollten sie wissen, wer und wo diese Flugblätter und Zeitungen herausgegeben werden und woher ich sie hätte. Ich hatte keine Ahnung davon und konnte nichts sagen. Einer von den Jungen bestätigte, dass ich damit gar nichts zu tun hätte. Nach den sechswöchigen Verhören, die sehr brutal waren, wurde ich nach Auschwitz abtransportiert. Am 30. Mai



1942 kam ich ins Lager. In diesem Jahr entstand da eine Abteilung für Frauen. Mit einer Mauer wurden ein paar Blöcke abgegrenzt. Nach Auschwitz kamen wir mit dem Zug und zum Lager gingen wir zu Fuß, mit der Begleitung der Lageraufseher. Ich muss gestehen, als ich die Aufschrift „Arbeit macht frei“ las, dachte ich mir, dass es nicht so schlimm sein würde. Wenn die Arbeit freimacht und ich keine Angst vor der Arbeit habe, weil ich oftmals meinen Großeltern in den Sommerferien bei der Ernte geholfen hatte, werde ich in kurzer Zeit freigelassen, dachte ich. Ich bin doch an gar nicht schuldig, ich hatte kein Radio, keine Waffe, keine Flugblätter und diese Sachen gehörten zu den schlimmsten Verfehlungen/Vergehen. Wenn ich gut und tüchtig arbeiten würde, würde ich in ein paar Monaten freigelassen werden, dachte ich weiter. So stellte ich mir das Lager vor. Aber der Empfang selbst war für mich ein Signal. Selbstverständlich nahm man uns alle Sachen ab, die wir dabei hatten: Toilettensachen, Zahnbürste, Zahnpasta, Seife und auch die Kleidung. Im Umtausch dagegen bekamen wir gestreifte Kleider, ein gestreiftes Hemd, Unterhose und Holzschuhe. Die Schuhe war für uns eine Katastrophe, weil wir keine Strümpfe, keine Socken hatten. Es reichte, einmal auf das Feld zu gehen, das zwei oder drei Kilometer vom Lager entfernt war, und die Füße waren abgeschürft, die Wunden bluteten, es gab keinen Verband und man bekam keine Hilfe. Am ersten Tag hatten wir noch kein Bad. Die Aufseherinnen teilten uns mit, dass wir ein hygienisches Bad haben würden. In dem Teil für Frauen gab es keinen Waschraum. Wir wurden in einen kleinen Raum mit zwei Gießwaschkesseln hineingetrieben. In diesen zwei Kesseln mussten über 50 Frauen baden, ohne dass das Wasser ausgetauscht wurde. Seife, die wir kriegten, war eine Mischung von irgendetwas, vielleicht Sand und Öl. Das war auf jeden Fall keine Seife. Das Wasser war nach der ersten Runde braun. Ich bemerkte das und dachte, dass ich in dieses Wasser für nichts reingehen und dass ich mich irgendwie darum bemühen würde, mich in das Gedränge einzumischen, um nur nicht zu baden. Eine Aufseherin, später Kapo genannt, vielleicht eine Slowakin, denn das war keine Polin und keine Deutsche, bemerkte, dass ich mich weigerte zu baden. Ich bekam von ihr die ersten Ohrfeigen, einen Schlag gegen die Schläfe und sie

stieß mich hinein. Ich tat es. Ich wurde in den Block Nummer 8 geschickt. Die Blockaufseherin war Stenia Starowska, eine Polin. Ich freute mich, als ich davon erfuhr. Ich dachte, polnischer Block, nur Polinnen und ein paar Slowakinnen, eigentlich slowakische Jüdinnen aus dem ersten Transport, denn ich war aus dem zweiten. Ich erlebte schon in der ersten Nacht etwas Komisches. Abgesehen von den Millionen Flöhen, die uns nicht schlafen ließen, ging ich auf die Toilette runter. Die Blöcke in Auschwitz unterschieden sich von den Blöcken in Birkenau davon, dass sie einen Waschraum und Toiletten besaßen. In diesen Gebäuden war früher eine Kaserne. Als ich auf die Toilette kam, sah ich mit großem Erstaunen und Entsetzen einen Soldaten in Uniform. Dann zeigte sich, dass in diesen Uniformen slowakische Jüdinnen steckten. Das waren Uniformen von den sowjetischen Kriegsgefangenen, die in Birkenau ums Leben gekommen waren. In der Nacht wurden wir um 3.30 Uhr aufgeweckt. Das war ein Appell. Einige Personen gingen zur Küche, um „Kaffee“ zu holen. Das war kein richtiger Kaffee, eher eine Flüssigkeit. Zum Abendessen bekamen wir eine Ration für den ganzen Tag, was wir nicht wussten. Das war eine Scheibe Brot, eine Scheibe Wurst und etwas Quark. Wir aßen alles zu Abend und zum Frühstück gab es nur diese Flüssigkeit. Der Appell sah so aus, dass wir in einer Reihe vor dem Block standen, dann kam eine SS-Frau, zählte uns und prüfte, ob die Zahl der Häftlinge stimmte und wir warteten auf den Abmarsch zur Arbeit. Das war für mich die erste Lektion, wobei ich dachte, dass mich die Arbeit frei mache. Die Arbeit war dumm und sehr schwer. Man gab uns Hacken, wir wurden auf ein Feld geschickt, wo wir die harten Erdschollen zerkleinern mussten. Der Erdboden war unglaublich hart und die Arbeit tat weh. Jeden Schlag spürte man im Gehirn. An diesem Tag trugen wir zwei Frauen, die in Ohnmacht gefallen waren und nicht mehr zu sich kamen, zum Lager. So sah der erste Tag aus. Die nächsten waren nicht besser. Nur ein Tag in der Woche war besser als die anderen, das war Donnerstag. Diese Gruppen, die außerhalb des Lagers arbeiteten, bekamen eine sogenannte Schwerarbeitszulage. Der Tag war für uns wie ein Festtag, weil wir mehr Brot bekamen, ein Drittel von einem 1 kg schweren Brotlaib. Dazu ein größeres Stück Wurst oder Käse. Alle Frauen warteten auf diesen Tag.

Nach drei Wochen wurden wir zu einer anderen Arbeit geschickt. Das war eine Arbeit am Fluss im Gestrüpp, weit von der Stadt entfernt. Bis jetzt kann ich diese Stelle nicht finden. Dort war in der Nähe ein unbewohntes, fensterloses Schlösschen. Wem es gehörte, weiß ich nicht. Um das Schlösschen herum war ein Park. In diesem Park waren verschiedene Bäume und Sträucher, die dann in ein Gestrüpp übergingen. Wir sollten das Gras herausreißen, das später zum Lager für die Kühe geschleppt wurde. Das Gestrüpp war ziemlich dicht und es gab auch nicht genug Aufseherinnen, die sich lieber erholten, statt uns zu beaufsichtigen. Beim Appell stellte sich heraus, dass eine Frau fehlte. Alle gerieten in Panik. Der Kommandant wurde informiert, man gab ein Alarmsignal aus. Wir standen und warteten, was weiter passierte. Wir wussten, dass bei einer Flucht die ganze Gruppe oder alle aus einem Block dezimiert werden würden. Jede zehnte Person wurde getötet. Nach einer Stunde kam ein Lagerführer und ordnete einen Abmarsch zum Lager an. Diesmal teilte man uns mit, dass wir eine Kommandostrafe bekommen würden. Man rasierte uns zum ersten Mal die Köpfe und wir wurden zum Strafkommando in Buden geschickt, die 4 km vom Lager entfernt waren.

1. Frage: Gab es eine Möglichkeit, Kontakte mit dem Männerlager zu haben oder war es verboten?

Z.P.: Nein, obwohl es für bestimmte Gruppe der Häftlinge erlaubt war. Aber nicht für die Personen, die auf dem Feld gearbeitet haben. Man durfte dann mit jemandem ein paar Worte wechseln. Mir ist es gelungen, mit einem Mann kurz zu sprechen. Das war auf dem Feld. Wir beendeten gerade unsere Arbeit und die Männer kamen, um weiter mit den Eggen auf dem Feld zu arbeiten. Er fragte mich, wann ich ins Lager gekommen sei und ich fragte ihn auch nach seiner Ankunft hier. Er war seit einem Jahr in Auschwitz. Er hat nichts Schlimmes getan. Er wurde einfach während einer Razzia auf der Straße gefangengenommen. Für Leute, die außer des Lagers gearbeitet haben, waren nur solche Kontakte möglich. Aber man musste aufpassen, dass der Aufseher das Gespräch nicht bemerkte. Es gab zwei Arten von Häftlingen: Polinnen, die im Hauptlager waren, durften nur Feldarbeiten ausführen. Nachdem wir nach Birkenau versetzt worden

waren, arbeiteten wir im Lager und da hatten wir mehr Kontakte mit den Männern und wir konnten andere Arbeiten ausführen: in der Küche, in der Nähwerkstatt, in der Wäscherei. Ich rede jetzt von der Situation der Polinnen im Lager. In Birkenau begann die zweite Etappe. Das war die bessere Periode für uns, obwohl die Bedingungen skandalös waren.

Zurück zu den Buden: Das war eine Folterkammer. Früher war da eine Schule. Das Gebäude war sehr schön und modern wie zur Vorkriegszeit. Unten war eine große Halle, in der auf den Strohsäcken Frauen lagen. Da es zu wenig Platz für alle war, mussten einige von uns unter dem Dachboden schlafen, darunter ich. Die Situation oben war besser, weil unten die grausamsten Kapo-Frauen waren. Die oben dagegen bemühten sich, nicht so eifrig zu sein. Der größte Schwung konzentrierte sich auf die Armen, die unten wohnten. Die Kapos wachten die Frauen mittels Stöcken aus dem Schlaf auf. Für manche Frauen war das Aufstehen fast unmöglich, weil sie physisch so erschöpft waren. Das war die Budenperiode, eine sehr schwere Periode. Es war so, wie uns der Lagerführer ankündigt hatte, das werde kein Sanatorium sein, das sei Auschwitz, Strafkompagnie. Und die Kapos haben uns auch die Essportionen gekürzt. Die deutschen Aufseherinnen, die uns bei der Arbeit beaufsichtigten, waren mit einem schwarzen Winkel gekennzeichnet. Das bedeutete wahrscheinlich, dass sie die Arbeit mieden, aber die Prostituierten trugen auch dieses Zeichen. Ich konnte einiges verstehen, also ahnte ich, womit sie sich beschäftigt haben. Zwei von ihnen waren am grausamsten, sie waren einfach Mörderinnen, Sadistinnen. Sie prügeln uns, genauso wie der Rottenführer. Der Rottenführer war ein regelrechter Sadist. Ich erlebte das am eigenen Leib. Ihm gefiel nicht, wie ich die Harke hielt. Er zeigte mir, wie ich die Harke halten sollte, aber ich konnte das nicht nachahmen. Er hat mich so stark auf die Schläfe geschlagen, dass ich in Ohnmacht fiel und das Bewusstsein verlor. Ich wurde zum Lager getragen. Normalerweise versetzten die Aufseherinnen so jemandem den Todesstoß, aber an diesem Tag passierte das kurz vor dem Abmarsch ins Lager und sie hatten keine Zeit, es zu tun. Ich war sicher, dass sie mich mit den Stöcken am nächsten Tag schlagen würden. Es war aber unter den Kapos eine Deutsche,

die nicht tötete. Sie beschäftigte sich mit etwas anderem, sie verführte Männer und hatte am Töten kein Interesse. Ich wusste, dass ich bei ihr Zuflucht finden würde. Deswegen wollte ich unbedingt in ihre Gruppe kommen, was mir gelungen ist. Am nächsten Tag arbeiteten wir beim Graben im Wald. Mit einem Spaten mussten wir die Baumwurzeln durchschneiden. Toni, so hieß die Aufseherin - übrigens schrieb ich über sie - verschwand mit einem Wächter im Wald, und wir gingen in den Graben. Als ich sah, dass Toni irgendwo ist, beschloss ich mich auch ein bisschen zu erholen. Die Sonne schien und in diesem Moment erinnerte ich mich an einen Tag, als ich in den Sommerferien bei den Großeltern war. Am frühen Morgen hat mich immer der Gesang meines Opas geweckt. Bei den Arbeiten auf dem Bauernhof sang er mir immer Stundengebete vor. Das gefiel mir sehr und ich bat Opa, dass er mir die Texte beibringen möge. Ich stand im Graben und sang die Stundengebete vor mich hin. Ich dachte, dass man doch eine Weile Erholung haben könnte. Plötzlich hörte ich eine Stimme, die fragte: „Was singst du?“ Ich drehte mich um und ich sah Toni. Ich erschrak, aber ich sagte, dass das ein Stundengebet sei. Sie sah mich seltsam an und fragte: „Bist du katholisch?“. Was sollte ich sagen, ich bejahte das. Toni sagte nur, dass ich eine gute Stimme hätte. Das war alles. Am nächsten Tag versuchte ich, auch in ihre Gruppe zu kommen. Plötzlich kam eine von den Bestien und sagte, sie gehört zu mir, aber Toni sagte ihr, nein, sie gehört zu mir. Beide stritten sich um mich, jedoch schickte Toni diese bestialische Aufseherin zum Rottenführer, was diese nicht tat. Toni hatte nämlich eine gute Beziehung zum Rottenführer. Sie ging weg und ließ mich in Ruhe. Ich verdanke Toni, dass ich diese Zeit überlebte. Die Budenetappe dauerte zwei Monate lang. Von 200 Frauen kamen nur 143 zum Lager zurück. Die anderen wurden getötet oder starben an Erschöpfung. So war das Strafkommando. Nach der Rückkehr zum Lager kamen wir in den Block Nummer 7, der in der Nähe der Küche gelegen war. Hauptsächlich arbeiteten wir außerhalb des Lagers, aber an den Regentagen, als die Lagerstraße voller Dreck war, mussten wir diesen Matsch entfernen. Das war eine sinnlose Arbeit, aber doch im Lager. Eines Tages kam ein mir unbekannter Mann und alle, die im Block und im Lager waren, mussten sich anmelden. Er brauchte

eine Person, aber zu welchem Zweck, das wussten wir nicht. Für uns bedeutete das nichts Gutes. Da ich eine „erfahrene Nummer“ war, stellte ich mich immer in die Mitte der Kolonne, weit vom Hund und vom Stiel des Kapos. Aber diesmal bezauberte mich etwas und ich stellte mich in die erste Reihe. Ich und andere Frauen wurden ausgewählt. Es stellte sich heraus, dass das ein Chef in der Küche war und er suchte Hilfe für die Arbeit in der Küche, vor allem zum Kartoffelschälen. Meine Situation änderte sich enorm. An demselben Tag kriegten wir neue Kleidung, wir mussten baden und wurden zu einer neuen Baracke geschickt. In diesen Baracken gab es einzelne Pritschen, nicht so wie in anderen Blöcken. Man kann das als bessere Bedingungen bezeichnen, die Arbeit war drinnen, man konnte sitzen und das Wetter war uns auch egal. Dazu kriegten wir von den Köchinnen auch etwas zusätzlich zu essen, z. B. eine Suppe, also hatte ich auch keinen Hunger mehr. Deswegen konnte ich den Typhus überstehen, weil ich mehr Kräfte hatte. Ich erkrankte auch an der Ruhr, aber diese Krankheit überstand ich dank eines Arztes, der mir eine Arznei holte. Er war auch ein Häftling.

Im Juni 1943 kam neues Personal in die Küche, statt Männern kamen Frauen aus Ravensbrück. Sie behaupteten, sie kämen hierher, um endlich Ordnung zu schaffen, eine Ordnung, wie sie in Ravensbrück herrsche. Unter ihnen war Eusebie Franz, die ich für immer im Gedächtnis behalten werde. Sie war eine derartige Perfektionistin, dass sie sofort die neue Ordnung einführte. Sie führte eine neue Funktion in der Küche ein, und zwar die der Buchhalterin. Deswegen suchte sie nach einer Frau, die Deutsch spräche. Eine von den Kapos wies Franz auf mich hin. Franz wollte wissen, woher ich Deutsch könne. Als einzige Aufseherin siezte sie uns und sagte zu mir: „Sie werden meine Schreiberin sein“. Ich befürchtete, dass ich damit nicht zurechtkommen würde, aber sie meinte, ich würde das lernen. So begann die letzte Phase in Auschwitz – Birkenau. Bis Ende 1945 arbeitete ich als Schreiberin. Auch damals gab es grausame Momente, aber das war ein anderes Leben.

Im Januar 1945 wurde das Lager evakuiert. Wir marschierten drei Tage und drei Nächte. Erst in Leslau stiegen wir in einen Zug ein. Das



waren offene Eisenbahnwagen. Nach drei Tagen erreichten wir Ravensbrück. Das Lager in Ravensbrück war überfüllt, weil Frauen aus anderen Lagern hier gesammelt wurden. Man baute ein großes Zelt, in dem wir wohnten. Wir mussten nicht mehr zur Arbeit gehen, aber das Essen war auch knapp.

Nach drei Wochen transportierte man uns nach Neustadt/Glewe (Anm. im heutigen Bundesland Mecklenburg-Vorpommern) und wir wurden in einem provisorischen Lager untergebracht. Dort, haben uns Amerikaner am 2. Mai 1945 befreit. Das ist mein Lagerepos in einer stark gekürzten Fassung.

Fragen:

AB: Mich würde Folgendes interessieren: In Ihrem Roman „Die Passagierin“, haben Sie ja dann eine Geschichte erzählt, in der die Protagonistin Lisa auch ganz menschliche Züge hat. Inwieweit ist das real? Haben Sie das so erlebt oder ist das Fiktion?

ZP: Nach dem Krieg, als ich schon zu Hause war, begannen die Prozesse gegen SS-Leute und Nazis, die ich genau verfolgte. Das hat mich interessiert, weil viele von diesen Personen mir bekannt waren, aus dem Lager, als Angeklagte. Ich wartete, wann die Eusebie Franz, die meine Chefin war, unter Anklage gestellt würde. Ich habe das aber nicht miterlebt. Ich habe mir immer vorgestellt, dass sie mich zum Entlastungszeugen anruft, weil sie mir gegenüber in Ordnung war. Ich habe versucht, mir vorzustellen, was sie zu ihrer Verteidigung vorgebracht hätte und alles, was sie in „Passagierin“ sagt, sind Worte, die sie zu ihrer Verteidigung nutzt. Die „Passagierin“ ist kein Dokument, alles, was sie da sagt, ist in eine Fiktion.

EB: Und die menschlichen Züge anderer Protagonisten: Martha und Tadeusz. Waren ihre Züge real?

ZP: Das waren reale Züge. Martha war eine Person, die bei einem Kessel gearbeitet hat. Sie ist eine tragische Person, weil ihre ganze Familie verhaftet wurde. Nur sie hat überlebt und zwei Schwestern, dank der Tatsache, dass sie in der Küche arbeitete, konnte sie die

Schwestern zusätzlich ernähren. Und die Schwestern arbeiteten nicht mehr auf dem Feld, sondern in der Nähwerkstatt. Wir waren sehr miteinander verbunden. Bis zu ihrem Lebensende standen wir in Kontakt. Tadeusz ist auch eine authentische Person. Als ich die neue Funktion übernahm, sagte ich der Aufseherin, dass ich die Buchhaltung nicht führen könne. Sie musste eine wichtige Person im Lager sein, sie musste gute Beziehungen haben, weil sie nach drei Tagen einen Mann aus dem Männerteil des Lagers holte. Das war Tadeusz. Diese Fragmente, Szenen, die uns als Verlobte zeigen, sind nicht realitätsgetreu. Ich traf ihn nur dreimal. Aber Tadeusz spielte in meinem Leben eine sehr große Rolle. Wir schrieben einander Kassiber, bis zu seinem Lebensende im Jahre 1943, als er erschossen wurde. Er war Mitglied der Lagerwiderstandsbewegung. Er war Offizier und im Jahre 1939 versuchte er, nach Westen in die polnische Armee zu fliehen, was ihm aber nicht gelang. Denn an der slowakischen Grenze wurde er durch die slowakische Polizei verhaftet, die ihn der Gestapo übergab, welche ihn nach Auschwitz brachte.

In meiner letzten Erzählung (Anm. „Christus von Auschwitz“) habe ich die wahre Geschichte über Tadeusz dargestellt.

KJ: Wenn hier das Thema ihrer Schriftstellerei auftaucht, möchte ich Sie fragen, ob es irgendwelche Schriftsteller gibt, die Sie besonders schätzen und die Ihnen wichtig sind?

ZP: Gegenwärtige oder aus der Klassik?

KJ: Egal, solche, die Ihnen wegen ihrer Schreibweise oder der Themen oder aus noch anderen Gründen wichtig sind.

ZP: Schwer zu sagen, es gibt viele Schriftsteller, die ich schätze und mag. Von den polnischen ist Parandowski mein Lieblingsschriftsteller aber auch die polnischen Klassiker: Sienkiewicz, Prus. Das war der schulische Literaturkanon. In der Studienzeit war für mich Albert Camus der herausragendste Schriftsteller, dazu noch französische Autoren, z. B. Bernanos und natürlich Thomas Mann. Thomas Mann war für mich Vorbild. Nach dieser deutschen Erfahrung in Auschwitz war die Literatur von Thomas Mann wie eine Erfrischung, ein erfrischendes Bad. Von der ge-

genwärtigen Literatur kann ich jetzt nicht so viel lesen und außerdem gefällt mir die Sprache gegenwärtiger Schriftsteller gar nicht. Jede Epoche hat ihre Idole und ich bin aus einer anderen Epoche.

HO: Wenn wir in der Schule die Lagerliteratur besprechen, dann beziehen wir uns vor allem auf die Erzählungen von Borowski, die auf dem obligatorischen Schulprogramm stehen. Mich interessiert, was Ihre Meinung zu seiner Schreibweise ist. Borowski war auch Häftling in Auschwitz. Er hat seine dortigen Lagererfahrungen beschrieben.

ZP: Ich bewundere seine Kunstfertigkeit, die naturalistische Methode des Schreibens. Ich glaube, dass man mit Worten die Grausamkeit des Lagers nicht ausdrücken kann, aber etwas fehlt mir: In seinen Werken gibt es keinen Hoffnungsschimmer, das ist nicht menschlich. Aber dank der Tatsache, dass ich Leute getroffen habe, die mir geholfen haben, dass ich vielleicht Glück hatte, habe ich überlebt. Das war nicht so, dass man das ganze Ehrgefühl verloren hat, dass der Mensch des Menschen Wolf war, dass er sich nur um sich gekümmert hat - so war es auch, aber die Leute konnten auch freundlich sein. Als Beispiel kann ich hier die Arbeit an den Teichen nennen. Ich arbeitete in Röhricht, das Wasser ging mir bis zu den Hüften und an einem Tag war das Wetter unheimlich schlecht. Es regnete, wir standen im Wasser und schnitten das Röhricht aus und trugen es zum Ufer. Das war kaum auszuhalten. Ich sagte zu meiner Kollegin, ich bleibe im Teich, von mir aus können sie mich erschießen, ich will nicht mehr, ich kann nicht. Und sie, eine sehr zarte Person, noch kleiner als ich, mit wunderbar langen Fingern, sagte: „Hör mal, nur noch 15 Minuten. Halte 15 Minuten durch! Nach einer gewissen Zeit sagte sie: „Siehst du? Wir leben, noch eine Weile. Wir halten das zusammen aus. Das sind nur 15 Minuten.“ Eigentlich sollte ich sie dazu ermuntern. Sie hat dazu beigetragen, dass ich überlebte. Später erfuhr ich, dass sie ein Musikstudium in einem Konservatorium absolvierte. Sie war Geigenspielerin. Ich habe über sie geschrieben, sie wurde zur Protagonistin in meinem Buch „Sommerferien an der Adria“. Manchmal reichte es, nur ein Wort zu sagen, um zu helfen. Der Mensch sollte dem anderen Menschen die freundliche Hand reichen, weil

das in diesen Bedingungen in meinem Leben eine große Rolle spielte.

Jetzt erzähle ich von einem noch ernsthafterem Vorfall. Ich habe schon vorher erwähnt, dass in Auschwitz eine Typhusepidemie ausgebrochen war. Die Deutschen bemerkten, dass dies schlimme Folgen haben könnte, denn auch unter den SS-Frauen gab es Erkrankungen. Läuse waren überall und die achteten nicht darauf, ob das ein Häftling oder ein SS-Mann war. Erst dann haben sie beschlossen, etwas zu unternehmen. Jeden Tag kamen 15 Männer zu uns, das waren polnische Ärzte – Häftlinge, die uns heilen sollten. Aber womit sollten sie uns heilen, wenn es keine Medikamente gab? Trotzdem kamen sie und machten etwas. Ich litt an Ruhr, blutete enorm, aber ein Arzt sagte zu mir: "Halte durch! Nur noch eine Nacht. Morgen hole ich die eine Arznei." Die Nacht war für mich grausam. Ich habe die ganze Nacht über nicht geschlafen. Aber am nächsten Tag kam er dreimal zu mir und holte eine Arznei. Ich schluckte ein paar Tropfen, dann ließ er mir die Fläschchen mit dem Medikament und ich sollte es weiter allein einnehmen. Nach drei Tagen war ich gesund. Er hat mir einfach mein Leben gerettet. Eines Tages kam der Arzt nicht mehr wieder. Ich habe seinen Assistenten gefragt, was mit dem Doktor Małowski passiert sei. Er erklärte mir, dass man bei der Durchsuchung bei ihm Medikamente gefunden hätte. Er schmuggelte die Arzneien für viele Leute ins Lager. Er wurde aber nicht zur Todesstrafe verurteilt, sondern bekam 25 Schläge und 10 Nächte Stehbunker und am Tag musste er arbeiten. Er überlebte diese Zeit. Nach dem Krieg suchte ich nach ihm in der Nähe von Radom, aber ich fand ihn nicht und schließlich gab ich auf. In 50er Jahren traf ich in unserem Auschwitz-Klub eine mir aus der Lagerzeit bekannte Frau. Sie war Krankenschwester. Ich fragte sie nach Doktor Małowski. Von ihr bekam ich die Auskunft, dass er in Szczecin lebe und dort im Krankenhaus arbeite. Ich war sehr gerührt darüber und ihm sehr dankbar. Diese Bekannte richtete ihm dann großen Dank von mir aus. Er bedankte sich dafür, aber erinnerte sich gar nicht an mich. So vielen Menschen hatte er geholfen. Das sind solche Beispiele, an denen es mir bei Borowski fehlt. Es fehlt mir vor allem an der Hoffnung.

KM: Gibt es ein Erlebnis, das für Sie am tragischsten ist?

ZP: Ja. Aber darüber spreche ich nicht so gern. Mein Vater wurde im Jahre 1943 bei der Arbeit erschossen und man weiß nicht warum. Als ich im Lager war, hatte ich davon keine Ahnung. Ich erfuhr es am glücklichsten Tag in meinem Leben, an dem Tag, als ich nach Hause zurückkam. Tragisch war für mich auch die Information über den Tod von Tadeusz. Er war in meinem Leben ein guter Demiurg.

HO: Sie besuchen die Theaterstücke, vor allem die musikalischen, die aufgrund Ihres Romans „Die Passagierin“ aufgeführt werden. Andrzej Munk (Anm. Poln. Filmregisseur) war die erste Sache und aktuell ist das die Oper. Aber das ist eine andere Art der Kunst. Lassen sich die Regisseure bei Ihnen beraten?

ZP: Sehr interessant ist die Geschichte selbst, wie die Oper komponiert wurde. Man sagt, dass die Bücher ihre Geschichten erleben. Auch „Die Passagierin“ hat ihre Geschichte. Bevor ich den Roman schrieb, entstand ein Hörspiel im Jahre 1959. Dann gab es ein Theaterstück im Fernsehen. Die Adaptation für das Fernsehen habe ich gemacht. Auch das Theaterstück hat Munk bearbeitet. Er schlug mir vor, dass ich ein Drehbuch schreibe, weil er einen Film drehen wollte. Er war an dem Thema sehr interessiert. Ich befürchtete, dass ich ein Drehbuch nicht schreiben könne. Aber er hat mich überredet, dass ich zuerst eine Filmnovelle schreiben solle und dann aufgrund dessen schreiben wir zusammen dann ein Drehbuch. Er war der Autor der Szenen auf dem Schiff. Unglücklicherweise kam er bei einem Autounfall ums Leben. Er schuf die ganze Sequenz im Lager, aber es blieb noch die Sequenz auf dem Schiff. Man könnte glauben, dass der Film nie zu Ende gedreht werden würde. Das ist aber nicht passiert. Ich nahm noch die Novelle und brachte sie zu einem Verlag. Im Verlag wurde mir gesagt, dass sie das veröffentlichen würden, aber unter der Bedingung, dass ich daraus einen Roman schreiben müsse, was ich dann tat. Und im Jahre 1962 wurde der Roman herausgegeben. Gleichzeitig, im Jahre 1963, hat ein Freund von Munk den Film zu Ende gedreht. Der Film hat auch beim Filmfestival in Cannes einen Preis bekommen. Der Roman gewann

an Popularität und wurde auf Russisch übersetzt. Wahrscheinlich hat ihn Schostakowitsch gelesen. Schostakowitsch war mit Weinberg, dem polnischen Komponisten befreundet. Er hat ihm von dem Roman erzählt und hat ihm gesagt, dass das Buch sich sehr gut für eine Oper eignen würde. Und Weinberg hat die Musik komponiert. Das sollte im Großen Theater in Moskau aufgeführt werden, aber politische Gründe spielten eine wichtigere Rolle. Die berühmte Kulturministerin der Sowjetunion, Madame Furcewa, so nannte man sie, erlaubte es nicht, den Roman als Oper auf der Bühne aufzuführen. Sie behauptete, dieses Thema sei „abstrakter Humanismus“ (auf Russisch: „abstraktnyj humanizm“). Ich überlegte, was dieser Begriff bedeuten sollte? Aber ihre Entscheidung reichte, die Aufführung der Oper für lange Zeit aufzuschieben. Erst nach vielen Wenden in der SU, im Jahre 2006, entschied sich das Stanislawski – Theater in Moskau, das Werk aufzuführen, aber nur konzertant. Leider lebte Weinberg nicht mehr. Und so hat es angefangen. Der Verlag „Peermusic“, der seinen Sitz in New York und in Hamburg hat, entwickelte Interesse an Weinbergs Schaffen und zugleich an der „Passagierin“, von der Weinberg sagte, dass „Die Passagierin“ sein wichtigstes Lebenswerk sei. Und so ging es weiter. Und als sich die Opernmusik dafür interessierte, erfuhr David Pountney davon, der englische Regisseur, der auf dem Bregenzer Opernfestival Direktor war. Er hat in dieser Vorstellung die Regie geführt. Die Oper hat einen großen Erfolg erzielt. Dann wurde die Oper in London und Warschau aufgeführt, und vor zwei Jahren in Karlsruhe, in diesem Jahr spielt man sie in New York und Houston und nächstes Jahr in Chicago und Miami. Merkwürdig ist das Schicksal von Büchern. Zwar habe ich „Die Passagierin“ geschrieben, aber ohne Weinbergs Musik würde das Buch irgendwo liegen. Man weiß nicht, ob jemand nach ihm greifen würde.

EB: Wir haben die Oper gemeinsam mit den Schülern unseres Projektes in Karlsruhe gesehen, denn die Oper hat ja den Umgang mit Erinnerung zum Thema, welches uns in unserem Comenius-Projekt beschäftigt, eben Erinnerungskulturen. Und durch unseren Kontakt mit der Schule in Wadowice, hatten wir dann die Idee, dass wir gemeinsam mit Ihnen ein Gespräch führen könnten.

ZP: In Karlsruhe war es eine andere Inszenierung, moderner und eine andere Regie. Aber was hat die Aufführung der Oper in Karlsruhe gebracht? Das ist für mich sehr interessant. Für Sie vielleicht auch. Ein Journalist, der mich in Karlsruhe interviewte, fragte mich, ob die Protagonisten authentisch seien, und was mit E. Franz passiert sei. Das wollte ich auch wissen. Ich habe jahrelang darauf gewartet, wann es zu ihrem Prozess kommt, aber den hat es nicht gegeben. Ich dachte, dass sie sich irgendwo in Argentinien versteckt habe. Dieser Journalist begann nach ihren Spuren in Archiven zu suchen. Und es hat sich gezeigt, dass E. Franz gar nicht in Argentinien gelebt hat, sondern in Deutschland. An den Namen der Stadt erinnere ich mich nicht genau, aber ich glaube, das war Arnsberg. Sie hatte geheiratet, zwei Kinder bekommen und ist im Jahre 1956 im Alter von 43 gestorben. Man hat sie nie angeklagt, was mich gewundert hat.

EB: Ich glaube, das ist ja der entscheidende Punkt, dass eben in Deutschland die Justiz sich lange nicht, sogar sehr lange nicht darum gekümmert hat. Und erst mit dem Auschwitzprozess in Frankfurt und später mit dem Majdanek-Prozess in Düsseldorf hat eine Aufarbeitung begonnen. Das hat sehr lange gedauert.

Und der Schluss von Ihrem Roman, der ja auch anders als in der Oper ist, glaube ich, macht genau dieses Problem deutlich.

Deswegen ist es für uns als Deutsche sehr wichtig, dass auch diese Arbeit an der Erinnerung fortgeführt wird und daher haben wir ein großes Interesse, Erinnerungskulturen aufzuarbeiten.

Vielleicht noch eine letzte Frage: Glauben Sie, dass die Kunst es schafft, die Erinnerung wachzuhalten? Denn leider ist es ja eben so, dass es bald keine Zeitzeugen mehr geben wird, kann die Kunst das leisten?

ZP: Ich glaube, wenn es um das Leben eines Werkes geht, dann trägt dieses Thema die Musik, das Wort allein aber nicht. Die Bücher würden in den Regalen liegen und niemand würde sie lesen. Musik wird das Thema tragen, und deswegen bin ich dem Komponisten sehr dankbar dafür, und dass das jetzt weiter geleitet wird. Und Weinbergs Geschichte ist auch

interessant. Er stammte aus einer jüdischen Familie. Er absolvierte das Konservatorium in Warschau. Als der Krieg ausbrach, floh seine ganze Familie vor den Deutschen nach Osten. Nur ihm gelang es, die Grenze zu überqueren und die Eltern mit der Schwester wurden in einem kleinen Lager in Trawniki vergast. Er kam nach Aserbaidschan. Er schickte an Schostakowitsch seine Noten und Werke, diese gefielen Schostakowitsch so gut, dass er ihn nach Moskau eingeladen hat. Nicht alles ging gut. Es gab Momente, in denen er keine Arbeit hatte und er musste im Zirkus als Pianist arbeiten.

Ich habe ihn in Moskau kennengelernt. Das war damals, als er an der Oper gearbeitet hat. Er wollte mit mir reden. Ich war bei ihm zu Hause zu Besuch. Er war Pole, der schön Polnisch sprach und polnisch fühlte. Er wollte so sehr die Aufführung der Oper miterleben, aber das hat er leider nicht.



## 22. Leon Jamrozek (geboren 1950)

(ehemaliges Mitglied der Gewerkschaft „Solidarität“)



Interview am 12.03.2014 im Marcin Wadowita Gymnasium in Wadowice

Ich bin Polnischlehrer von Beruf, aber als Lehrer habe ich nie gearbeitet. Ich war in der Pädagogischen Bibliothek in Wadowice angestellt, jedoch wurde ich wegen meiner politischen Ansichten gekündigt und seit dieser Zeit bin ich Besitzer einer Wäscherei.

Als im Jahre 1980 „Solidarność“ entstand, traten in kurzer Zeit zehn Millionen Menschen der Gewerkschaft bei. Das gab uns viel Hoffnung auf Freiheit, die aber, wie sich gleich zeigte, gar nicht kam. Am 13. Dezember 1981 erklärte die kommunistische Regierung den Kriegszustand in Polen. Die Grausamkeit dieser Zeit lässt sich heute mit Worten nicht beschreiben. Jeder erinnert sich an diese Zeit anders.

Am 13. Dezember 1981 plante ich mit einer Gruppe von Menschen nach Ungarn zu verreisen. Es wurde uns klar, dass wir das

nicht machen können. Und da ich Mitglied von „Solidarność“ war, begann ich zu überlegen, ob ich mich nicht verstecken sollte. Ich tat das nicht, aber Gott sei Dank wurde ich nicht verhaftet. Dagegen wurden andere Mitglieder und meine Kollegen von den Bürgermilizfunktionären an einen uns nicht bekannten Ort transportiert. Wir hatten lange keine Informationen, wo sie waren.

Der Alltag war für alle Menschen sehr kompliziert und schwer. Man durfte nicht ohne Erlaubnis der Bürgermiliz in eine andere Stadt fahren. Die Telefonapparate funktionierten auch nicht, aber man muss auch wissen, dass dann nur wenige Leute Telefon zu Hause hatten. Leute waren erschrocken und wollten wissen, was in Polen passiert. Das alles konnten wir nur von den ausländischen Radiosendern und der illegalen Presse erfahren. Ich habe mich mit dem Druck und der Verbreitung der Presse beschäftigt. Wenn jemand eine Schreibmaschine besaß, durfte er mit deren Hilfe nichts schreiben, weil alle Schreibmaschinen registriert waren. Deswegen mussten wir andere Druckgeräte benutzen. Wir hatten das sogenannte „Sieb“, mit dem wir Flugblätter, Broschüren, u. a. drucken konnten. Man muss auch erwähnen, dass uns immer auch die Kirche zu Hilfe kam. Wir haben noch viele andere Sachen zu dieser Zeit gemacht, aber ich glaube, dass ich das Wichtigste nannte.

Ich danke euch für die Einladung. Ich freue mich, wenn ich sehe, dass meine Träume und Tätigkeiten nicht vergebens waren, dass ihr jungen Leute von diesen Möglichkeiten richtig profitiert, die uns die Freiheit und die Mitgliedschaft in der EU gibt.

\* „Das Sieb“ und die Broschüren kann man



in den kurzen Fragmenten des Filmes anschauen.

Herr Jamrozek erklärt, wie man dieses

Gerät für den Druck der Presse angewandt und präsentiert Zeitungen und Broschüren.

### 23. Wojciech Marcinkiewicz (geboren 1945)

(ehemaliges Mitglied der Gewerkschaft „Solidarität“)



Interview am 6.3.2014 in Wadowice

Herr M.: Ich bin Ingenieur, Mechaniker von Beruf. Nach dem Studium arbeitete ich in verschiedenen Betrieben, aber immer suchte ich nach einer Arbeitsstelle, die mir und meiner Familie ermöglichen würde, auf höherem Niveau zu leben, was aber zu dieser Zeit unmöglich war. Ich war in einer der größten Fabriken in Wadowice angestellt, wo viele Angestellte für die illegale Aktivität engagiert waren. Dann begann auch mein „Abenteuer“ mit der Gewerkschaft Solidarność. Zur Zeit des Kommunismus gab es in Polen nur zwei Fernsehsender, die die kommunistische Regierung völlig kontrollierte. Die Leute hatten von dieser kommunistischen Propaganda die Nase voll und suchten immer nach den wahren Informationen. Die einzigen Nachrichtensender, die die Wahrheit und richtige Fakten übertrugen, waren das amerikanische Radio „Free Europe“ (mit seinem Sitz in München), das Radio „Voice of America“ und die in Polen illegal verbreiteten Broschüren. Und damit beschäftigte ich mich, wofür ich zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wurde.

Im Jahre 1975 hatte ich zum ersten Mal Kontakte mit der Bürgermiliz (Polizei), nachdem ich nach dem zweiwöchigen

Aufenthalt in Deutschland in Frankfurt am Main nach Hause zurückgekommen war. Meine Fabrik erwarb eine Technologielizenz von der Firma Regsrot und deswegen musste ich in Deutschland geschult werden. Erst dort habe ich gesehen und begriffen, was es bedeutet, im freien Land zu leben. Nach meiner Rückkehr wurde ich sofort aufgefordert, zur Milizdienststelle zu kommen. Ich wurde gebeten, einen Bericht über meinen Aufenthalt in Frankfurt zu schreiben. Der Ermittler erwartete, dass ich etwas Unglaubliches mitteile, und wie groß war seine Enttäuschung, als ich nicht so was geschrieben habe.

Der Kriegszustand wurde am 13. Dezember 1981 ausgerufen und zwei Jahre später aufgehoben. Ich wurde im Mai 1983 zusammen mit vier anderen Kollegen verhaftet. Meine Kollegen wurden schon am nächsten Tag entlassen, ich dagegen verbrachte zwei Monate und zwei Tage im Gefängnis. Zuerst saß ich in Arrest in Bielsko – Biala und dann transportierte man mich zum Wadowicer Gefängnis. An diesem Tag war ich im Büro und erhoffte gar nichts Schlimmes. Plötzlich hörten wir, dass etwas im Betrieb los war. In diesem Moment dachte ich an die Broschüren, die ich in der Schublade hatte. Es war aber zu spät und es wurde mir klar, dass jemand mich denunziert hatte. Ich wurde verhaftet, sommerlich gekleidet, ohne Dinge für den persönlichen Gebrauch. Da ich Kleingeld dabei hatte, bat ich den Ermittler, dass er mir eine Zahnpasta und eine Zahnbürste kauft. Er nahm mich jeden Tag ins Verhör, aber zum Glück war es nicht so schlimm. Er wollte vor allem wissen, mit wem ich zusammenarbeite, wer die illegalen Broschüren druckt. Der SB-Offizier (Sicherheitsapparat) versuchte, mich zu zerschlagen, was ihm nicht gelang. In dieser

Zeit sah ich einmal meine Mutter. Meine Frau bekam keine Erlaubnis für den Besuch im Gefängnis. Nach zwei Monaten und zwei Tagen wurde ich aus dem Gefängnis freigelassen, weil die polnische Regierung eine Amnestie verkündigte. Das verdanke ich dem Papst Johann Paul II., der in dieser Zeit nach Polen kam, sonst hätte ich länger im Gefängnis sitzen müssen. Ich durfte zur Arbeitsstelle zurück, aber ich musste mich regelmäßig bei der Bürgermiliz melden. Sie forderten von mir, dass ich Denunziant werde, was ich selbstverständlich ablehnte. Ich hätte Informationen über meinen Direktor und illegale Aktivitäten in der Fabrik sammeln sollen. Dafür hätte ich Geld gekriegt. Das wäre im Großen und Ganzen alles.

Als Beweis für alles, wovon ich heute erzählte, habe ich eine Mappe mit allen Dokumenten mitgebracht. Ich habe sie vom Institut für Nationales Gedenken bekommen. Diese Dokumente bestätigen alle meine Aktivitäten aus dieser Periode. Aufgrund dessen konnte ich mich um eine Entschädigung bewerben.

### **Die Fragen der Schüler:**

#### **S.: Haben Sie in Arrest alleine gesessen?**

H.: In Bielsko – Biała saß ich allein, dagegen in Wadowice zusammen mit 15 anderen Männern. Unter uns war nur ich der politische Gefangene, die anderen waren Verbrecher, Diebe, auch ein Mörder. Ich wurde sowohl von den Wächtern als auch den Mitsträflingen besser angesehen. Da Wadowice eine kleine Stadt ist, und die Bewohner sich kennen, waren viele von den Gefängnisarbeitern meine Bekannte. Ich musste eine Uniform tragen, schlief auf einer schmutzigen Pritsche. Das ekelhafte Essen bekam ich dreimal am Tag. Ich unterhielt mich nicht so viel mit anderen in

der Zelle, weil ich befürchtete, dass unter uns Denunzianten sein können.

#### **S.: Haben Sie irgendwann bereut, dass Sie sich politisch engagiert haben?**

Nein, absolut nie.

#### **S.: Erinnern Sie sich an ein dramatischstes Ereignis aus dieser Zeit?**

Diese zwei Monate im Gefängnis und die ganze Periode des Kriegszustandes in Polen waren für mich tragisch.

#### **S.: Wie oft trafen sich die Aktivisten?**

Wir trafen uns einmal pro Woche.

#### **S.: Gibt es so was, vielleicht ein Ding, eine Situation oder noch etwas, wonach Sie sich sehnen, was es in der Zeit des Kommunismus gab und jetzt nicht mehr?**

H.: Ich freue mich wahnsinnig, dass diese schreckliche Zeit vorbei ist. Es gibt nichts, wonach ich mich sehnen könnte. Ein großes Leid tat den polnischen Bürgern Herr Gierek dadurch an, dass er diese Wohnsiedlungen baute. Das lässt sich nicht Wohnung nennen. Das ist wie ein Schlafzimmer, nichts mehr. Die Wohnblöcke erinnern uns jeden Tag an diese Zeit.

#### **S.: Auf welche Art und Weise gewann man neue Mitglieder?**

H.: Das war ein Impuls, ganz spontan. Die polnische Wirtschaft war im schlechten Zustand. Die Leute hatten wenig Geld, die Geschäfte waren leer, also musste man niemanden dazu überreden.

#### **S.: Konnte man die Denunzianten leicht erkennen?**

H.: Eher nicht. Bis heute weiß ich nicht, wer

mich denunziert hat. Diese Dokumente wurden verbrannt.

**S.: Hat sich der polnische Staat irgendwie bei Ihnen für Ihr Engagement und Ihren Kampf um die Polens Unabhängigkeit bedankt?**

H.: Ja, aber ich empfinde Bitterkeit, dass ich mich um die Entschädigung selbst bewerben musste. Ich habe erwartet, dass ich sie automatisch kriege. Außer dem Geld wurde ich als Geschädigter und für unschuldig erklärt.

**S.: Und wie haben sich die lokalen Behörden des Landkreises verhalten?**

H.: Die Bürgermeisterin von Wadowice veranstaltete einmal ein Treffen mit den ehemaligen Mitgliedern von Solidarność. Obwohl ich eingeladen wurde, nahm ich daran nicht teil. Ich war unter den eingeladenen Aktivisten, die nicht ausgezeichnet wurden, was mir richtig Leid tat.

Eigentlich erst dank euch bekam ich zum ersten Mal die Möglichkeit, öffentlich über diese mir wichtige Zeit erzählen zu können. Wichtig ist, dass wir die Zeit des Kommunismus nicht vergessen.

#### 24. Dawid Litwicki (geboren 1997)

Interview von Kaja Gray Karlsen im September 2014 in Lillesand

##### Wie heißt du?

Ich heiße Dawid Litwicki.

##### Warum seid ihr nach Norwegen umgezogen, als du sieben Jahre alt warst?

Ich und meine Familie sind vor 9 Jahren von meinem Heimatland Polen nach Norwegen gezogen. Der wichtigste Grund, warum wir gezogen sind, war Armut und schlechte Möglichkeiten für ins Kinder. Es gab viele Menschen die ihre Zeit mit Alkohol und Drogen verbrachten. Es war eine kleine Stadt in Polen mit geringen Hoffnungen für die Zukunft.

Meine Eltern meinten, dass ich und mein Bruder bessere Möglichkeiten haben würden. Ausbildung und viele Jobmöglichkeiten waren wichtig. Ich habe nie mein Leben in Polen vergessen. Obwohl wir arm waren, gab es viel Freude. Alle haben das, was sie hatten, geteilt. In Norwegen ist die Bevölkerung reich und viele schätzen nicht das, was sie haben. Viele Jugendliche haben alles, vom Iphone bis zum IPAD. Das Materielle ist sehr wichtig. In Polen habe ich viel gelernt. Dafür bin ich dankbar.

##### Wo warst du am 22. Juli 2011?

Ich war zu Hause mit der Familie. Wir haben den Terroranschlag in den Nachrichten mitbekommen. Es war einen Schock, dass so etwas in Norwegen passieren könnte. Wir haben es nicht geglaubt! Ich kenne viele Menschen, die in Oslo wohnen, und ich hatte große Angst um sie. Viele junge Menschen haben auf Utøya das Leben verloren, es war schwierig zu fassen. Ich hatte Angst, dass mehr passieren

könnte...Ich kannte aber keinen von den Jugendlichen, die da waren.

##### Wie haben sich die Jugendlichen danach verändert?

Meine Freunde und die Schüler in meiner Klasse kamen sich näher und zeigten einander mehr Bedacht und Wärme. Es gibt weniger Streit und mehr Toleranz. Der Terrorist hat nicht sein Ziel erreicht. Die Menschen in Norwegen sind einander näher gekommen und toleranter gegenüber Ausländern geworden.



### 25. Zeynab Mahdiyeva (geboren 1997)

Interview von Hannah Emilie im September 2014 in Lillesand

#### Wie heißt du?

- Ich heiße Zeynab, und ich bin 17 Jahre alt.

#### Woher kommst du?

- Ich komme aus Aserbaidschan.

#### Hattest du schon etwas über Norwegen gehört, bevor du hierher gezogen bist?

– Ja, selbstverständlich, aber nicht mehr als dass es ein Land ist, das sehr weit nördlich liegt, und dass die Hauptstadt Oslo ist. Das haben wir in Erdkunde gelernt.

#### Warum seid ihr nach Norwegen gezogen?

– Ein paar Ereignisse haben dazu geführt, dass wir dort nicht mehr wohnen konnten. Ein wichtiges Ereignis für mich war, dass ich in der Schule keinen Hidschab tragen durfte. Das hat dazu geführt, dass ich mehr als ein Jahr nicht zur Schule gegangen bin.

#### Wie ist es, in Norwegen zu wohnen?

– Die größte Herausforderung war es, die Sprache zu lernen. Wenn du in einer Gesellschaft lebst, ist es sehr schwierig mit Leuten zu kommunizieren, wenn du die Sprache nicht kannst.

#### Wie war dein erster Eindruck von Norwegen?

– Mein erster Eindruck von Norwegen war: viele Wälder, viel Schnee und schöne Sommer. Ich mag nicht, wenn es zu heiß ist.

#### Welche Unterschiede sind die größten?

- In Aserbaidschan stressen wir die ganze Zeit. In Norwegen sind die Leute lockerer und nicht so gestresst. Die Jugendlichen haben viel mehr Freizeit und können viele Aktivitäten in der Freizeit machen. In Aserbaidschan ist der Unterricht so schwierig und die Tagen in der Schule sind lang. Es ist unmöglich, eine andere Aktivität zu machen.

#### Was vermisst du?

– Ich vermisse meine Familie und meine alten Freunde, die in Aserbaidschan wohnen.

#### Wie hast du 22. Juli 2011 erlebt?

- Ich wohnte damals nicht in Norwegen. Ich habe davon in den Nachrichten gehört. Es war grausam! Die Opfer waren sehr jung und die Familien taten mir sehr leid. Damals war diese Nachricht eine von vielen Nachrichten und deshalb habe ich nicht so viel mitbekommen.

#### Warum seid ihr eigentlich nach Norwegen gefahren?

Es war nicht länger möglich, in meinem Heimatland zu wohnen, weil das Leben meines Vaters gefährdet war. Er ist politisch aktiv gewesen.

#### Wie ist eure Situation jetzt? Dürft ihr in Norwegen bleiben?

Wir haben keine Aufenthaltsgenehmigung bekommen. Aber wir hoffen dass wir bleiben können...Es ist eine sehr schwierige Situation. Wir können nicht zurückkehren.

## 26. Selma Lejlic (geboren 1997)

Interview von Emma Bækkelund im September 2014 in Lillesand

### Wie heisst du ?

Selma Lejlic. Ich bin 16 Jahre alt und besuche das Gymnasium in Lillesand. Lillesand liegt in Süd-Norwegen.

### Wann sind deine Eltern nach Norwegen gekommen?

Meine Eltern sind 1993 nach Norwegen gekommen.

### Warum sind sie nach Norwegen gekommen?

Wegen des Kriegs in Bosnien in den 90-er Jahren. Sie haben einen schrecklichen Krieg erlebt und mussten fliehen. Da war ich noch nicht geboren. Aber mein Bruder war ein kleiner Junge und meine Mutter war schwanger mit meiner Schwester Emina. Wir Kinder sind alle in Norwegen aufgewachsen.

### Wie ist es, in Norwegen zu wohnen?

Es war und ist sehr anders in Norwegen zu wohnen. Das Leben in Bosnien ist sehr unterschiedlich. Alles ist total anders von der Politik bis zum Klima. Vor allem ist die Kultur sehr unterschiedlich. Es ist eine andere Welt. Wir leben aber als Norweger und sind sehr integriert in die Gesellschaft. Zu Hause sprechen wir aber bosnisch und haben natürlich andere Traditionen als die Norweger.

### Was ist an Norwegen positiv und negativ?

Negativ: Das Klima. Es ist zu kalt in Norwegen. In Bosnien scheint die Sonne öfter. Ich habe keine Familie in Norwegen. Es wäre schön, eine richtige Tante und einen richtigen Onkel in

Norwegen zu haben. Wir haben aber viele gute Freunde. Einige kommen aus Norwegen und andere kommen aus Bosnien. Für meine Eltern war es sehr schwierig, die Sprache zu lernen. Jetzt sprechen sie super norwegisch, aber mit Akzent.

Lillesand ist eine ruhige Stadt und die Leute halten sich zu Hause. Es ist manchmal ein bisschen langweilig. In Bosnien sind die Leute draussen und unterhalten sich gerne stundenlang.

Das Positive an Norwegen sind die vielen Möglichkeiten, die wir hier haben. Norwegen ist ein demokratisches Land, Bosnien eigentlich auch. Aber hier funktioniert alles viel besser. Als Mädchen habe ich dieselben Möglichkeiten wie die Jungen.

### Hast du viel Familie in Bosnien?

Ja, viele in meiner Familie wohnen in Bosnien, aber einige wohnen auch in Schweden. Ich habe ein bisschen Kontakt mit ihnen. Ich vermisse eine größere Familie in Norwegen!

### Hast du Bosnien vermisst?

Ja, aber wir denken, dass Norwegen ein sehr guter Platz zum Wohnen ist. Ich könnte nicht mein Leben in Bosnien verbringen. Norwegen ist mein jetziges Heimatland.

**27. Gasali Tunc (geboren 1997)**

Interview von Andrine Johnsmyr im September 2014 in Lillesand

**Frage: Woher kommst du/deine Familie?**

Ich bin halb türkisch und halb Araberin, ich bin in Deutschland geboren, aber ich habe fast mein ganzes Leben in Norwegen gelebt.

**Frage: Warum seid ihr nach Norwegen gekommen?**

Erst waren es meine Großeltern, sie sind vor dem Krieg geflüchtet, und meine Eltern sind mitgekommen. Dann mussten sie von Land zu Land flüchten. Sie haben einander im Deutschland getroffen und dort geheiratet. Zum Schluss sind wir nach Norwegen geflüchtet.

**Frage: Wie viele Jahre seid ihr in Norwegen gewesen?**

Wir haben hier etwa zwölf Jahren gewohnt.

**Frage: Was hat du/deine Familie gefühlt?**

Ich war sehr klein, vier Jahre alt. Also ich erinnere mich nicht. Jetzt haben wir fast unser ganzes Leben hier gewohnt.

**Frage: Hattet ihr, seitdem ihr nach Norwegen geflohen seid, Schwierigkeiten?**

Ja, weil wir keine Aufenthaltsgenehmigung haben. Wir haben jetzt fast zwölf Jahren hier gewohnt, und haben sie immer noch nicht gekriegt. Aber es gibt Hoffnung, und wir geben nicht auf.

**Was ist an Norwegen positiv?**

Es ist positiv, dass man als Flüchtling vom Staat gut unterstützt wird.

**Was ist an Norwegen negativ?** Am meisten negativ ist, dass man als Asylbewerber nicht arbeiten darf. Es ist wichtig für Menschen zu arbeiten.

## 28. Preben Værholm (geboren 1990)

Bericht von Susanne Bakke im September 2014 in Lillesand

Preben ist heute 24 Jahre alt, er ist ein ehemaliger Schüler auf unserem Møglestu Gymnasium. Preben ist ein Überlebender des 22. Julis 2011. Diese Tragödie hat sein Leben geändert, aber er hat viel Hilfe bekommen, von der Familie, von Freunden und professionellen Psychologen in Lillesand.

Am 22. Juli 2011 war er in dem Haupthaus auf der Insel Utøya. Viele von den Jugendlichen waren in diesem Haus versammelt, um die Nachrichten von der Explosion in Oslo zu sehen.

Um 15 Uhr 25 hat Breivik ein Auto mit einer Bombe vor dem Eingang des Regierungsviertels hinterlassen. Das Resultat waren acht Tote und mehr als 30 Schwerverletzte. Breivik selber hatte den Ort verlassen und war schon unterwegs nach Utøya. Er ist ihm gelungen, zur Insel transportiert zu werden, als Polizist verkleidet.

Preben und die anderen sahen einen „Polizisten“, der Informationen über die Untat in Oslo geben will. Alle sind sehr von dieser Untat geprägt und verstehen erst, als er zu schießen beginnt, dass er ein Terrorist ist. Panik bricht aus, Preben rennt aus dem Haupthaus und versteckt sich mit einigen anderen in einem kleinen Haus nebenan. Sie hören die ganze Zeit, wie Breivik herumläuft und Menschen umbringt. Er nähert sich. Da verlassen Preben und die anderen das kleine Haus und laufen weg. Sie laufen zum Wasser, klettern einen steilen Felsen herunter, dem Ufer entlang bis zu einer Höhle, wo sie zusammenkriechen. Glücklicherweise konnte Breivik sie von oben

nicht sehen. Die ganze Zeit konnten sie die Schüsse und Schreie von Breivik hören. Preben hatte die ganze Zeit durch sein Handy Kontakt mit der Umwelt. Er versuchte auch, die Polizei anzurufen, aber es war unmöglich. Sie blieben dort stundenlang, bis sie hörten, dass Breivik festgehalten worden war. Viele Boote kamen und haben Jugendliche aus dem Wasser geholt, einige schon tot, andere noch am Leben, schwer verletzt. Deshalb mussten Preben und die anderen sehr lange warten, bis sie geholt wurden.

Er hat nicht enge Freunde verloren, aber viele Bekannte von ihm sind gestorben. Preben hat Glück gehabt. Er ist heute Ingenieur und aktiv als Politiker. Das Gerichtsverfahren hat 2012 stattgefunden. Für Preben war es eine schwierige Periode, weil er diese Tragödie noch einmal erleben musste. Er hat das Gerichtsverfahren mitverfolgt, das war sehr belastend für ihn. Die große Frage war, ob Breivik zurechnungsfähig war, als er die Grausamkeiten gemacht hat. Dies war sehr wichtig für die Opfer und Preben. Breivik ist kein Wahnsinniger gewesen, aber es ist schwierig zu fassen.

Preben hat eine Freundin von mir auf Utøya getroffen, gerade bevor sie erschossen worden ist. Es war sehr schwer, darüber zu hören.

Interviews von:

Darius Učkuronis, Kastė Mikulėnaitė, Deimantė Blusevičiūtė, Adrijana Jucevičiūtė, Aida Garnytė, Emilija Domanskytė

### 29. Marija Zarembienė (geb. 1982)



Französischlehrerin am Žirmūnai Gymnasium Vilnius

**Frage: Hat Ihre Familie vor der Unabhängigkeit solche Feste wie Weihnachten oder den 16. Februar gefeiert?**

Ja, mein Vater ist ein Patriot seines Landes, er war immer für die Unabhängigkeit. Den 16. Februar konnten wir nur zu Hause feiern, es gab doch keine Veranstaltungen zu diesem Anlass, manchmal gingen wir an diesen Feiertagen in die Kirche. Natürlich sollten wir das heimlich tun, obwohl mein Vater aufgeschlos-

sen war und keine Angst hatte, seine Meinung zu äußern.

**Frage: Haben Sie an den Ereignissen am 13. Januar teilgenommen?**

Nein, ich war damals erst neun Jahre alt. Mein Vater hat teilgenommen. Und ich war ängstlich, überall herrschte Angst.

**Frage: Wie war die Situation an Ihrer Schule, wie hat die Schulgesellschaft auf die Ereignisse reagiert?**

Meine Mutter hat mir erzählt, dass der Schuldirektor die Lehrkräfte anzeigen musste, die an Meetings oder an anderen Veranstaltungen teilgenommen haben. So saß er in seinem Auto und war nicht „erreichbar“, er wollte kein Verräter sein.

**Frage: Und was bedeutet der 11. März für Sie?**

Eine Erinnerung, dass die Freiheit sehr wichtig ist, dass sie keine selbstverständliche Erscheinung ist, man muss um sie kämpfen.

Besonders jetzt denke ich oft daran, wo ich über die Situation in der Ukraine höre und lese...

**Frage: Falls die Situation sich wiederholen würde, würden Sie Ihre Heimat verteidigen?**

Die Familie ist für mich wichtiger. Ich habe zwei kleine Kinder und sie sind mir wichtiger. Ich würde daran denken, wie ich sie beschützen könnte.



**30. Laima Laurinavičiūtė (geb.1977)**

Litauischlehrerin am Žirmūnai Gymnasium  
Vilnius

**Frage: Haben Sie an den Ereignissen vom  
13.Januar teilgenommen?**

Ja, mit meinen Eltern.

**Frage: Erinnern Sie sich daran, wie Sie sich  
an diesem Tag gefühlt haben?**

Alle waren einig, freundlich, in der Luft aber  
herrschte die Spannung.

**Frage: Haben Sie zu der Zeit studiert oder  
arbeiteten Sie?**

Ich war noch Schülerin.

**Frage: Wie haben Ihre Nächsten, Freunde  
auf die Bewegung Sajūdis reagiert?**

Alle haben die Idee unterstützt, freuten sich,  
haben sich aktiv beteiligt.

**Frage: Was bedeutet für Sie persönlich der  
11. März?**

Ein wichtiger Tag für das ganze Land und  
seinen Menschen. Litauen wurde unabhängig.

## 31. Dalia Ignotienė (geb. 1965)



Litauischlehrerin am Žirmūnai Gymnasium

*Im folgenden Interview berichtet die litauische Zeitzeugin Dalia Ignotienė (geb. 1965) von der Wiederherstellung der Unabhängigkeit Litauens, angefangen mit den dramatischen Ereignissen vom 13. Januar 1991: „Es war grausam. Die wollten Angst verursachen, sie haben die Panzerrohre auf die Menschen gerichtet, um psychologisch zu zerstören“. Es kam zu tödlichen Auseinandersetzungen.*

**Frage: Hat Ihre Familie vor der Wiederherstellung der Unabhängigkeit Litauens Weihnachten oder den 16. Februar gefeiert?**

Ja, meine Familie hat immer Sitten und Bräuche gepflegt. Wir haben nicht nur Weihnachten, sondern auch den Heiligabend gefeiert. Natürlich haben wir das geheim getan. Das Haus war abgeschlossen und unsere Mutter hat mir und meiner Schwester streng verboten, darüber in der Schule zu erzählen, weil in der Sowjetzeit diese Feste verboten waren.

Ich möchte noch betonen, dass Weihnachtstage Arbeitstage waren, wir mussten doch zur Arbeit gehen. Und das festliche Abendessen

für den Heiligen Abend war schwer vorzubereiten. Darauf haben wir uns im Voraus vorbereitet. Also, so haben wir unsere wichtigen Feste vor der Wiederherstellung der Unabhängigkeit gefeiert.

**Frage: Hat jemand von Ihren Verwandten unter der Okkupation und der Verbannung gelitten?**

Ja, meine Tante, die Schwester meines Vaters. Sie arbeitete in der Nachkriegszeit als Litauischlehrerin und jemand von ihren Schülern, der als Agent für Okkupanten gearbeitet hat, hat sie verpetzt. Er/sie hat berichtet, dass sie im Unterricht zu viel über Litauen erzählt, dass sie über J. Basanavičius und V. Kudirka unterrichtet hat, diese Schriftsteller standen in der Sowjetzeit nicht auf dem Schulprogramm. Und so wurde sie für 10 Jahre nach Madagan verbannt. 1953, nach dem Tod von Stalin wurde sie als „unschuldig“ erklärt. Und mütterlicherseits waren viele auf der Liste, die verbannt werden sollten, weil sie Großbauern und reich waren. Aber gute Menschen haben immer gewarnt, wenn die Verbannungen stattfinden sollten. So konnten sie sich verstecken. Sie haben alles zurückgelassen und sind in eine andere Stadt gezogen und so ging es mehrmals. Dadurch haben sie die Familie bewahrt, aber viel Hab und Gut verloren.

**Frage: Haben Sie an den Ereignissen am 13. Januar teilgenommen?**

Das war schicksalsbestimmt. Damals arbeitete ich noch in Biržai und in dieser Woche habe ich an einem Fortbildungsseminar in Vilnius teilgenommen. Und jeden Tag nach dem Seminarabschluss sind wir zum Parlament oder Fernsehturm gegangen. Es wurde immer aufgefordert, dass man dorthin gehen sollte. Und so kamen immer sehr viele Leute, es gab massenweise Verteidiger. Und am 13. Januar

sollte ich schon zurück nach Biržai, bin aber in Vilnius geblieben. Ich wohnte in der Nähe von Šiaurės miestelis und ich bin Zeugin, dass am Abend um 22.30 die Panzer in die Stadt gefahren sind. Es war grausam. Die wollten Angst verursachen, sie haben die Panzerrohre auf die Menschen gerichtet, um sie psychologisch zu zerstören. In dieser Nacht bin ich zu Hause geblieben, und was in der Nacht am Fernsehturm passiert war, erfuhr ich erst am Morgen.

**Frage: Und wie haben Sie sich an dem Tag (am 13. Januar) gefühlt?**

Eigentlich war es sehr schwer zu begreifen, was passiert ist, erst am nächsten Tag war ich bange, als wir erfahren haben, dass es Tote gab, auf den Straßen wurde geschossen, es wurde eine sogenannte Sperrstunde eingeführt, auf den Straßen fuhr das Militär. Es wurde empfohlen, zu Hause zu bleiben.

**Frage: Und wie schätzten die Nächsten, Freunde die Bewegung Sąjūdis?**

Sowohl die Nächsten als auch Freunde und Bekannte gingen jeden Tag nach der Arbeit zum Parlamentsgebäude, zum Fernsehturm. Alle waren einig, haben einander unterstützt. Ich erinnere mich noch, dass wir sogar Geld und Lebensmittel für die Opfer dieser Zeit gesammelt haben. Die Einigkeit, die Solidarität, die Heimatliebe waren deutlich geprägt.

**Frage: Als was haben Sie zu der Zeit gearbeitet?**

Wie ich schon gesagt habe, war ich damals in Biržai als Litauischlehrerin das 3. Jahr nach dem Studium tätig. Man kann sagen, dass ich meiner Tante gefolgt bin, die auch als Litauischlehrerin arbeitete.

**Frage: Was bedeutet für Sie der 11. März heutzutage?**

Die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Litauens. Es sind schöne Erinnerungen im Gedächtnis geblieben: Der Schnee taute, es war ein schöner Frühlingstag. Am 12. März gab es keinen Unterricht an der Schule, alle jubelten, freuten sich, dass Litauen wieder unabhängig wurde.

**Frage: Falls die Ereignisse sich wiederholen würden, würden Sie die Heimat verteidigen?**

Ich habe an den Ereignissen am 13. Januar teilgenommen, alle Grausamkeiten gesehen, und ich habe verstanden, dass die Heimatverteidigung mit Opfern verbunden ist. Und jetzt, so denke ich, bin ich vorsichtiger geworden, so denke ich, dass ich nicht gehen würde, wenigstens würde ich ganz genau darüber nachdenken.

**32. Aida Mikalauskienė (geb.1963)**

Mathematiklehrerin, Leiterin der Abteilung für exakte-und soziale Wissenschaften

**Frage: Wo haben Sie zu der Zeit der Wiederherstellung der Unabhängigkeit Litauens (1988-1991) gearbeitet?**

Zu der Zeit war ich in der Mittelschule Nr. 23, im jetzigen Simonas Daukantas Gymnasium tätig.

**Frage: Haben Sie an irgendeiner Veranstaltung, die mit der Wiederherstellung der Unabhängigkeit verbunden war, teilgenommen?**

Ich habe an allen Veranstaltungen, die auf dem Kathedralen-Platz stattfanden, teilgenommen. Sogar an der Schule, wo ich damals tätig war, gab es eine Gruppe der Bewegung „Sajūdis“.

Zu der Gruppe gehörten meistens junge Lehrer, die nach der Unabhängigkeit Litauens strebten. Die Unabhängigkeit Litauens war das Ziel auch von Schülern. Ich erinnere mich, wie die Schüler meiner Klasse die Organisation der Pioniere verlassen wollten.

An demselben Tag musste ich zum Schuldirektor. Das war kein angenehmes Gespräch. In kurzer Zeit sind auch die Schüler der anderen Klassen meinen gefolgt und es gab keine Pioniere an der Schule mehr.

Eines der eindrucksvollsten Ereignisse war der Baltische Weg. Noch heutzutage erinnere ich mich an dieses wunderschöne Gefühl der Gemeinsamkeit, der Freundlichkeit. Das ist unbeschreibbar!

Ich erinnere mich ganz gut an die Ereignisse im Januar 1991. Damals stand ich mit den anderen am Seimas, am Parlamentgebäude. Am Anfang gab es keine Angst, nur Euphorie. Die Angst kam später, als die Panzer schon durch Vilnius fuhren. Meine Schule steht gerade in der Nähe des Parlaments. Die Schüler hatten damals Winterferien. Die Verteidiger kamen in die Schule, wir tranken zusammen Tee, unterhielten uns, es gab solche, die in der Schule übernachtet haben.

**Frage: Wie könnten Sie den 11.März 1991 beschreiben? Wie haben Sie sich an diesem Tag gefühlt? Wie war die Kommunikation zwischen den Litauern? Gibt es Unterschiede zwischen damals und heutzutage?**

An den 11. März erinnere ich mich sehr gut. Das war der Tag der großen Freude. Alle waren sehr freundlich den anderen gegenüber. Wie Žygimantas Pečiulis gesagt hat: die Not vereint die Menschen. Tatsächlich, solange wir gemeinsame Ideen, ein gemeinsames Ziel hatten, waren wir freundlich, hilfsbereit. Jetzt sind die Menschen entfremdet, weil sie keine gemeinsamen Ideen mehr haben. Eigentlich war es wunderbar, dieses Gefühl der Gemeinsamkeit zu erleben! Es ist doch so gut zu wissen, dass viele dasselbe wie du fühlen, erle-

ben. Ich freue mich, dass ich diesen Zeitabschnitt erleben durfte!

**Frage: Wie haben Ihre Schüler auf die Ereignisse am 11. März reagiert?**

Ebenso wie alle Litauer. Sie haben sich riesig gefreut. Sie hatten auch innerliche Unruhe, ob die Unabhängigkeit Litauens durch andere Staaten anerkannt wird.

**Frage: Feiern Sie heutzutage den 11. März?  
Wenn ja, dann wie?**

Aber selbstverständlich. Meine Familie feiert jedes Jahr und natürlich unterschiedlich. Dieses Jahr sind wir nach Medininkai gefahren, haben die Burg besichtigt, wir haben an unserem Haus die litauische Flagge gehisst und gezählt, wie viele Flaggen man in unserem Wohnviertel Pavilnys gehisst hat. Leider waren es nicht so viele, wie man erhofft hat, aber trotzdem ist es erfreulich, wenn die Bewohner Litauens an diesem wichtigen Gedenktag die Flaggen hissen.



**33. Edmundas Grigaliūnas ( geb.1959)**

Der Schuldirektor; Mathematiklehrer

**Frage: Wo haben Sie zur Zeit der Wiederherstellung der Unabhängigkeit Litauens gearbeitet?**

Als Direktor dieses Gymnasiums.

**Frage: Haben Sie an irgendwelcher Veranstaltung, die mit der Wiederherstellung der Unabhängigkeit verbunden war, teilgenommen?**

Ich habe an der Aktion Baltischer Weg und an vielen Meetings teilgenommen.

**Frage: Wie haben Sie sich nach dem 11. März 1991 gefühlt? Hat sich etwas geändert?**

Ich fühlte mich sehr gut, beflügelt, frei. Es gab ab sofort viele Veränderungen: die Kommunistische Partei existierte nicht mehr, kaum einer

wollte Russisch lernen, es gab keine Zensur der Presse mehr!

**Frage: Wie war die Reaktion der Schüler auf die Ereignisse vom 11. März?**

Es herrschte Einigkeit unter den Schülern, wir haben uns oft Nachrichten im Radio angehört, haben auch die litauische Flagge gehisst. Die Unabhängigkeit war das Wichtigste!

**Frage: Wurden in Ihrer Familie die nicht-sowjetischen Feste gefeiert?**

Den 16. Februar haben wir nicht gefeiert, nur darüber gesprochen. Die religiösen Feste wie Weihnachten, den Heiligabend, haben wir immer gefeiert.

**Frage: Und den Gedenktag, den 11. März?**

Den Tag feiern wir immer, ich nehme an Meetings teil, höre mir alle feierlichen Rede zu diesem Anlass an.

## 34. Zita Jackūnienė (geb. 1959)



Ethiklehrerin am Žirmūnai Gymnasium Vilnius

**Frage: Wo haben Sie zur Zeit der Wiederherstellung der Unabhängigkeit (1988-1991) studiert oder gearbeitet?**

In Panevėžys als Mathematiklehrerin.

**Frage: Haben Sie an irgendeiner Veranstaltung teilgenommen?**

Ja, am Baltischen Weg, auch an verschiedenen Meetings.

**Frage: Wie haben Sie sich nach dem 11. März 1990 gefühlt, woran haben Sie gedacht, wie war die Situation?**

Ich freute mich riesig, habe alle Sendungen im TV verfolgt und freute mich über die Wiederherstellung der Unabhängigkeit.

**Frage: Wie haben darauf Ihre Gleichaltrigen, auch Ihre Schüler reagiert?**

Alle waren glücklich und keiner beschwerte sich über die verschlechterte wirtschaftliche Lage. Die Schüler jubelten.

**Frage: Wurde in Ihrer Familie in der Sowjetzeit über das unabhängige Litauen, die Verbannung diskutiert? Haben Sie solche Feste und Feiertage wie Weihnachten, Ostern, den 16. Februar gefeiert?**

Ja, wir haben darüber diskutiert. Wir haben immer mit der Unabhängigkeit gerechnet. Wir haben sogar heimlich irgendwelchen Schmuck getragen, der den Farben der litauischen Flagge entsprach. Und die Verbannung war auch das Thema der Gespräche in der Familie. Der Mann meiner Tante wurde von den Sowjets gequält, weil er Partisan (Waldbruder) war. Die Familie meines Vaters versteckte sich auch im Wald, um die Verbannung zu vermeiden, weil alle reichen Menschen verbannt wurden und seine Familie hatte einen Gutshof. Und in der Familie haben wir sowohl Weihnachten, Ostern als auch den 16. Februar gefeiert.

**Frage: Und wie feiern Sie jetzt den 11. März?**

Ja, wir feiern jedes Jahr. Meistens nehmen wir an verschiedenen Veranstaltungen in der Stadt zu diesem Anlass teil.

## 35. Nijolė Daubaraitė (geb.1956)



Chemielehrerin am Žirmūnai Gymnasium  
Vilnius

**Frage: Wo haben Sie im Zeitraum von 1988 bis 1991 gearbeitet?**

Am Žirmūnai Gymnasium.

**Frage: An welchen Veranstaltungen, die mit der Wiederherstellung der Unabhängigkeit verbunden waren, haben Sie teilgenommen?**

Fast an allen, z.B. am Baltischen Weg, an Meetings von der Bewegung Sajūdis, an der Lesung von Bernardas Brazdžionis (in der Sowjetzeit ein Tabu-Schriftsteller).

**Frage: Welche Emotionen herrschten nach dem 11.März 1990?**

Hoffnung und Freude. Natürlich war es wirtschaftlich schwieriger, aber in der Sowjetzeit war es auch nicht besser, deshalb hatten wir davor keine Angst.

**Frage: Wie haben Ihre Schüler auf diese Ereignisse reagiert?**

Über den 11. März haben sich alle riesig gefreut. Auf die Ereignisse am 13. Januar haben viele sehr empfindlich reagiert.

Alle freuten sich natürlich, die ältere Generation hatte Angst vor der Verbannung. Ich gehörte damals zu der jungen Generation, wir hatten keine Angst, wir freuten uns, jubelten und warteten auf die Wiederherstellung der Unabhängigkeit.

**Frage: Und wie feiern Sie den 11. März?**

Meine beste Freundin ist Geschichtslehrerin, so „zwingt“ sie mich, zu allen Veranstaltungen mitzugehen. Die Veranstaltungen könnten eigentlich eindrucksvoller sein.

## 36. Rimgaudas Ruzgys (geb.1937)



Sicherheitsdienst am Žirmūnai Gymnasium  
Vilnius

**Frage: Hat Ihre Familie vor der Unabhängigkeit Litauens solche Feste und Feiertage wie Weihnachten, den 16. Februar gefeiert?**

Immer... . Sogar weit von Litauen , in der Verbannung, am Baikal. Wir haben gefeiert, wie es nur möglich war. Es gab kaum Lebensmittel, auch Geschäfte, wo wir sie kaufen konnten. Alle Verbannten waren unter Aufsicht von Kommandanten, wir sollten uns in der Baracke verschließen und heimlich, nur im Kreis der Familie haben wir diese Feste gefeiert. Als wir zurückkamen, haben wir uns mit Menschen ähnlichen Schicksals, die auch so vieles erlebt haben, befreundet und mit denen dann gefeiert. Einer von solchen Freunden war aus dem Priesterseminar, er hat uns verheiratet und unsere Kinder getauft.

**Frage: Haben Sie an den Ereignissen am 13. Januar teilgenommen? Welche Gefühle haben Sie damals erlebt?**

Selbstverständlich! Am 13. Januar war ich am Parlament, die ganze Nacht. Ich war auch im TV Bus und habe die Sendungen aus dem Parlament verfolgt. Wir haben Barrikaden errichtet. Wie habe ich mich gefühlt? Natürlich war uns bange, wir wussten nicht, was uns erwartet.

**Frage: Wo haben Sie damals gearbeitet?**

In einem Werk als Obermechaniker für den Verkehr.

**Frage: Wie war die Reaktion der Mitarbeiter auf die Bewegung „Sajūdis“?**

Wie auch in der Familie sind die Kinder unterschiedlich, so war es auch in dem Betrieb. Natürlich hatten die Menschen unterschiedliche Meinungen. Die es wollten, die gingen zu den Meetings. Es gab ein Parteimitglied ( KP), der hat versucht, mich zu behindern, er wusste, dass ich ein aktiver Anhänger von Sajūdis war. Es gab aber auch solche, die in der Betriebsleitung hohe Positionen hatten, die auch die Ideen des freien Litauens unterstützt haben.

**Frage: Und was bedeutet Ihnen der 11. März?**

Ein großes, ein sehr großes Fest! Falls ich nur kann, gehe ich zu den Veranstaltungen, treffe mich mit meinen Gleichgesinnten.

**Frage: Wenn sich solche Ereignisse wiederholen würden, würden Sie die Heimat verteidigen?**

Natürlich, auf jeden Fall. Das steckt wahrscheinlich in meinem Blut. Keiner könnte mich umerziehen.